UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

3 1761 09701690 1

Nietzsche's Werke

Zweite Abtheilung

Band XII

(Vierter Band der zweiten Abtheilung)

Alfred Kröner Verlag in Leipzig
1919

Phil 05.
N677
1917

Nachgelassene Werke.

Von

Friedrich Nietzsche.

Unveröffentlichtes
aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft
und des Zarathustra.

(1881—1886.)

Zweite, völlig neu gestaltete Ausgabe.
1. und 2. Tausend.

206793
3. 11. 26

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1901.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Germany

Inhalt.

Seite

Vorwort der Herausgeber VII

Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/82.) 1

I. Philosophie im Allgemeinen 3

II. Erkenntnisstheorie 21

III. Die ewige Wiederkunft.

1. Darstellung und Begründung der Lehre 51

2. Wirkung der Lehre auf die Menschheit 63

IV. Physik und Metaphysik 71

V. Moral.

1. Allgemeine Fragen der Moralwissenschaft.

a) Ursprung, Wesen und Ende der Moral 75

b) Das Unmoralische 85

2. Ethische Principien und Ideale.

a) Die Nützlichkeitstheorie 93

b) Nächstenliebe, Selbstlosigkeit 96

c) Sociale Triebe als Äusserungen des Willens zur Macht 101

d) Individualismus 108

3. Einzelne Betrachtungen 130

VI. Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Lust, Schmerz 143

b) Trieb, Wille 148

c) Selbstbewusstsein, Vernunft 155

2. Einzelbemerkungen 157

VII. Religion.

1. Der Gottesglaube 167

2. Bemerkungen über das Christenthum 171

VIII. Kunst.

1. Kunst, Schriftstellerei, Dichtung 175

2. Musik.

a) Allgemeines 179

b) Richard Wagner 182

IX. Weib, Liebe, Ehe 185

X. Cultur.

1. Allgemeines; Historisches 189

2. Modernität und Zukunft 200

XI. Kritische persönliche Bemerkungen. (1881—1883.) . . . 211

XII. Verschiedenes 227

Aus der Zeit des Zarathustra. (1882—1886.) 235
Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.) 237
I. 239
II. 261
III. 303
IV. 327
V. 331
VI. 337
VII. 343
Nachträge zum Zarathustra. (1882—1886.)
I. Bemerkungen über einige Hauptgedanken des Zarathustra. (1882—1884.)
1. Der Übermensch 357
2. Der Herrscher und Gesetzgeber 363
3. Die ewige Wiederkunft 369
II. Nachträge zu den ausgeführten Theilen des Zarathustra.
1. Zum zweiten Theil. (Frühling, Sommer 1883.) 373
2. Zum dritten Theil. (Herbst, Winter 1883.) 376
3. Zum vierten Theil. (1884/85.) 380
III. Entwürfe und Gedanken zu den unausgeführten Theilen des Zarathustra.
1. Entwürfe und Gedanken zu einem abschliessenden (vierten) Theil, 1883: vor Abfassung des jetzigen dritten und vierten Theils 391
2. Entwürfe und Gedanken zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra, 1884: vor Abfassung des jetzigen vierten Theils 404
3. Entwürfe und Gedanken zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra, 1885/86: nach Abfassung des jetzigen vierten Theils.
a) Aus dem Jahre 1885 413
b) Aus dem Jahre 1886 418

Nachbericht.
Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/82.) 423
Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.) 429
Nachträge zum Zarathustra. (1882—1886.) 430

Anmerkungen.
Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/82.) 432
Sprüche und Sentenzen (1882—1884.) 435
Nachträge zum Zarathustra (1882—1886.) 436

Vorwort der Herausgeber.

Bei der Herausgabe der nachgelassenen Arbeiten aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft war nach den gleichen Grundsätzen zu verfahren wie bei denen der voraufgehenden Jahre; über diese Grundsätze lese man im Vorwort zum elften Bande nach. Die erkenntnisstheoretischen Hauptgedanken Nietzsche's, welche im Jahre 1881 zum ersten Mal deutlich formulirt wurden, und die ersten Niederschriften über die zu eben dieser Zeit concipirte Theorie von der ewigen Wiederkunft haben wir vollständig mitgetheilt. Wir konnten uns nicht entschliessen, hier irgend eine Notiz wegzulassen; so ist das zweite und dritte Capitel etwas breit geworden. Ferner haben wir es vorgezogen, um jeden Anschein einer voreiligen Deutung unsererseits zu vermeiden, die Bemerkungen über die ewige Wiederkunft in ein besonderes Capitel zu stellen und nicht zum vierten Capitel „Physik und Metaphysik“ zu ziehen. — Die „kritischen persönlichen Bemerkungen“ (S. 211 ff.) hat wiederum Frau Dr. Förster-Nietzsche zusammengestellt.

Wesentlich anders lagen die Verhältnisse bei der nun folgenden Periode des Zarathustra. Das unverwerthete Material ist hier sehr vielseitig und umfangreich. Über 20 Manuscripte sind vorhanden, die unmittelbar zum Zarathustra gehören, voller Notizen, Pläne, Gedanken, Wendungen, Sentenzen und Sprüche. Es stellte sich als unmöglich heraus, dies eminent wichtige Material im Rahmen einer Ausgabe zu erschöpfen. Mit seiner Hülfe den Entstehungs-, Formungs- und Umformungsprocess des Dichtwerks Zarathustra zu verfolgen und die räthselreichen, poetisch verkleideten Gedanken des philosophischen Werks Zarathustra auszulegen, muss schon deshalb einer später erscheinenden wissenschaftlichen Studie überlassen bleiben, weil die Grenzen eines Nachberichts damit weit überschritten würden. Einige Aufklärung über die Hauptgedanken des Zarathustra wird immerhin das erste Capitel unserer Nachträge geben, wo wir alle verwerthbaren Aufzeichnungen hierüber mitgetheilt haben. Wir mussten uns dabei natürlich auf die Äusserungen beschränken, welche direct auf den Zarathustra zu beziehen sind. Im zweiten Capitel folgen einzelne zurückgebliebene, relativ fertige Partieen der ausgeführten Theile des Zarathustra. Das dritte enthält Gedanken und Pläne für die beabsichtigte Weiterführung des Werks. Hier musste alles veröffentlicht werden, was Aufschluss über dieselbe geben kann. Eine Reihe unklarer Stellen mussten wir dabei mit aufnehmen. Die Notizen Nietzsche's sind ganz embryonaler Art. Über die grossen Schwankungen in den Plänen zu dieser Fortsetzung und Beendigung des

Zarathustra vergleiche man den Nachbericht, wo die allernothwendigsten Erklärungen gegeben sind.

Über die Art und Weise nun, wie die Pläne und Gedanken zu den unausgeführten Theilen hier zu veröffentlichen waren, konnte, wie es uns schien, nicht der geringste Zweifel bestehen. Wir mussten sie in grossen Zügen chronologisch und im Einzelnen sinnentsprechend hinter einander setzen. Ein „constructives“ Verfahren, so wie es bei der ersten Ausgabe dieses Bandes, die aus dem Buchhandel zurückgezogen werden musste, versucht ist, schien uns geeignet, das vielfach schwankende und lückenhafte Bild, das diese Bruchstücke ergeben, eher zu verwirren, als zu klären. Will man nachschaffen, will man mit Hülfe dieser vorläufigen Notizen ein oder mehrere in sich geschlossene Gebäude oder wenigstens Baupläne herstellen, so muss man weitergehen und eigene Zusätze machen, um die vorhandenen Lücken und Unklarheiten auszugleichen. Hierfür aber ist augenscheinlich eine wissenschaftliche Ausgabe nicht der rechte Ort. Es sei daher ausdrücklich betont, dass unsere Veröffentlichung Nietzsche's Entwürfe und Bemerkungen unverändert bringt, so wie sie die Manuscripte enthalten (abgesehen von den in den Anmerkungen angegebenen Weglassungen und Ausgleichungen der Hinweise auf einen bestimmten Theil; vgl. Nachb.), während in der früheren Ausgabe von den verschiedensten Stellen her genommene Aufzeichnungen willkürlich in einander gefügt und andere, zusammengehörige, zerrissen sind.

In den Manuscripten zum Zarathustra giebt es

ausserdem eine grosse Zahl unverwendeter, einzeln stehender Sprüche, die für das Werk bestimmt waren, aber keinen Hinweis tragen, an welche Stelle und in welchen Zusammenhang sie kommen sollten. Wir haben sie mit den übrigen Sprüchen der Zeit, die Nietzsche als besonderes Buch herausgeben wollte, zusammengenommen und als „Sprüche und Sentenzen (1882—1884)“ vor die Nachträge zum Zarathustra gestellt. — Die Sprüche sind von uns stofflich gruppirt worden; jedoch haben wir eine bis in's Einzelne durchgeführte systematische Anordnung nicht angestrebt, da sie hier, als kaum erreichbar, auch kaum zu verlangen sein dürfte.

Die philosophische Prosaarbeit ist während der Zeit des Zarathustra nicht gänzlich unterbrochen worden. Vom Jahre 1882 an bis zum Jahre 1885 gehen prosaische Niederschriften neben der Arbeit am Zarathustra her, die namentlich im Jahre 1884 sehr umfangreich und bedeutend sind. Veröffentlicht werden dieselben im nächsten Bande werden, da sie ihrem Charakter nach zu den Vorarbeiten des „Jenseits von Gut und Böse“ und der „Umwerthung aller Werthe“ gehören.

Für eine Reihe ausgezeichneter Rathschläge sind wir den Herren Geheimrat Professor Dr. Heinze und Professor Dr. Holzer verbindlichen Dank schuldig, die uns schon bei Band XI ihre gütige Unterstützung gewährt haben.

Weimar, im April 1901.

Ernst und August Horneffer.

Unveröffentlichtes

aus der Zeit der

Fröhlichen Wissenschaft

und des

Zarathustra.

(1881—1886.)

Aus der Zeit

der

Fröhlichen Wissenschaft.

(1881/82.)

I.

Philosophie im Allgemeinen.

1.

Die Wissenschaft stellt auf, worin der Mensch festgeworden ist (nicht worin die Dinge — obschon sie so sich ausdrückt, jetzt!). Die Polypen werden sich des ungeheueren Gebirges bewusst, das sie gebaut haben, das aus ihnen besteht, dass sie ein lebendiges Gebirge von furchtbarer Festigkeit sind.

2.

Zuletzt: unsere idealistische Phantasterei gehört auch zum Dasein und muss in seinem Charakter erscheinen! Es ist nicht die Quelle, aber deshalb ist es doch vorhanden. Unsere höchsten und verwegensten Gedanken sind Charakterstücke der „Wirklichkeit". Unser Gedanke ist von gleichem Stoffe wie alle Dinge.

3.

Wir dürfen nicht wider den Strich die Vernunft der Menschheit entwickeln, aber es ist auch dafür gesorgt, dass wir es nicht können.

4.

Die Erkenntniss hat den Werth: erstens die „absolute Erkenntniss“ zu widerlegen, zweitens die objective zählbare Welt der nothwendigen Aufeinanderfolge zu entdecken.

5.

Die Wissenschaft hat immer mehr das Nacheinander der Dinge in ihrem Verlaufe festzustellen, so dass die Vorgänge für uns prakticabel werden (zum Beispiel wie sie in der Maschine prakticabel sind). Die Einsicht in Ursache und Wirkung ist damit nicht geschaffen, aber eine Macht über die Natur lässt sich so gewinnen. Der Nachweis hat bald sein Ende, und eine weitere Verfeinerung hätte keinen Nutzen für den Menschen. — Bis jetzt war das die grosse Errungenschaft des Menschen, in vielen Dingen die ihm mögliche Genauigkeit in der Beobachtung des Nacheinander zu erreichen und so für seine Zwecke nachahmen zu können.

6.

Wie kalt und fremd sind uns bisher die Welten, welche die Wissenschaft entdeckte! Wie verschieden ist zum Beispiel der Leib, wie wir ihn empfinden, sehen, fühlen, fürchten, bewundern, und der „Leib“, wie ihn der Anatom uns lehrt! Die Pflanze, die Nahrung, der Berg und was uns nur die Wissenschaft zeigt —, alles ist eine wildfremde, eben entdeckte, neue Welt, der grösste Widerspruch mit unserer Empfindung! Und doch soll allmählich „die Wahrheit“ sich in unseren Traum

verketten und — wir sollen einmal wahrer träumen! — —

7.

Das Bollwerk der Wissenschaft und ihrer Vernunft-Allgemeinheit muss erst errichtet sein, dann kann die Entfesselung der Individuen vor sich gehen: es darf keinen Irrthum dabei geben, weil die Grenzen der Vernünftigkeit vorher festgesetzt und in's Gewissen und den Leib einverleibt wurden. Erst Einverleibung der Wissenschaft — dann: —

8.

Der letzte Nutzen der Erkenntniss und Wissenschaft ist, die Loslösung neuer Eier vom Eierstocke zu ermöglichen und immer neue Arten entstehen zu lassen: denn die Wissenschaft bringt die Kenntnisse der Erhaltungsmittel für neue Individuen. — Ohne Fortschritte der Erkenntniss würden neue Individuen immer schnell zu Grunde gehen, die Existenzbedingungen wären zu schwer und zufällig. Schon die Qual des inneren Widerspruches!

9.

Die Leidenschaft der Erkenntniss sieht sich als Zweck des Daseins, — leugnet sie die Zwecke, so sieht sie sich als werthvollstes Ergebniss aller Zufälle. Wird sie die Werthe leugnen? Sie kann nicht behaupten, der höchste Genuss zu sein! Aber nach ihm zu suchen? Das genussfähigste Wesen auszubilden, als Mittel und Aufgabe dieser Leidenschaft? Die Sinne steigern und den Stolz und den Durst u. s. w.?

Einen Berg hinuntersteigen, die Gegend mit den Augen umarmen, eine ungestillte Begierde dabei. Die leidenschaftlich Liebenden, welche die Vereinigung nicht zu erreichen wissen (bei Lucrez). Der Erkennende verlangt nach Vereinigung mit den Dingen und sieht sich abgeschieden — dies ist seine Leidenschaft. Entweder soll sich alles in Erkenntniss auflösen, oder er löst sich in die Dinge auf — dies ist seine Tragödie. Letzteres sein Tod und dessen Pathos, ersteres sein Streben, alles zu Geist zu machen. — Genuss, die Materie zu besiegen, zu verdunsten, zu vergewaltigen u. s. w. Genuss der Atomistik, der mathematischen Punkte. Gier!

10.

Meine Brüder! Verbergen wir es uns nicht! Die Wissenschaft oder, ehrlicher geredet, die Leidenschaft der Erkenntniss ist da, eine ungeheuere, neue, wachsende Gewalt, dergleichen noch nie gesehen worden ist, mit Adlersschwung, Eulenaugen und den Füssen des Lindwurms — ja sie ist schon jetzt so stark, dass sie sich selber als Problem fasst und fragt: „wie bin ich nur möglich unter Menschen! Wie ist der Mensch fürderhin möglich mit mir!“

11.

Alle Leidenschaft trübt den Blick, erstens für das Object, zweitens für den damit Behafteten. Und nun! Paradoxie! Leidenschaft der Erkenntniss, welche gerade die Erkenntniss erkennen will und ebenso den von der Leidenschaft Befallenen! Unmöglich!! Ist diese schöne Unmöglichkeit vielleicht ihr letzter Zauber?

12.

„Wissenschaft“ angeblich auf der Liebe zur Wahrheit um ihrer selber willen! Angeblich beim reinen Schweigen des „Willens“. In Wahrheit sind alle unsere Triebe thätig, aber in einer besonderen, gleichsam staatlichen Ordnung und Anpassung an einander, so dass ihr Resultat kein Phantasma wird: ein Trieb regt den anderen an, jeder phantasirt und will seine Art Irrthum durchsetzen: aber jeder dieser Irrthümer wird sofort wieder die Handhabe für einen anderen Trieb (zum Beispiel Widerspruch, Analyse u. s. w.). Mit allen den vielen Phantasmen erräth man endlich fast nothwendig die Wirklichkeit und Wahrheit, man stellt so viele Bilder hin, dass endlich eins trifft, es ist ein Schiessen aus vielen, vielen Gewehren nach einem Wilde, ein grosses Würfelspielen, oft nicht in einer Person, sondern in vielen, in Generationen sich abspielend: wo dann ein Gelehrter eben auch nur ein Phantasma durchführt, und wenn es von einem anderen zu nichte gemacht ist, so hat sich die Zahl der Möglichkeiten (in der die Wahrheit stecken muss) verkleinert — ein Erfolg! Es ist eine Jagd. Je mehr Individuen einer in sich hat, um so mehr wird er allein Aussicht haben, eine Wahrheit zu finden, — dann ist der Kampf in ihm; und alle Kräfte muss er dem einzelnen Phantasma zu Gebote stellen, und später wieder einem anderen, entgegengesetzten: grosse Schwungkraft, grossen Widerwillen am Einerlei, vielen und plötzlichen Ekel muss er haben. — Jene Naturen, welche nur vergleichen, was andere einzelne schon phantasirt haben, bedürfen vor allem der Kälte: diese reden von der „Kälte der Wissenschaft“, es sind die Unproductiven, eine wichtige Classe Menschen, da sie den Austausch

zwischen den Producenten herstellen, eine Art Kaufleute, sie schätzen den Werth der Producte ab. Auch diese Fähigkeit kann in einem Menschen, der sonst productiv ist, zuletzt noch da sein. Aber auch noch eine wichtige Fähigkeit: den Genuss an allen den verworfenen Phantasmen, das Schauspiel ihres Kampfes u. s. w. zu haben, — die Natur darin sehen.

13.

Es ist eine ganz neue Lage — auch sie hat ihre Erhabenheit, auch sie kann heroisch aufgefasst werden: obschon es noch niemand gethan hat. Die wissenschaftlichen Menschen gewiss nicht: es sind landläufige Seelen, mit einem von ihrem Empfinden abgeschlossenen Reiche ihrer geistigen Thätigkeit: für sie ist die Wissenschaft vornehmlich etwas Strenges, Kaltes, Nüchternes — kein erschütternder Ausblick, kein Wagniss, kein Alleinstehen gegen alle Dämonen und Götter. Die Wissenschaft geht sie nichts an — das giebt ihnen die Fähigkeit dazu! Hätten sie Furcht oder Witterung des Ungeheueren — so liessen sie die Hand davon. Diese Art Wissenschaft ist es allein, welche bisher der Staat gefördert hat! — das Streben nach Erkenntniss ohne Heroismus, als Geschäft, nützliche Verwendung der Verstandeskräfte u. s. w.

14.

Ohne ein leidenschaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntniss wird es einer schwerlich lange in ihrem gefahrvollen Reiche aushalten; und jedem, der für derlei „Ausschweifungen“ zu feige oder zu keusch ist, sei es billigerweise zugestanden, sich auch daraus

eine Tugend und ein Lob zurecht zu machen. Für die stärkeren Geister aber gilt jene Forderung, dass man zwar ein Mensch der Leidenschaft, aber auch der Herr seiner Leidenschaften sein müsse, auch hinsichtlich ihrer Leidenschaft zur Erkenntniss. Wie Napoleon, zum Erstaunen Talleyrand's, seinen Zorn zur gewählten Zeit bellen und brüllen liess und dann wieder, ebenso plötzlich, zum Schweigen brachte, so soll es der starke Geist auch mit seinen wilden Hunden machen; er muss, wie heftig auch immer in ihm der Wille zur Wahrheit ist — es ist sein wildester Hund —, zur gewählten Zeit der leibhafte Wille zur Unwahrheit, der Wille zur Ungewissheit, der Wille zur Unwissenheit, vor allem zur Narrheit sein können.

15.

Ich habe alle meine Galle nöthig zur Wissenschaft.

16.

In wiefern der Sinn der Redlichkeit die phantastische Gegenkraft der Natur zu reizen vermag! Ob wirklich die Menschen nüchterner werden? — Wir begreifen ja nur durch ein phantastisches Vorwegnehmen und Versuchen, ob die Realität zufällig in dem Phantasiebild erreicht ist; namentlich in der Historie u. s. w. Thukydides und Tacitus müssen Dichter sein. Selbst in der Wissenschaft der einfachsten Vorgänge ist Phantasie nöthig (zum Beispiel Mayer), — aber hier kann noch die Täuschung entstehen, als ob Nüchternheit productiv wäre!

17.

Ich gestehe, die Welt, wie sie sich mir nach reiflichstem Besinnen darstellt, dieses fortwachsende Phantom der Menschenköpfe, an dem wir alle in voller Blindheit arbeiten, dichten, lieben, schaffen, — dies ist ein Resultat, welches eigentlich meinem männlichen Instinct zuwider ist: daran mögen sich Frauen und Künstler, gemäss ihrer Instincte und ihrer Verwandtschaft mit allem Phantomhaften, ergötzen. Ich fürchte bei seinem Anblick für die männlichen Tugenden und weiss nicht recht, wobei sich noch Tapferkeit und Gerechtigkeit und harte, geduldige Vernünftigkeit geltend machen soll, wenn alles so werdend, so phantastisch, so unsicher, so grundlos ist. Nun, wenigstens dies soll uns bleiben: als Männer wollen wir uns doch eben diese Wahrheit sagen, wenn sie nun einmal Wahrheit ist, und sie nicht vor uns verhehlen! Auch dem Anatom ist der Cadaver oft zuwider — aber seine Männlichkeit zeigt sich im Beharren. Ich will erkennen.

18.

Dies ist mir bewusst geworden: in welcher seltsamen Vereinfachung der Dinge und Menschen leben wir! wie haben wir es uns leicht und bequem gemacht und unseren Sinnen einen Freipass für oberflächliche Beobachtung, unserem Denken für die tollsten, muthwilligsten Sprünge und Fehlschlüsse gegeben! Das Bild, welches allmählich die Wissenschaft ausführt, ist nicht aus anderen Erkenntnissquellen geschöpft: dieselben Sinne, dasselbe Urtheilen und Schliessen, aber gleichsam moralisch geworden, stoisch geduldig, tapfer, gerecht, unermüdlich, nicht zu beleidigen, nicht zu entzücken. Es

sind gute Sinne, es ist gutes Denken, was in der Wissenschaft arbeitet. Und diese Wissenschaft deckt nun endlich auch dem guten Menschen seine Oberflächlichkeit und seine Fehlschlüsse auf, die Grundlagen seiner Werthschätzungen, auch seinen Aberglauben, dass der moralische Mensch die Menschheit so weit entwickelt habe: der unmoralische Mensch hat nicht weniger Antheil — und selbst in der Wissenschaft sind fortwährend in feinen Dosen Feindschaft, Misstrauen, Rache, Widerspruchssinn, List, Argwohn thätig und nöthig: in aller ihrer Tapferkeit, Gerechtigkeit und ἀταραξία ist dieses böse Element. Wenn die einzelnen Forscher nicht einseitig eingenommen für ihren Einfall wären, wenn sie nicht ihre Unterhaltung haben wollten, ihre Missachtung fürchteten — wenn sie sich nicht gegenseitig durch Neid und Argwohn in Schranken hielten, so fehlte der Wissenschaft ihr gerechter und tapferer Charakter. Aber als Ganzes erzieht sie zu gewissen Werthschätzungen — die *res publica* der Gelehrten erzwingt eine gewisse moralische Handlungsweise, mindestens den Ausdruck derselben.

19.

Die Wissenschaft lieben, ohne an ihren Nutzen zu denken! Aber vielleicht ist sie ein Mittel, den Menschen in einem unerhörten Sinne zum Künstler zu machen! Bisher sollte sie dienen. — Eine Reihenfolge schöner Experimente ist einer der höchsten Theatergenüsse.

20.

Die Gleichgültigkeit! Ein Ding geht uns nichts an, darüber können wir denken, wie wir mögen, es giebt

keinen Nutzen und Nachtheil für uns, — das ist ein Fundament des wissenschaftlichen Geistes. Die Zahl dieser Dinge hat immer zugenommen; die Welt ist immer gleichgültiger geworden; — so nahm die unparteiliche Erkenntniss zu, welche allmählich ein Geschmack wurde und endlich eine Leidenschaft wird.

21.

Philosophie der Gleichgültigkeit. Was früher am stärksten reizte, wirkt jetzt ganz anders, es wird nur noch als Spiel angesehen und gelten gelassen (die Leidenschaften und Arbeiten), als ein Leben im Unwahren principiell verworfen, als Form und Reiz aber ästhetisch genossen und gepflegt, wir stellen uns wie die Kinder zu dem, was früher den Ernst des Daseins ausmachte. Unser Streben des Ernstes ist aber, alles als werdend zu verstehen, uns als Individuum zu verleugnen, möglichst aus vielen Augen in die Welt sehen, leben in Trieben und Beschäftigungen, um damit sich Augen zu machen, zeitweilig sich dem Leben überlassen, um hernach zeitweilig über ihm mit dem Auge zu ruhen: die Triebe unterhalten als Fundament alles Erkennens, aber wissen, wo sie Gegner des Erkennens werden: in Summa, abwarten, wie weit das Wissen und die Wahrheit sich einverleiben können, — und in wiefern eine Umwandlung des Menschen eintritt, wenn er endlich nur noch lebt, um zu erkennen. — Dies ist die Consequenz von der Leidenschaft der Erkenntniss: es giebt für ihre Existenz kein Mittel, als die Quellen und Mächte der Erkenntniss, die Irrthümer und Leidenschaften auch zu erhalten, aus deren Kampfe nimmt sie ihre erhaltende Kraft. — Wie wird das Leben

in Bezug auf seine Summe von Wohlbefinden sich ausnehmen? Ein Spiel der Kinder, auf welches das Auge des Weisen blickt, Gewalt haben über diesen und jenen Zustand, — und den Tod, wenn so etwas nicht möglich ist. — Nun kommt aber die schwerste Erkenntniss und macht alle Arten Leben furchtbar bedenkenreich: ein absoluter Überschuss von Lust muss nachzuweisen sein, sonst ist die Vernichtung unser selbst in Hinsicht auf die Menschheit als Mittel der Vernichtung der Menschheit zu wählen. Schon dies: wir haben die Vergangenheit, unsere und die aller Menschheit, auf die Wage zu setzen und auch zu überwiegen. — Nein! dieses Stück Menschheitsgeschichte wird und muss sich ewig wiederholen, das dürfen wir aus der Rechnung lassen, darauf haben wir keinen Einfluss: ob es gleich unser Mitgefühl beschwert und gegen das Leben überhaupt einnimmt. Um davon nicht umgeworfen zu werden, darf unser Mitleid nicht gross sein. Die Gleichgültigkeit muss tief in uns gewirkt haben und der Genuss im Anschauen auch. Auch das Elend der zukünftigen Menschheit soll uns nichts angehen. Aber ob wir noch leben wollen, ist die Frage: und wie?

22.

Aufgabe: die Dinge sehen, wie sie sind! Mittel: aus hundert Augen auf sie sehen können, aus vielen Personen! Es war ein falscher Weg, das Unpersönliche zu betonen und das Sehen aus dem Auge des Nächsten als moralisch zu bezeichnen. Viele Nächste und aus vielen Augen und aus lauter persönlichen Augen sehen — ist das Rechte. Das „Unpersönliche“ ist nur das geschwächt Persönliche, Matte, — kann hier und da

auch schon nützlich sein, wo es eben gilt, die Trübung der Leidenschaft aus dem Auge zu entfernen. Die Zweige der Erkenntniss, wo schwache Persönlichkeiten nützlich sind, am besten angebaut (Mathematik u. s. w.). Der beste Boden der Erkenntniss, die starken mächtigen Naturen, werden erst spät für das Erkennen erobert (urbar gemacht u. s. w.). — Hier sind die treibenden Kräfte am grössten: aber das gänzliche Verirren und Wildwerden und Aufschiessen in Unkraut (Religion und Mystik) ist immer noch das Wahrscheinlichste. Die „Philosophen" sind solche mächtigen Naturen, die für die Erkenntniss noch nicht urbar sind; sie erbauen, tyrannisiren die Wirklichkeit, legen sich hinein. Überall, wo Liebe, Hass u. s. w. möglich sind, war die Wissenschaft noch ganz falsch: hier sind die „Unpersönlichen" ohne Augen für die wirklichen Phänomene und die starken Naturen sehen nur sich und messen alles nach sich. — Es müssen sich neue Wesen bilden.

23.

Willst du ein allgemeines gerechtes Auge werden? So musst du es als einer, der durch viele Individuen gegangen ist und dessen letztes Individuum alle früheren als Functionen braucht.

24.

Saugt euere Lebenslagen und Zufälle aus – und geht dann in andere über! Es genügt nicht, ein Mensch zu sein, wenn es gleich der nothwendige Anfang ist! Es hiesse zuletzt doch, euch aufzufordern, beschränkt zu werden! Aber aus einem in einen anderen übergehen und eine Reihe von Wesen durchleben!

25.

Die Entstehung des Denkers und die Gefahren, an denen eine solche Entstehung gewöhnlich ihr Ende findet:

1. Die Eltern wollen ihres Gleichen aus ihm machen. 2. Man gewöhnt ihn an Beschäftigungen, die ihm die Kraft und die Zeit zum Denken wegnehmen; Berufe u. s. w. 3. Man erzieht ihn zu einer kostspieligen Lebensweise, der er nun wieder viel Kraft zuwenden muss, um die Mittel dazu zu schaffen. 4. Man gewöhnt ihn an Freuden, welche die des Denkens farblos erscheinen lassen, und an eine Stimmung der Unbehaglichkeit in Gegenwart der Denker und ihrer Werke. 5. Der Geschlechtstrieb will ihn antreiben, sich mit einem Weibe zu verbinden und fürderhin für die Kinder zu leben — nicht mehr für sich selber. 6. Seine Begabung bringt Ehren mit sich: und diese führen ihn zu einflussreichen Personen, welche ein Interesse haben, aus ihm ein Werkzeug zu machen. 7. Die Lust an Erfolgen in einer Wissenschaft macht ihn von den weiteren Zielen abtrünnig: er bleibt an den Mitteln kleben und vergisst den Zweck. — Daraus lassen sich die Maximen der Erziehung des unabhängigen Denkers ableiten. Und Vorschriften, um diese Vorschriften auf's wirksamste einzuprägen (namentlich Entfernung von der Gefahr, Zwang zu denken durch sonstige Unbeschäftigung u. s. w.). Mir liegt an der Erhaltung meiner Art!! —

26.

Über die Beschäftigung mit der Wissenschaft giebt es noch keine schöne und gesunde Sitte. Man überträgt

gedankenlos die Gewohnheiten anderer Beschäftigungen, zum Beispiel des Beamten, Commis, Gärtners, Arbeiters. Der Adel ist deshalb im Grossen so fruchtbar, weil er vornehme Sitten hinzubrachte: die vornehmste ist, die Langeweile aushalten zu können. In der That, der wissenschaftliche Mensch muss sich täglich mehrere Stunden auf sich beschränken und, da oft die Gedanken nicht gleich kommen, viele Langeweile ohne Ungeduld hinnehmen. Die Inder verstanden dies!

27.

Sich die Vortheile eines Todten verschaffen — es kümmert sich keiner um uns, weder für noch wider. Sich wegdenken aus der Menschheit, die Begehrungen aller Art verlernen: und den ganzen Überschuss von Kraft auf das Zuschauen verwenden. Der unsichtbare Zuschauer sein!

28.

Moses Mendelssohn, dieser Erzengel der Altklugheit, meinte in Betreff der Zwecke, Spinoza werde doch nicht so närrisch gewesen sein, sie zu leugnen! —

29.

Schopenhauer'n war wohl ein Gedanke Spinoza's im Herzen hängen geblieben: dass das Wesen jedes Dinges *appetitus* sei, und dass dieser *appetitus* darin bestehe, im Dasein zu beharren. Dies leuchtete ihm einmal auf und leuchtete ihm so ein, dass er den Vorgang

„Wille“ nie mehr sorgfältig überdacht hat (ebenso wenig wie alle seine Grundbegriffe — er war in Betreff derer ohne Zweifel, weil er ohne rechte Vernunft und Empirie zu ihnen gekommen war).

30.

Wenn ein Forscher zu ungemeinen Resultaten kommt (wie Mayer), so ist dies noch kein Beweis für ungemeine Kraft: zufällig wurde sein Talent an dem Punkte thätig, wo die Entdeckung vorbereitet war. Hätte ein Zufall Mayer'n zum Philologen gemacht, er hätte mit dem gleichen Scharfsinn Namhaftes geleistet, aber nichts, deswegen er zum „Genie“ ausposaunt würde. — Nicht die Resultate beweisen den grossen Erkennenden: auch nicht einmal die Methode, indem über diese zu jeder Zeit verschiedene Lehren und Ansprüche existiren. Sondern die Menge namentlich des Ungleichartigen, das Beherrschen grosser Massen und das Unificiren, das mit neuem Auge Ansehen des Alten u. s. w.

31.

Hellwald, Häckel und Consorten: — sie haben die Stimmung der Specialisten und eine Froschnasen-Weisheit. Das kleine Gehirnstückchen, welches der Erkenntniss ihrer Welt geöffnet ist, hat mit ihrer Gesammtheit nichts zu schaffen, es ist ein Ecken-Talentchen, wie wenn einer zeichnet, ein Anderer Klavier spielt; sie erinnern mich an den alten ehrlichen David Strauss, der ganz harmlos erzählt, wie er sich erst zwicken und zwacken muss, um sich selber festzustellen, ob er noch eine Empfindung für das allgemeine Dasein habe. Diese Specialisten haben sie nicht und sind deshalb so „kalt“;

Bildungskameele, auf deren Höckern viel gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, dass das Ganze doch eben nur ein Kameel ist.

32.

Ist dies meine Aufgabe: *déniaiser les savants*? Sie wussten nicht, was sie thaten, und dachten nicht viel daran, aber sie hatten einen albernen Hochmuth bei allem ihrem Thun, als ob in ihnen die Tugend selber zur Welt gekommen sei.

33.

Meine Philosophie — den Menschen aus dem Schein herauszuziehen auf jede Gefahr hin! Auch keine Furcht vor dem Zugrundegehen des Lebens!

34.

Wir wollen es nicht machen wie Wagner's Wotan, der mit ungeheurer Wichtigkeit die alte Erda aus ihrem Schlafe weckt, um ihr zu sagen, dass sie weiter schlafen könne, — und auch nicht wie Wagner's Parsifal: ein Arzt, der zwar seine Patientin heilt, doch so, dass diese gleich nach der Heilung stirbt — und zwar mit rückwirkender Kraft: denn irgend ein alter Grossvater muss auch deshalb noch sterben. Ja, wir wollen Aufwecker und Ärzte sein, doch so, dass die Aufgeweckten nicht wieder einschlafen müssen, und die Geheilten nicht an der Heilung zu Grunde gehen.

35.

Eine neue Lehre trifft zu allerletzt auf ihre besten Vertreter, auf die altgesicherten und sichernden Naturen,

weil in ihnen die früheren Gedanken mit der Fruchtbarkeit eines Urwaldes durcheinandergewachsen und undurchdringlich sind. Die Schwächeren, Leereren, Kränkeren, Bedürftigeren sind die, welche die neue Infection aufnehmen, — die ersten Anhänger beweisen nichts gegen eine Lehre. Ich glaube, die ersten Christen waren das unausstehlichste Volk mit ihren „Tugenden".

36.

Forscher wie Lecky können den Verfall einer Meinung nach ihrer grössten Herrschaft nie erklären. Die Meinungen (auf der Basis des Geschmacks) sind grosse Krankheiten über viele Geschlechter hin, physiologisch endlich ausheilend und absterbend — und die Meinungen selber sind nur der uns bekannte Ausdruck eines physiologischen Vorganges. Es giebt individuelle und überindividuelle Krankheiten. Man muss die Menschen studiren, in welchen die Gegenmeinung oder die Scepsis auftaucht: ein neues physiologisches Merkmal ist in ihnen, wahrscheinlich der Keim einer anderen Krankheit. — Die Menschen als die wahnsinnigen Thiere.

II.

Erkenntnisstheorie.

37.

Es giebt wahrscheinlich viele Arten von Intelligenz, aber jede hat ihre Gesetzmässigkeit, welche ihr die Vorstellung einer anderen Gesetzmässigkeit unmöglich macht. Weil wir also keine Empirie über die verschiedenen Intelligenzen haben können, ist auch jeder Weg zur Einsicht in den Ursprung der Intelligenz verschlossen. Das allgemeine Phänomen der Intelligenz ist uns unbekannt, wir haben nur den Specialfall und können nicht verallgemeinern. Hier allein sind wir ganz Sclaven, selbst wenn wir Phantasten sein wollten! Anderseits wird es von jeder Art Intelligenz aus ein Verständniss der Welt geben müssen — aber ich glaube, es ist nur die zu Ende geführte Anpassung der Gesetzmässigkeit der einzelnen Art Intelligenz — sie führt sich selber überall durch. Jede Intelligenz glaubt an sich —

38.

Die Antinomie: „die Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche dem wahren Wesen der Dinge fremd sind, können aus diesem nicht herstammen, müssen also hinzugekommen sein — aber woher? da es ausser dem

wahren Wesen nichts giebt, — folglich ist eine Erklärung der Welt ebenso nöthig als unmöglich.“ Dies löse ich so: das wahre Wesen der Dinge ist eine Erdichtung des vorstellenden Seins, ohne welche es nicht vorzustellen vermag. Jene Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche diesem erdichteten „wahren Wesen“ fremd sind, sind die Eigenschaften des Seins, sind nicht hinzugekommen. Aber auch das vorstellende Sein, dessen Existenz an den irrthümlichen Glauben gebunden ist, muss entstanden sein, wenn anders jene Eigenschaften (die des Wechsels, der Relativität) dem *esse* zu eigen sind: zugleich muss Vorstellen und Glauben an das Selbstidentische und Beharrende entstanden sein. — Ich meine, dass schon alles Organische das Vorstellen voraussetzt.

39.

Grundgewissheit. — „Ich stelle vor“, also giebt es ein Sein: *cogito, ergo est.* — Dass ich dieses vorstellende Sein bin, dass Vorstellen eine Thätigkeit des Ich ist, ist nicht mehr gewiss: ebenso wenig alles, was ich vorstelle. — Das einzige Sein, welches wir kennen, ist das vorstellende Sein. Wenn wir es richtig beschreiben, so müssen die Prädicate des Seienden überhaupt darin sein. (Indem wir aber das Vorstellen selber als Object des Vorstellens nehmen, wird es da nicht durch die Gesetze des Vorstellens getränkt, gefälscht, unsicher? —) Dem Vorstellen ist der Wechsel zu eigen, nicht die Bewegung: wohl Vergehen und Entstehen, und im Vorstellen selber fehlt alles Beharrende. Dagegen stellt es zwei Beharrende hin, es glaubt an das Beharren 1. eines Ich, 2. eines Inhaltes; dieser Glaube an das Beharrende, die Substanz, das heisst an das

Gleichbleiben desselben mit sich, ist ein Gegensatz gegen den Vorgang der Vorstellung selber. (Selbst wenn ich, wie hier, ganz allgemein vom Vorstellen rede, so mache ich ein beharrendes Ding daraus.) An sich klar ist aber, dass Vorstellen nichts Ruhendes ist, nichts Sich-selber-Gleiches, Unwandelbares: das Sein also, welches uns einzig verbürgt ist, ist wechselnd, nicht-mit-sich-identisch, hat Beziehungen (Bedingtes, das Denken muss einen Inhalt haben, um Denken zu sein). — Dies ist die Grundgewissheit vom Sein. Nun behauptet das Vorstellen gerade das Gegentheil vom Sein! Aber es braucht deshalb nicht wahr zu sein! Sondern vielleicht ist dies Behaupten des Gegentheils eben nur eine Existenzbedingung dieser Art von Sein, der vorstellenden Art! Das heisst: es wäre das Denken unmöglich, wenn es nicht von Grund aus das Wesen des *esse* verkennte: es muss die Substanz und das Gleiche behaupten, weil ein Erkennen des völlig Fliessenden unmöglich ist, es muss Eigenschaften dem Sein andichten, um selber zu existiren. Es braucht kein Subject und kein Object zu geben, damit das Vorstellen möglich ist, wohl aber muss das Vorstellen an beide glauben. — Kurz: was das Denken als das Wirkliche fasst, fassen muss, kann der Gegensatz des Seienden sein!

40.

Unser Intellect ist nicht zum Begreifen des Werdens eingerichtet, er strebt die allgemeine Starrheit zu beweisen, dank seiner Abkunft aus Bildern. Alle Philosophen haben das Ziel gehabt, zum Beweis des ewigen Beharrens, weil der Intellect darin seine eigene Form und Wirkung fühlt.

41.

Wir würden ohne die Annahme einer der wahren Wirklichkeit entgegengesetzten Art des Seins nichts haben, an dem es sich messen und vergleichen und abbilden könnte: der Irrthum ist die Voraussetzung des Erkennens. Theilweises Beharren, relative Körper, gleiche Vorgänge, ähnliche Vorgänge, — damit verfälschen wir den wahren Thatbestand, aber es wäre unmöglich, von irgend etwas zu wissen, ohne ihn erst so verfälscht zu haben. Es ist nämlich so zwar jede Erkenntniss immer noch falsch, aber es giebt doch so ein Vorstellen, und unter den Vorstellungen wieder eine Menge Grade des Falschen. Die Grade des Falschen festzustellen und die Nothwendigkeit des Grundirrthums als der Lebensbedingung des vorstellenden Seins — Aufgabe der Wissenschaft. — Nicht: wie ist der Irrthum möglich, heisst die Frage, sondern: wie ist eine Art Wahrheit trotz der fundamentalen Unwahrheit im Erkennen überhaupt möglich? — Das vorstellende Sein ist gewiss, ja unsere einzige Gewissheit: was es vorstellt und wie es vorstellen muss, ist das Problem. Dass das Sein vorstellt, ist kein Problem es ist eben die Thatsache: ob es ein anderes als ein vorstellendes Sein überhaupt giebt, ob nicht Vorstellen zur Eigenschaft des Seins gehört, ist ein Problem.

42.

Die Unwahrheit muss aus dem „eigenen wahren Wesen“ der Dinge ableitbar sein: das Zerfallen in Subject und Object muss dem wirklichen Sachverhalt entsprechen. Nicht die Erkenntniss gehört zum Wesen der Dinge, sondern der Irrthum. Der Glaube an das

Unbedingte muss ableitbar aus dem Wesen des *esse,* aus dem allgemeinen Bedingtsein sein! Das Übel und der Schmerz gehören zu dem, was wirklich ist: aber nicht als dauernde Eigenschaften des *esse.* Denn Übel und Schmerz sind nur Folgen des Vorstellens, und dass das Vorstellen eine ewige und allgemeine Eigenschaft alles Seins ist, ob es überhaupt dauernde Eigenschaften geben kann, ob nicht das Werden alles Gleiche und Bleibende ausschliesst, ausser in der Form des Irrthums und Scheins, während das Vorstellen selber ein Vorgang ohne Gleiches und Dauerndes ist? — Ist der Irrthum entstanden als Eigenschaft des Seins? Irren ist dann ein fortwährendes Werden und Wechseln?

43.

Vorstellen selber ist kein Gegensatz der Eigenschaften des *esse:* sondern nur sein Inhalt und dessen Gesetz. — Gefühl und Wille sind uns nur als Vorstellungen bekannt, somit ist ihre Existenz nicht bewiesen. Wenn sie als Inhalt der Vorstellung und nach dem Gesetz der Vorstellung uns allein bekannt sind, so müssen sie uns als gleich, ähnlich, beharrend u. s. w. erscheinen. In der That, jedes Gefühl wird als etwas irgendwie Dauerndes von uns gefasst (ein plötzlicher Schlag?), und nicht als etwas an sich Neues und Eigenes, sondern dem Bekannten Ähnliches und Gleiches.

44.

In der Art, wie die Erstlinge organischer Bildungen Reize empfanden und das Ausser-sich beurtheilten, muss das lebenerhaltende Princip gesucht werden: der

jenige Glaube siegte, erhielt sich, bei dem das Fortleben möglich wurde: nicht der am meisten wahre, sondern am meisten nützliche Glaube. „Subject“ ist die Lebensbedingung des organischen Daseins, deshalb nicht „wahr“, sondern Subject-Empfindung kann wesentlich falsch sein, aber als einziges Mittel der Erhaltung. Der Irrthum Vater des Lebendigen.

Dieser Urirrthum ist als ein Zufall zu verstehen! zu errathen!

45.

In den entwickeltsten Zuständen begehen wir immer noch den ältesten Irrthum: zum Beispiel stellen wir uns den Staat als Ganzes, Dauerndes, Wirkliches, als Ding vor und demgemäss ordnen wir uns ihm ein, als Function. Ohne die Vorstellung des Protoplasma von einem „dauernden Dinge“ ausser ihm gäbe es keine Einordnung, keine Assimilation.

46.

Damit es überhaupt ein Subject geben könne, muss ein Beharrendes da sein und ebenfalls viele Gleichheit und Ähnlichkeit da sein. Das unbedingt Verschiedene im fortwährenden Wechsel wäre nicht festzuhalten, an nichts festhaltbar, es flösse ab wie der Regen vom Steine. Und ohne ein Beharrendes wäre gar kein Spiegel da, worauf sich ein Neben- und Nacheinander zeigen könnte: der Spiegel setzt schon etwas Beharrendes voraus. — Nun aber glaube ich: das Subject könnte entstehen, indem der Irrthum des Gleichen entsteht, zum Beispiel wenn ein Protoplasma von verschiedenen Kräften (Licht, Elektricität, Druck) immer nur einen Reiz empfängt und nach dem einen Reiz auf Gleichheit der Ursachen

schliesst: oder überhaupt nur eines Reizes fähig ist und alles andere als gleich empfindet — und so muss es wohl im Organischen der tiefsten Stufe zugehen. Zuerst entsteht der Glaube an das Beharren und die Gleichheit ausser uns, — und später erst fassen wir uns selber nach der ungeheuren Einübung am Ausser-uns als ein Beharrendes und Sich-selber-Gleiches, als Unbedingtes auf. Der Glaube (das Urtheil) müsste also entstanden sein vor dem Selbst-Bewusstsein: in dem Process der Assimilation des Organischen ist dieser Glaube schon da, — das heisst dieser Irrthum! Dies ist das Geheimniss: wie kam das Organische zum Urtheil des Gleichen und Ähnlichen und Beharrenden? Lust und Unlust sind erst Folgen dieses Urtheils und seiner Einverleibung, sie setzen schon die gewohnten Reize der Ernährung aus dem Gleichen und Ähnlichen voraus!

47.

Reiz und veranlassendes Ding von Anbeginn an verwechselt! Die Gleichheit der Reize gab dem Glauben an „gleiche Dinge“ den Ursprung: die dauernden gleichen Reize schufen den Glauben an „Dinge“, „Substanzen“.

48.

Es giebt sehr wenig Reize gegenüber den wahren vielen reizenden Veranlassungen — darauf wurde der älteste Irrthum basirt.

49.

Fortwährend arbeitet noch das Chaos in unserem Geiste: Begriffe, Bilder, Empfindungen werden zufällig

neben einander gebracht, durch einander gewürfelt. Dabei ergeben sich Nachbarschaften, bei denen der Geist stutzt: er erinnert sich des Ähnlichen, er empfindet einen Geschmack dabei, er hält fest und arbeitet an den beiden, je nachdem seine Kunst und sein Wissen ist. — Hier ist das letzte Stückchen Welt, wo etwas Neues combinirt wird, wenigstens so weit das menschliche Auge reicht. Und zuletzt wird es im Grunde eben auch eine neue allerfeinste chemische Combination sein, die wirklich im Werden der Welt noch nicht ihres Gleichen hat.

50.

„Ähnliche" Qualitäten, sollten wir sagen, statt „gleich", — auch in der Chemie. Und „ähnlich" für uns. Es kommt nichts zweimal vor, das Sauerstoff-Atom ist ohne seines Gleichen, in Wahrheit; für uns genügt die Annahme, dass es unzählige gleiche giebt.

51.

„Urbild" ist eine Fiction wie Zweck, Linie u. s. w. Das der Gestalt nach Ähnliche wird in der Natur nie erstrebt, sondern es entsteht, wo wenig verschiedene Grade in der Quantität der Kräfte walten. „Wenig" verschieden für uns! Und „ähnlich" für uns!

52.

Das Ähnliche ist kein Grad des Gleichen: sondern etwas vom Gleichen völlig Verschiedenes.

53.

Die Nebeneinanderexistenz von zwei ganz Gleichen ist unmöglich: es würde die absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraussetzen, in alle Ewigkeit zurück. Dies aber setzte die allgemeine absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraus, das heisst, es müsste alles andere auch absolut gleich in allen Zeiten sein, das heisst, der ganze Rest müsste fortwährend sich wiederholen, in sich und losgelöst von den zwei Gleichen. — Aber ebenso kann man mit einer Verschiedenheit schon die absolute Verschiedenheit und Ungleichheit im Nebeneinander beweisen: eine Loslösung ist undenkbar; wenn eins sich ändert, so geht die Nachwirkung in alles hindurch.

54.

Die plötzlichen Dinge haben die Menschen an einen falschen Gegensatz gewöhnt, sie nennen es dauernd, regelmässig u. s. w., — aber Plötzliches ist fortwährend im Kleinsten da, in jedem Nerv; und es ist eben regelmässig, ob es auch in der Zeit uns unberechenbar erscheint. Dauernd ist das, dessen Veränderungen wir nicht sehen, weil sie zu allmählich und zu fein für uns sind.

55.

Sähest du feiner, so würdest du alles bewegt sehen: wie das brennende Papier sich krümmt, so vergeht alles fortwährend und krümmt sich dabei.

56.

In Hinsicht auf alle unsere Erfahrung müssen wir immer sceptisch bleiben und zum Beispiel sagen: wir

können von keinem „Naturgesetz“ eine ewige Gültigkeit behaupten, wir können von keiner chemischen Qualität ihr ewiges Verharren behaupten, wir sind nicht fein genug, um' den muthmaasslichen absoluten Fluss des Geschehens zu sehen: das Bleibende ist nur vermöge unserer groben Organe da, welche zusammenfassen und auf Flächen hinlegen, wo so gar nichts existirt. Der Baum ist in jedem Augenblicke etwas Neues: die Form wird von uns behauptet, weil wir die feinste absolute Bewegung nicht wahrnehmen können: wir legen eine mathematische Durchschnittslinie hinein in die absolute Bewegung, überhaupt Linien und Flächen bringen wir hinzu, auf der Grundlage des Intellects, welches der Irrthum ist: die Annahme des Gleichen und des Beharrens, weil wir nur Beharrendes sehen können und nur bei Ähnlichem (Gleichem) uns erinnern. Aber an sich ist es anders: wir dürfen unsere Scepsis nicht in die Essenz übertragen.

57.

Auch die chemischen Qualitäten fliessen und ändern sich: mag der Zeitraum auch ungeheuer sein, dass die jetzige Formel einer Zusammensetzung durch den Erfolg widerlegt wird. Einstweilen sind die Formeln wahr: denn sie sind grob; was ist denn 9 Theile Sauerstoff zu 11 Theilen Wasserstoff! Dies 9 : 11 ist vollends unmöglich genau zu machen, es ist immer ein Fehler bei der Verwirklichung, folglich eine gewisse Spannweite, innerhalb deren das Experiment gelingt. Aber ebenfalls innerhalb derselben ist die ewige Veränderung, der ewige Fluss aller Dinge, in keinem Augenblick ist Sauerstoff genau dasselbe wie im vorigen, sondern etwas Neues: wenn auch diese Neuheit zu fein für alle Messungen ist,

ja die ganze Entwickelung aller der Neuheiten während der Dauer des Menschengeschlechts vielleicht noch nicht gross genug ist, um die Formel zu widerlegen. — Es giebt so wenig Formen, wie Qualitäten.

58.

Unsere Sinne zeigen uns nie ein Nebeneinander sondern stets ein Nacheinander. Der Raum und die menschlichen Gesetze des Raumes setzen die Realität von Bildern, Formen, Substanzen und deren Dauerhaftigkeit voraus, das heisst unser Raum gilt einer imaginären Welt. Vom Raum, der zum ewigen Fluss der Dinge gehört, wissen wir nichts.

59.

Dem wirklichen Verlauf der Dinge muss auch eine wirkliche Zeit entsprechen, ganz abgesehen von dem Gefühle langer und kurzer Zeiträume, wie sie erkennende Wesen haben. Wahrscheinlich ist die wirkliche Zeit unsäglich viel langsamer, als wir Menschen die Zeit empfinden: wir nehmen so wenig wahr, obschon auch für uns ein Tag sehr lang erscheint, gegen denselben Tag im Gefühle eines Insects. Aber unser Blutumlauf könnte in Wahrheit die Dauer eines Erd- und Sonnenlaufs haben. — Sodann empfinden wir uns wahrscheinlich als viel zu gross und haben darin unsere Überschätzung, dass wir ein zu grosses Maass in den Raum hineinempfinden. Es ist möglich, dass alles viel kleiner ist. Also die wirkliche Welt kleiner, aber viel langsamer bewegt, aber unendlich reicher an Bewegungen, als wir ahnen.

60.

Jedes Ding an jedem Dinge messbar: aber ausserhalb der Dinge giebt es kein Maass: weshalb an sich jede Grösse unendlich gross und unendlich klein ist.

Dagegen giebt es vielleicht eine Zeiteinheit, welche fest ist. Die Kräfte brauchen bestimmte Zeiten, um bestimmte Qualitäten zu werden.

61.

Erst das Nacheinander bringt die Zeitvorstellung hervor. Gesetzt, wir empfänden nicht Ursachen und Wirkungen, sondern ein *continuum*, so glaubten wir nicht an die Zeit. Denn die Bewegung des Werdens besteht nicht aus ruhenden Punkten, aus gleichen Ruhestrecken. ◎ Die äussere Peripherie eines Rades ist, ebenso wie die innere Peripherie, immer bewegt und, obschon langsamer, doch, im Vergleich zur schneller bewegten inneren, nicht ruhend. Zwischen langsamer und schneller Bewegung ist mit der „Zeit“ nicht zu entscheiden. Im absoluten Werden kann die Kraft nie ruhen, nie Unkraft sein: „langsame und schnelle Bewegung derselben“ misst sich nicht an einer Einheit, welche da fehlt. Ein *continuum* von Kraft ist ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander (auch dies setzte wieder menschlichen Intellect voraus und Lücken zwischen den Dingen). Ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander giebt es für uns aber kein Werden, keine Vielheit, — wir könnten nur behaupten, jenes *continuum* sei eins, ruhig, unwandelbar, kein Werden, ohne Zeit und Raum. Aber das ist eben nur der menschliche Gegensatz.

62.

Unsere Annahme, dass es Körper, Flächen, Linien, Formen giebt, ist erst die Folge unserer Annahme, dass es Substanzen und Dinge, Beharrendes giebt. So gewiss unsere Begriffe Erdichtungen sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik. Dergleichen giebt es nicht, — wir können eine Fläche, einen Kreis, eine Linie ebenso wenig verwirklichen als einen Begriff. Die ganze Unendlichkeit liegt immer als Realität und Hemmniss zwischen zwei Punkten.

63.

Bewegung können wir nicht ohne Linien uns denken: ihr Wesen ist uns verhüllt. „Kraft“ in mathematischen Punkten und mathematischen Linien — ist die letzte Consequenz und zeigt den ganzen Unsinn. — Es sind zuletzt practische Wissenschaften, ausgehend von den Fundamentalirrthümern des Menschen, dass es Dinge und Gleiches giebt.

64.

Es ist wunderbar, dass für unsere Bedürfnisse (Maschinen, Brücken u. s. w.) die Annahmen der Mechanik ausreichen, es sind eben sehr grobe Bedürfnisse und die „kleinen Fehler“ kommen nicht in Betracht.

65.

Um vom Grossen auf das Kleine zu schliessen: wir sehen überall Strömungen wirken, das sind aber keine Linien! So wird es auch wohl im Reich der Atome sein, die Kräfte strömen und üben dabei den Druck

ebenso sehr horizontal aus als in Hinsicht auf das, worauf sie stossen. Eine Linie ist eine Abstraction im Verhältniss zu dem wahrscheinlichen Thatbestand: wir können mit keinem Zeichen eine bewegte Kraft malen, sondern isoliren begrifflich erstens die Richtung, zweitens das Bewegte, drittens den Druck u. s. w. In der Wirklichkeit giebt es diese isolirten Dinge nicht!

66.

Wir können nur intellectuelle Vorgänge begreifen: also an der Materie das, was sichtbar, hörbar, fühlbar wird, werden kann! Das heisst: wir begreifen unsere Veränderungen im Sehen, Hören, Fühlen, welche dabei entstehen. Wofür wir keine Sinne haben, das existirt für uns nicht — aber deshalb braucht die Welt nicht zu Ende zu sein. Für Elektricität zum Beispiel sind unsere Sinne sehr schwach entwickelt. — Auch an einer Leidenschaft, einem Triebe begreifen wir nur den intellectuellen Vorgang daran — nicht das Physiologische, Wesentliche, sondern das bischen Empfindung dabei. Alles zu Willen aufzulösen — sehr naive Verdrehung! — da freilich wäre alles verständlicher! Das war aber immer die Tendenz, alles auf einen intellectuellen oder empfindenden Vorgang zu reduciren — zum Beispiel auf Zwecke u. s. w.

67.

Hier das Gebirge zeigt seine drei Höcker: mit einem schärferen Glase sehe ich eine Menge neuer Höcker, die Linie wird bei jedem schärferen Glase immer neu, die alte zum willkürlichen Phantasma. Endlich komme ich

an den Punkt, wo die Linie nicht mehr zu beobachten ist, weil die Bewegung der Verwitterung unserem Auge entgeht. Die Bewegung aber hebt die Linie auf!

68.

Wir sehen, so weit als wir empfinden, — Empfindung ist aber Idiosynkrasie, also ist auch Sehen (Umkreis und Grad der Deutlichkeit) Idiosynkrasie.

69.

Wir hören wenig und unsicher, wenn wir eine Sprache nicht verstehen, die um uns gesprochen wird. Ebenso bei einer Musik, die uns fremd ist, wie die chinesische. Das Guthören ist also wohl ein fortwährendes Errathen und Ausfüllen der wenigen wirklich wahrgenommenen Empfindungen. Verstehen ist ein erstaunlich schnelles entgegenkommendes Phantasiren und Schliessen: aus zwei Worten errathen wir den Satz (beim Lesen), aus einem Vocal und zwei Consonanten ein Wort beim Hören, ja viele Worte hören wir nicht, denken sie aber als gehört. — Was wirklich geschehen ist, ist nach unserem Augenschein schwer zu sagen, — denn wir haben fortwährend dabei gedichtet und geschlossen. Ich habe öfter beim Sprechen mit Personen ihren Gesichtsausdruck so deutlich vor mir, wie ihn meine Augen nicht wahrnehmen können: es ist eine Fiction zu ihren Worten, die Auslegung in Gebärden des Gesichts.

Ich vermuthe, dass wir nur sehen, was wir kennen; unser Auge ist in der Handhabung zahlloser Formen fortwährend in Übung: — der grösste Theil des Bildes ist nicht Sinneneindruck, sondern Phantasie-Erzeug-

niss. Es werden nur kleine Anlässe und Motive aus den Sinnen genommen, und das wird dann ausgedichtet. Die Phantasie ist an Stelle des „Unbewussten“ zu setzen: es sind nicht unbewusste Schlüsse, als vielmehr hingeworfene Möglichkeiten, welche die Phantasie giebt (wenn zum Beispiel Sousreliefs in Reliefs für den Betrachter umschlagen).

Unsere „Aussenwelt“ ist ein Phantasie-Product, wobei frühere Phantasien als gewohnte, eingeübte Thätigkeiten wieder zum Bau verwendet werden. Die Farben, die Töne sind Phantasien, sie entsprechen gar nicht exact dem mechanischen wirklichen Vorgang, sondern unserem individuellen Zustande. —

70.

Unser Gedächtniss beruht auf dem Gleichsehen und Gleichnehmen: also auf dem Ungenausehen; es ist ursprünglich von der grössten Grobheit und sieht fast alles gleich an. — Dass unsere Vorstellungen als auslösende Reize wirken, kommt daher, dass wir viele Vorstellungen immer als das Gleiche vorstellen und empfinden, also auf dem groben Gedächtniss, welches gleichsieht und der Phantasie, welche aus Faulheit gleich dichtet, was in Wahrheit verschieden ist. — Die Bewegung des Fusses als Vorstellung ist von der darauf folgenden Bewegung höchst verschieden!

71.

Wie ganz irrthümlich ist die Empfindung! Allen unseren Bewegungen auf Grund von Empfindungen liegen Urtheile zu Grunde, — einverleibte Meinungen über be-

stimmte Ursachen und Wirkungen, über einen Mechanismus, über unser „Ich“ u. s. w. Alles ist aber falsch! Trotzdem: wir mögen es besser wissen, sobald wir practisch handeln, müssen wir wider das bessere Wissen handeln und uns in den Dienst der Empfindungsurtheile stellen! Das ist die Stufe der Erkenntniss, welche noch viel älter ist als die Stufe der Sprach-Erfindung — meist thierisch!

72.

Wir können dieselbe Bewegung als Ton, Farbe, Wärme, Elektricität empfinden. Die Empfindung macht die Eigenschaften der Dinge für uns so bunt und mannigfaltig. In Wahrheit könnte alles viel einfacher und anders sein! Wie unterscheiden wir zwischen Roth und Blau, wie wirkt es anders auf das Gemüth, namentlich von Irren! — und doch! Die Empfindung macht die Klüfte, die Differenzen viel grösser, als sie in der Natur sind.

73.

Das Grossartige in der Natur, alle Empfindungen des Hohen, Edlen, Anmuthigen, Schönen, Gütigen, Strengen, Gewaltigen, Hinreissenden, die wir in der Natur und bei Mensch und Geschichte haben, sind nicht unmittelbare Gefühle, sondern Nachwirkungen zahlloser uns einverleibter Irrthümer, — es wäre alles kalt und todt für uns, ohne diese lange Schule. Schon die sicheren Linien des Gebirgs, die sicheren Farbenabstufungen, die verschiedene Lust an jeder Farbe sind Erbstücke: irgendwann war diese Farbe weniger mit gefahrdrohenden Erscheinungen verknüpft als eine andere und allmählich wirkte sie beruhigend (wie das Blau).

74.

49 Centner weniger atmosphärischen Druck hier in der Höhe von 6000 Fuss: lasse ich meine Empfindung zu Worte kommen, so sagt sie dagegen: „zwei Pfund weniger zu tragen als drunten am Meere, — und vielleicht nicht einmal so viel weniger!“

75.

Ich bin immer erstaunt, in's Freie tretend, zu denken, mit welcher herrlichen Bestimmtheit alles auf uns wirkt, der Wald so und der Berg so, und dass gar kein Wirrwarr und Versehen und Zögern in uns ist, in Bezug auf alle Empfindungen. Und doch muss die allergrösste Unsicherheit und etwas Chaotisches dagewesen sein, erst in ungeheuren Zeitstrecken ist das alles so fest vererbt. Menschen, die wesentlich anders empfanden, über Raumentfernung, Licht und Farbe u. s. w., sind bei Seite gedrängt worden und konnten sich schlecht fortpflanzen. Diese Art anders zu empfinden, muss in langen Jahrtausenden als „die Verrücktheit“ empfunden und gemieden worden sein. Man verstand sich nicht mehr, man liess die „Ausnahme“ bei Seite, zu Grunde gehen. Eine ungeheure Grausamkeit seit Beginn alles Organischen hat existirt, alles ausscheidend, was „anders empfand“. — Die Wissenschaft ist vielleicht nur eine Fortsetzung dieses Ausscheidungsprocesses, sie ist völlig unmöglich, wenn sie nicht den „Normalmenschen“ als oberstes, mit allen Mitteln zu erhaltendes „Maass“ anerkennt! — Wir leben in den Überresten der Empfindungen unserer Urahnen: gleichsam in Versteinerungen des Gefühls. Sie haben gedichtet und phantasirt, — aber die Entscheidung, ob eine solche

Dichtung und Phantasma leben bleiben durfte, war durch die Erfahrung gegeben, ob sich mit ihr leben lasse oder ob man mit ihr zu Grunde gehe. Irrthümer oder Wahrheiten, — wenn nur Leben mit ihnen möglich war! Allmählich ist da ein undurchdringliches Netz entstanden! Darein verstrickt kommen wir in's Leben, und auch die Wissenschaft löst uns nicht heraus.

76

Ohne die ungeheure Sicherheit des Glaubens und Bereitwilligkeit des Glaubens wäre Mensch und Thier nicht lebensfähig. Auf Grund der kleinsten Induction zu verallgemeinern, eine Regel für sein Verhalten machen, das einmal Gethane, das sich bewährt, als das einzige Mittel zum Zweck zu glauben, — das, im Grunde die grobe Intellectualität, hat Mensch und Thier erhalten. Unzählig oft sich so zu irren und am Fehlschluss leiden ist lange nicht so schädigend im Ganzen, als die Scepsis und Unentschlossenheit und Vorsicht. Den Erfolg und den Misserfolg als Beweise und Gegenbeweise gegen den Glauben betrachten ist menschlicher Grundzug: „was gelingt, dessen Gedanke ist wahr.“ — Wie sicher steht in Folge dieses wüthenden, gierigen Glaubens die Welt vor uns! Wie sicher führen wir alle Bewegungen aus! „Ich schlage“ — wie sicher empfindet man das! — Also die niedrige Intellectualität, das unwissenschaftliche Wesen ist Bedingung des Daseins, des Handelns, wir würden verhungern ohne dies: die Scepsis und die Vorsicht sind erst spät und immer nur selten erlaubt. Gewohnheit und unbedingter Glaube, dass es so sein muss, wie es ist, ist Fundament alles Wachsthums und Starkwerdens. — Unsere ganze Weltbetrachtung ist so

entstanden, dass sie durch den Erfolg bewiesen wurde, wir können mit ihr leben (Glaube an Aussendinge, Freiheit des Wollens). Ebenso wird jede Sittlichkeit nur so bewiesen. — Da entsteht nun die grosse Gegenfrage: es kann wahrscheinlich unzählige Arten des Lebens geben, und folglich auch des Vorstellens und Glaubens. Wenn wir alles Nothwendige in unserer jetzigen Denkweise feststellen, so haben wir nichts für das „Wahre an sich" bewiesen, sondern nur „das Wahre für uns", das heisst das Dasein-uns-Ermöglichende auf Grund der Erfahrung, — und der Process ist so alt, dass Umdenken unmöglich ist. Alles *a priori* gehört hierher.

77.

Begreift man, wie auch jetzt noch das Leben im Grossen (im Gange der Staaten, Sittlichkeiten u. s. w.) durch Irrthümer gezeugt wird: wie die Irrthümer aber immer höher und feiner werden müssen: so wird es wahrscheinlich, dass das, was ursprünglich das Leben zeugte, eben der denkbar gröbste Irrthum war, — dass zuerst sich dieser Irrthum entwickelt hat, und dass überhaupt die ältesten und am besten einverleibten Irrthümer es seien, auf denen der Fortbestand der Gesellschaft beruht. Nicht die Wahrheit, sondern die Nützlichkeit und Erhaltungsfähigkeit von Meinungen hat sich im Verlauf der Empirie beweisen müssen; es ist ein Wahn, dem auch unsere jetzige Erfahrung widerspricht, dass die möglichste Anpassung an den wirklichen Sachverhalt die lebengünstigste Bedingung sei. — Es kann sehr viele Ansätze zu Vorstellungen über die Dinge gegeben haben, die wahrer waren (und es giebt deren immer noch), aber sie gehen zu Grunde, sie wollen sich nicht mehr einver-

leiben; — das Fundament von Irrthümern, auf dem jetzt alles ruht, wirkt auswählend, regulirend, es verlangt von allem „Erkannten“ eine Anpassung als Function, — sonst scheidet es dasselbe aus. — Innerhalb jedes kleinen Kreises wiederholt sich der Process: es werden viele Ansätze zu neuen Meinungen gemacht, aber eine Auswahl findet statt, das Lebendige, Im-Leben-bleiben-Wollende entscheidet. Meinungen haben nie etwas zu Grunde gerichtet, — aber bei allem Zugrundegehen schiessen die Meinungen frei auf, die bisher unterdrückt wurden. Jede neue Erkenntniss ist schädigend, bis sie sich in ein Organ der alten verwandelt hat und die Hierarchie von Alt und Jung in derselben anerkennt, — sie muss lange embryonal-schwach bleiben; Ideen treten oft spät erst in ihrer Natur auf, sie hatten Zeit nöthig, sich einzuverleiben und gross zu wachsen.

78.

Die gewöhnlichen Gedanken (und alles, was man unter gesundem Menschenverstand begreift) geniessen deshalb eine so hohe Achtung und werden deshalb im Grunde jedermann zur Pflicht gemacht, weil diese Art zu denken eine grosse Bewährung für sich hat: mit ihr ist die Menschheit nicht zu Grunde gegangen; dies genügt, um die Menschheit zu dem Schlusse zu bringen — sie schliesst so gern und so schnell! — dass der gesunde Menschenverstand die Wahrheit für sich habe. „Wahr“ — das ist im Allgemeinen nur so viel als: zweckmässig zur Erhaltung der Menschheit. Woran ich zu Grunde gehe, wenn ich es glaube — wird da geschlossen — das ist für mich nicht wahr — es ist eine willkürliche, ungehörige Relation meines Wesens zu anderen Dingen.

79.

Zuletzt thun wir nicht mehr mit der Erkenntniss als die Spinne mit Netze-weben und Jagd und Aussaugen thut: sie will leben vermöge dieser Künste und Thätigkeiten und ihre Befriedigung haben — und ebendies wollen auch wir, wenn wir Erkennenden Sonnen und Atome erhaschen, festhalten und gleichsam feststellen — wir sind da auf einem Umwege zu uns hin, zu unseren Bedürfnissen, welche auf die Dauer bei jeder unmenschlichen und rein willkürlichen Perspective ungesättigt bleiben und uns Noth machen. Die Wissenschaft hat ein feines Gehör für den Nothschrei der Bedürfnisse, und oft ein prophetisches Gehör. Um die Dinge so zu sehen, dass wir dabei unsere Bedürfnisse befriedigen können, müssen wir unsere menschliche Optik bis in ihre letzten Folgen treiben. Du Mensch selber, mit deinen fünf bis sechs Fuss Länge — du selber gehörst in diese Optik hinein, du bist auf die Schwäche deiner Sinnesorgane hin von dir construirt — und wehe, wenn es anders wäre, wenn unsere Organe noch schwächer wären, und das Auge nicht einmal die Hand erreichte oder sie in einer so unbestimmten Ferne schweben sähe, dass eine Gesammtconstruction des Menschen für den Menschen selber unmöglich wäre! — Unsere Erkenntniss ist keine Erkenntniss an sich und überhaupt nicht sowohl ein Erkennen als ein Weiterschliessen und Ausspinnen: es ist die grossartige, seit Jahrtausenden wachsende Folgerung aus lauter nothwendigen optischen Irrthümern — nothwendig, falls wir überhaupt leben wollen — Irrthümern, falls alle Gesetze der Perspective Irrthümer an sich sein müssen. Unsere Gesetze und Gesetzmässigkeiten sind es, die wir in die Welt hineinlegen — so sehr der Augen-

schein das Umgekehrte lehrt und uns selber als die Folge jener Welt, jene Gesetze als die Gesetze derselben in ihrer Wirkung auf uns zu zeigen scheint. Unser Auge wächst — und wir meinen, die Welt sei im Wachsen. Unser Auge, welches ein unbewusster Dichter und ein Logiker zugleich ist! Welches jetzt einen Spiegel darstellt, auf dem sich die Dinge nicht als Flächen, sondern als Körper zeigen — als seiend und beharrend, als uns fremd und unzugehörig, als Macht neben unserer Macht! Dieses Spiegel-Bild des Auges malt die Wissenschaft zu Ende! — und damit beschreibt sie ebenso die bisher geübte Macht des Menschen als sie dieselbe weiter übt — unsere dichterisch-logische Macht, die Perspectiven zu allen Dingen festzustellen, vermöge deren wir uns lebend erhalten.

80.

Ist es denn „die Wahrheit", welche allmählich durch die Wissenschaft festgestellt wird? Ist es nicht vielmehr der Mensch, welcher sich feststellt — welcher eine Fülle von optischen Irrthümern und Beschränktheiten aus sich gebiert oder aus einander ableitet, bis die ganze Tafel beschrieben ist und der Mensch in seinen Beziehungen zu allen übrigen Kräften feststeht — die Wissenschaft führt den ungeheuren Process nur weiter, der mit dem ersten organischen Wesen begann, sie ist eine schaffende, bildende, constitutive Gewalt und kein Gegensatz zur schaffenden, bildenden, constitutiven Gewalt, wie die Schlechtunterrichteten glauben. Wir fördern die Wissenschaft — meine Freunde! das heisst auf die Dauer unbedingt nichts anderes als: wir fördern den Menschen und machen ihn fester und unwandelbarer, so sehr auch zeitweilig der Augenschein gegen uns ist, und so gewiss

wir vielem, worin beschränktere Zeiten alle menschliche Fähigkeit und Dauer begründet sahen, den Grund unter den Füssen wegziehen, zum Beispiel der üblichen Moral.

81.

Im Grunde ist die Wissenschaft darauf aus, festzustellen, wie der Mensch — nicht das Individuum — zu allen Dingen und zu sich selber empfindet, also die Idiosynkrasie einzelner und Gruppen auszuscheiden und das beharrende Verhältniss festzustellen. Nicht die Wahrheit, sondern der Mensch wird erkannt, und zwar innerhalb aller Zeiten, wo er existirt, das heisst ein Phantom wird construirt, fortwährend arbeiten alle daran, um das zu finden, worüber man übereinstimmen muss, weil es zum Wesen des Menschen gehört. Dabei lernte man, dass Unzähliges nicht wesenhaft war, wie man lange glaubte, und dass mit der Feststellung des Wesenhaften nichts für die Realität bewiesen sei, als dass die Existenz des Menschen bis jetzt vom Glauben an diese „Realität" abgehangen hat (wie Körper, Dauer der Substanz u. s. w.). — Die Wissenschaft setzt also den Process nur fort, der das Wesen der Gattung constituirt hat, den Glauben an gewisse Dinge endemisch zu machen und den Nichtglaubenden auszuscheiden und absterben zu lassen. Die erreichte Ähnlichkeit der Empfindung (über den Raum oder das Zeitgefühl oder das Gross- und Kleingefühl) ist eine Existenzbedingung der Gattung geworden, aber mit der Wahrheit hat es nichts zu thun. Der „Verrückte", die Idiosynkrasie beweisen nicht die Unwahrheit einer Vorstellung, sondern deren Abnormität; es lässt sich mit ihr nicht für eine Masse leben. Es ist der Masseninstinct, der auch in der Er-

kenntniss waltet: ihre Existenzbedingungen will sie immer besser erkennen, um immer länger zu leben. Uniformität der Empfindung, ehemals durch Gesellschaft, Religion erstrebt, wird jetzt durch die Wissenschaft erstrebt: der Normalgeschmack an allen Dingen wird festgestellt, die Erkenntniss, ruhend auf dem Glauben an das Beharrende, steht im Dienste der gröberen Formen des Beharrens (Masse, Volk, Menschheit) und will die feineren Formen, den idiosynkratischen Geschmack ausscheiden und tödten, — sie arbeitet gegen die Individualisirung, den Geschmack, der für einen Lebensbedingung ist. — Die Gattung ist der gröbere Irrthum, das Individuum der feinere Irrthum, es kommt später. Es kämpft für seine Existenz, für seinen neuen Geschmack, für seine relativ einzige Stellung zu allen Dingen — es hält diese für besser als den Allgemeingeschmack und verachtet ihn. Es will herrschen. Aber da entdeckt es, dass es selber etwas Wandelndes ist und einen wechselnden Geschmack hat, mit seiner Feinheit geräth es hinter das Geheimniss, dass es kein Individuum giebt, dass im kleinsten Augenblick es etwas anderes ist als im nächsten, und dass seine Existenzbedingungen die einer Unzahl Individuen sind: der unendlich kleine Augenblick ist die höhere Realität und Wahrheit, ein Blitzbild aus dem ewigen Flusse. So lernt es: wie alle geniessende Erkenntniss auf dem groben Irrthum der Gattung, den feineren Irrthümern des Individuums und dem feinsten Irrthum des schöpferischen Augenblicks beruht.

82.

Nur die Arten von Annahmen, mit denen ein Weiterleben möglich war, haben sich erhalten — das die älteste

Kritik, und lange die einzige! Dadurch sind die gröbsten Irrthümer uns einverleibt, unausrottbar — denn sie verhinderten oft nicht das Weiterleben. Ob eine Annahme auf die Dauer Schaden brachte (zum Beispiel die Annahme, dass ein Getränk gesund sei, doch das Leben auf die Dauer verkürzte), das kam nicht in Betracht. Die Kurzlebigkeit des Menschen mag die Folge fehlerhafter einverleibter Annahmen sein.

Am Beginn aller geistigen Thätigkeit stehen die gröbsten Annahmen und Erdichtungen, zum Beispiel Gleiches, Ding, Beharren. Sie sind gleichaltrig mit dem Intellect und er hat sein Wesen danach gemodelt. — Nur die Annahmen blieben, mit denen sich das organische Leben vertrug.

83.

Es hat unzählige *modi cogitandi* gegeben, aber nur die, welche das organische Leben vorwärts brachten, haben sich erhalten — werden es die feinsten gewesen sein? — Die Simplification ist das Hauptbedürfniss des Organischen; die Verhältnisse viel gedrängter sehen, Ursache und Wirkung ohne die vielen Mittelglieder fassen, vieles Unähnliche ähnlich finden — das war nöthig — so fand ein unvergleichlich grösseres Suchen nach Nahrung und Assimilation statt, weil der Glaube, dass etwas zur Nahrung zu finden sei, viel öfter erregt wurde — ein grosser Vortheil im Wachsthum des Organischen! Das Begehren, vertausendfacht durch die vertausendfachte Wahrscheinlichkeit der Befriedigung, die Organe des Suchens gestärkt —: das Irren und Sich-vergreifen mag in's Unzählige wachsen, aber die günstigen Griffe werden häufiger! Der „Irrthum“ ist das Mittel zum glücklichen Zufall!

84.

Wenn wir allmählich die Gegensätze zu allen unseren Fundamentalmeinungen formuliren, nähern wir uns der Wahrheit. Es ist zunächst eine kalte, todte Begriffswelt; wir verquicken sie mit unseren anderen Irrthümern und Trieben und ziehen so ein Stück nach dem anderen in das Leben hinein. In der Anpassung an den lebenden Irrthum kann allein die zunächst immer todte Wahrheit zum Leben gebracht werden.

85.

Ich erkenne etwas Wahres nur als Gegensatz zu einem wirklich lebendigen Unwahren: so kommt das Wahre ganz kraftlos, als Begriff, zur Welt und muss sich durch Verschmelzung mit lebendigen Irrthümern erst Kräfte geben! Und darum muss man die Irrthümer leben lassen und ihnen ein grosses Reich zugestehen. — Ebenso: um individuell leben zu können, muss erst die Gesellschaft hoch gefördert sein und fort und fort gefördert werden — der Gegensatz: im Bunde mit ihr bekommt das Individuelle zuerst einige Kraft. — Endlich erscheint ein Punkt, wo wir über das Individuelle und Idiosynkratische hinaus wollen: aber nur im Bunde mit dem Individuum, dem Gegensatze, können wir diesem Streben Kräfte verleihen.

86

Herrliche Entdeckung: es ist nicht alles unberechenbar, unbestimmt! Es giebt Gesetze, die über das Maass des Individuums hinaus wahr bleiben! Es hätte ja ein anderes Resultat sich ergeben können!

87.

Ach, nun müssen wir die Unwahrheit umarmen und der Irrthum wird jetzt erst zur Lüge, und die Lüge vor uns wird zur Lebensnothwendigkeit!

88.

Wir haben zeitweilig die Blindheit nöthig und müssen gewisse Glaubensartikel und Irrthümer in uns unberührt lassen — so lange sie uns im Leben erhalten.

Wir müssen gewissenlos sein in Betreff von Wahrheit und Irrthum, so lange es sich um das Leben handelt — eben damit wir das Leben dann wieder im Dienste der Wahrheit und des intellectuellen Gewissens verbrauchen. Dies ist unsere Ebbe und Fluth, die Energie unserer Zusammenziehung und Ausbreitung.

89.

Damit es irgend einen Grad von Bewusstsein in der Welt geben könne, musste eine unwirkliche Welt des Irrthums entstehen: Wesen mit dem Glauben an Beharrendes, an Individuen u. s. w. Erst nachdem eine imaginäre Gegenwelt im Widerspruch zum absoluten Flusse entstanden war, konnte auf dieser Grundlage etwas erkannt werden, — ja zuletzt kann der Grundirrthum eingesehen werden, worauf alles beruht (weil sich Gegensätze denken lassen), — doch kann dieser Irrthum nicht anders als mit dem Leben vernichtet werden: die letzte Wahrheit vom Fluss der Dinge verträgt die Einverleibung nicht, unsere Organe (zum Leben) sind auf den Irrthum eingerichtet. So entsteht im Weisen der

Widerspruch des Lebens und seiner letzten Entscheidungen: sein Trieb zur Erkenntniss hat den Glauben an den Irrthum und das Leben darin zur Voraussetzung. Leben ist Bedingung des Erkennens. Irren ist die Bedingung des Lebens, und zwar im tiefsten Grunde Irren. Wissen um das Irren hebt es nicht auf! Das ist nichts Bitteres! Wir müssen das Irren lieben und pflegen, es ist der Mutterschooss des Erkennens. Die Kunst als die Pflege des Wahns — unser Cultus. Um des Erkennens willen das Leben lieben und fördern, um des Lebens willen das Irren, Wähnen lieben und fördern. Dem Dasein eine ästhetische Bedeutung geben, unseren Geschmack an ihm mehren, ist Grundbedingung aller Leidenschaft der Erkenntniss. So entdecken wir auch hier eine Nacht und einen Tag als Lebensbedingung für uns: Erkennen-wollen und Irren-wollen sind Ebbe und Fluth. Herrscht eines absolut, so geht der Mensch zu Grunde, und zugleich die Fähigkeit.

III.

Die ewige Wiederkunft.

1. Darstellung und Begründung der Lehre.

90.

Das Maass der All-Kraft ist bestimmt, nichts „Unendliches“: hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs! Folglich ist die Zahl der Lagen, Veränderungen, Combinationen und Entwickelungen dieser Kraft zwar ungeheuer gross und practisch „unermesslich“, aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich. Wohl aber ist die Zeit, in der das All seine Kraft übt, unendlich, das heisst, die Kraft ist ewig gleich und ewig thätig: — bis diesen Augenblick ist schon eine Unendlichkeit abgelaufen, das heisst alle möglichen Entwickelungen müssen schon dagewesen sein. Folglich muss die augenblickliche Entwickelung eine Wiederholung sein und so die, welche sie gebar und die, welche aus ihr entsteht und so vorwärts und rückwärts weiter! Alles ist unzählige Male dagewesen, insofern die Gesammtlage aller Kräfte immer wiederkehrt. Ob je, davon abgesehen, irgend etwas Gleiches dagewesen ist, ist ganz unerweislich. Es scheint, dass die Gesammtlage bis in's Kleinste hinein die Eigenschaften neu bildet, so dass zwei verschiedene Gesammtlagen nichts Gleiches haben können.

Ob es in einer Gesammtlage etwas Gleiches geben kann, zum Beispiel zwei Blätter? Ich zweifle: es würde voraussetzen, dass sie eine absolut gleiche Entstehung hätten, und damit hätten wir anzunehmen, dass bis in alle Ewigkeit zurück etwas Gleiches bestanden habe, trotz aller Gesammtlagen-Veränderungen und Schaffung neuer Eigenschaften — eine unmögliche Annahme!

91.

Ehemals dachte man, zur unendlichen Thätigkeit in der Zeit gehöre eine unendliche Kraft, die durch keinen Verbrauch erschöpft werde. Jetzt denkt man die Kraft stets gleich, und sie braucht nicht mehr unendlich gross zu werden. Sie ist ewig thätig, aber sie kann nicht mehr unendliche Fälle schaffen, sie muss sich wiederholen: das ist mein Schluss.

92.

Unendlich viele Kraftlagen hat es gegeben, aber nicht unendlich verschiedene: letzteres setzte eine unbestimmte Kraft voraus. Sie hat nur eine „Zahl“ von möglichen Eigenschaften.

93.

Das unendlich neue Werden ist ein Widerspruch, es würde eine unendlich wachsende Kraft voraussetzen. Aber wovon sollte sie wachsen! Woher sich ernähren, mit Überschuss ernähren! Die Annahme, das All sei ein Organismus, widerstreitet dem Wesen des Organischen.

94.

In welchem Satze und Glauben drückt sich am besten die entscheidende Wendung aus, welche durch das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, götter-erdichtenden Geist eingetreten ist? Wir bestehen darauf, dass die Welt, als eine Kraft, nicht unbegrenzt gedacht werden darf — wir verbieten uns den Begriff einer unendlichen Kraft, als mit dem Begriff „Kraft“ unverträglich.

95.

Unendlich neue Veränderungen und Lagen einer bestimmten Kraft ist ein Widerspruch, denke man sich dieselbe noch so gross und noch so sparsam in der Veränderung, vorausgesetzt, dass sie ewig ist. Also wäre zu schliessen: 1. entweder sie ist erst von einem bestimmten Zeitpunkte an thätig und wird ebenso einmal aufhören, — aber Anfang des Thätigseins ist absurd; wäre sie im Gleichgewicht, so wäre sie es ewig! 2. Oder es giebt nicht unendlich neue Veränderungen, sondern ein Kreislauf von bestimmter Zahl derselben spielt sich wieder und wieder ab: die Thätigkeit ist ewig, die Zahl der Producte und Kraftlagen endlich.

96.

Wenn nicht alle Möglichkeiten in der Ordnung und Relation der Kräfte bereits erschöpft wären, so wäre noch keine Unendlichkeit verflossen. Weil dies eben sein muss, so giebt es keine neue Möglichkeit mehr und alles muss schon dagewesen sein, unzählige Male.

97.

Die vorhandene Welt von Kräften leitet zurück auf einen einfachsten Zustand dieser Kräfte: und ebenso vorwärts auf einen einfachsten Zustand, — könnten und müssten beide Zustände nicht identisch sein? Aus einem System bestimmter Kräfte, also aus einer messbar sicheren Kraft kann sich keine Unzähligkeit der Zustände ergeben. Nur bei der falschen Annahme eines unendlichen Raumes, in welchen sich die Kraft gleichsam verflüchtigt, ist der letzte Zustand ein unproductiver, todter.

98.

Grundsätze. — Der letzte physikalische Zustand der Kraft, den wir erschliessen, muss auch nothwendig der erste sein. Die Auflösung der Kraft in latente Kraft muss die Ursache der Entstehung der lebendigsten Kraft sein. Denn einem Zustand der Negation muss der Zustand der höchsten Position folgen. Raum ist wie Materie eine subjective Form, Zeit nicht. Raum ist erst durch die Annahme leeren Raumes entstanden. Den giebt es nicht. Alles ist Kraft.

Bewegtes und Bewegendes können wir nicht zusammen denken, aber das macht Materie und Raum. Wir isoliren.

99.

Zur Wieder-Entstehung der Welt. — Aus zwei Negationen entsteht eine Position, wenn die Negationen Kräfte sind. (Es entsteht Dunkel aus Licht gegen Licht, Kälte aus Wärme gegen Wärme u. s. w.)

100.

Ein labiles Gleichgewicht kommt in der Natur so wenig vor, wie zwei congruente Dreiecke. Folglich auch kein Stillstand der Kraft überhaupt. Wäre der Stillstand möglich, so wäre er eingetreten.

101.

Das völlige Gleichgewicht muss entweder an sich eine Unmöglichkeit sein, oder die Veränderungen der Kraft treten in den Kreislauf ein, bevor jenes an sich mögliche Gleichgewicht eingetreten ist. — Dem Sein „Selbsterhaltungsgefühl“ zuschreiben! Wahnsinn! Den Atomen „Streben von Lust und Unlust!“

102.

Die Mechanik nimmt die Kraft als etwas absolut Theilbares: aber sie muss erst jede ihrer Möglichkeiten an der Wirklichkeit controliren. Es ist bei jener Kraft eben nichts in gleiche Theile theilbar; in jeder Lage ist sie Eigenschaft, und Eigenschaften kann man nicht halbiren: weshalb es nie ein Gleichgewicht der Kraft gegeben hat.

103.

Wäre ein Gleichgewicht der Kraft irgendwann einmal erreicht worden, so dauerte es noch: also ist es nie eingetreten. Der augenblickliche Zustand widerspricht der Annahme. Nimmt man an, es habe einmal einen Zustand gegeben, absolut gleich dem augenblicklichen, so wird diese Annahme nicht durch den augenblicklichen

Zustand widerlegt. Unter den unendlichen Möglichkeiten muss es aber diesen Fall gegeben haben, denn bis jetzt ist schon eine Unendlichkeit verflossen. Wenn das Gleichgewicht möglich wäre, so müsste es eingetreten sein. — Und wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann auch der, der ihn gebar, und dessen Vorzustand u. s. w. zurück, — daraus ergiebt sich, dass er auch ein zweites, drittes Mal schon da war, — ebenso dass er ein zweites, drittes Mal da sein wird, — unzählige Male, vorwärts und rückwärts. Das heisst es bewegt sich alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl vollkommen gleicher Zustände. — Was alles möglich ist, das kann freilich dem menschlichen Kopfe nicht überlassen sein, auszudenken: aber unter allen Umständen ist der gegenwärtige Zustand ein möglicher, ganz abgesehen von unserer Urtheils-Fähigkeit oder Unfähigkeit in Betreff des Möglichen, — denn es ist ein wirklicher. So wäre zu sagen: alle wirklichen Zustände müssten schon ihres Gleichen gehabt haben, vorausgesetzt, dass die Zahl der Fälle nicht unendlich ist und im Verlaufe unendlicher Zeit nur eine endliche Zahl vorkommen musste? weil immer von jedem Augenblicke rückwärts gerechnet schon eine Unendlichkeit verflossen ist? Der Stillstand der Kräfte, ihr Gleichgewicht ist ein denkbarer Fall: aber er ist nicht eingetreten, folglich ist die Zahl der Möglichkeiten grösser als die der Wirklichkeiten. — Dass nichts Gleiches wiederkehrt, könnte nicht durch den Zufall, sondern nur durch eine in das Wesen der Kraft gelegte Absichtlichkeit erklärt werden: denn, eine ungeheure Masse von Fällen vorausgesetzt, ist die zufällige Erreichung des gleichen Wurfes wahrscheinlicher als die absolute Nie-Gleichheit.

104.

Man gehe einmal rückwärts. Hätte die Welt ein Ziel, so müsste es erreicht sein: gäbe es für sie einen (unbeabsichtigten) Endzustand, so müsste er ebenfalls erreicht sein. Wäre sie überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens fähig, und gäbe es in ihrem Verlaufe nur einen Augenblick „Sein“ im strengen Sinne, so könnte es kein Werden mehr geben, also auch kein Denken, kein Beobachten eines Werdens. Wäre sie ewig neu werdend, so wäre sie damit gesetzt als etwas an sich Wunderbares und Frei- und Selbstschöpferisch-Göttliches. Das ewige Neuwerden setzt voraus: dass die Kraft sich selber willkürlich vermehre, dass sie nicht nur die Absicht, sondern auch die Mittel habe, sich selber vor der Wiederholung zu hüten, in eine alte Form zurückzugerathen, somit in jedem Augenblick jede Bewegung auf diese Vermeidung zu controliren, — oder die Unfähigkeit, in die gleiche Lage zu gerathen: das hiesse, dass die Kraftmenge nichts Festes sei und ebenso die Eigenschaften der Kraft. Etwas Un-festes von Kraft, etwas Undulatorisches ist uns ganz undenkbar. Wollen wir nicht in's Undenkbare phantasiren und nicht in den alten Schöpferbegriff zurückfallen (Vermehrung aus dem Nichts, Verminderung aus dem Nichts, absolute Willkür und Freiheit im Wachsen und in den Eigenschaften) —

105.

Wer nicht an einen Kreisprocess des Alls glaubt, muss an den willkürlichen Gott glauben — so bedingt sich meine Betrachtung im Gegensatz zu allen bisherigen theistischen!

106.

Was ich als Gegenhypothese gegen den Kreisprocess einwende: — Sollte es möglich sein, die Gesetze der mechanischen Welt ebenso als Ausnahmen und gewissermaassen Zufälle des allgemeinen Daseins abzuleiten, als eine Möglichkeit von vielen unzähligen Möglichkeiten? Dass wir zufällig in diese mechanische Weltordnungs-Ecke geworfen sind? Dass aller Chemismus wiederum in der mechanischen Weltordnung die Ausnahme und der Zufall ist, und endlich der Organismus innerhalb der chemischen Welt die Ausnahme und der Zufall? — Hätten wir als allgemeinste Form des Daseins wirklich eine noch nicht mechanische, den mechanischen Gesetzen entzogene (wenn auch nicht ihnen unzugängliche) Welt anzunehmen? Welche in der That die allgemeinste auch jetzt und immer wäre? So dass das Entstehen der mechanischen Welt ein gesetzloses Spiel wäre, welches endlich eben solche Consistenz gewänne, wie jetzt die organischen Gesetze für unsere Betrachtung? So dass alle unsere mechanischen Gesetze nicht ewig wären, sondern geworden, unter zahllosen andersartigen mechanischen Gesetzen, von ihnen übrig geblieben, oder in einzelnen Theilen der Welt zur Herrschaft gelangt, in anderen nicht? — Es scheint, wir brauchen ein Belieben, eine wirkliche Ungesetzmässigkeit, nur eine Fähigkeit gesetzlich zu werden, eine Urdummheit, welche selbst für Mechanik nicht taugt? Die Entstehung der Qualitäten setzt das Entstehen der Quantitäten voraus, und diese wieder könnten nach tausend Arten von Mechanik entstehen.

Ist nicht die Existenz irgendwelcher Verschiedenheit und nicht völliger Kreisförmigkeit in der uns um-

gebenden Welt schon ein ausreichender Gegenbeweis gegen eine gleichmässige Kreisform alles Bestehenden? Woher die Verschiedenheit innerhalb des Kreises? Woher die Zeitdauer dieser ablaufenden Verschiedenheit? Ist nicht alles viel zu mannichfaltig, um aus einem entstanden zu sein? Und sind nicht die vielen chemischen Gesetze und wieder organischen Arten und Gestalten unerklärbar aus einem? Oder aus zweien? — Gesetzt, es gäbe eine gleichmässige „Contractionsenergie“ in allen Kraftcentren des Universums, so fragt sich, woher auch nur die geringste Verschiedenheit entstehen könnte? Dann müsste sich das All in zahllose völlig gleiche Ringe und Daseinskugeln lösen, und wir hätten zahllose völlig gleiche Welten neben einander. Ist dies nöthig für mich, anzunehmen? Zum ewigen Nacheinander gleicher Welten ein ewiges Nebeneinander? Aber die Vielheit und Unordnung in der bisher uns bekannten Welt widerspricht, es kann nicht eine solche universale Gleichartigkeit der Entwickelung gegeben haben, es müsste auch für unseren Theil ein gleichförmiges Kugelwesen ergeben haben! Sollte in der That die Entstehung von Qualitäten keine gesetzmässige an sich sein? Sollte aus der „Kraft“ Verschiedenes entstehen können? Beliebiges? Sollte die Gesetzmässigkeit, welche wir sehen, uns täuschen? Nicht ein Urgesetz sein? Sollte die Vielartigkeit der Qualitäten auch in unserer Welt eine Folge der absoluten Entstehung beliebiger Eigenschaften sein? Nur dass sie in unserer Weltecke nicht mehr vorkommt? Oder eine Regel angenommen hat, die wir Ursache und Wirkung nennen, ohne dass sie das ist (ein zur Regel gewordenes Belieben, zum Beispiel Sauerstoff und Wasserstoff chemisch)??? Sollte diese „Regel“ eben nur eine längere Laune sein? — — —

107.

Wenn das All ein Organismus werden könnte, wäre es einer geworden. Wir müssen es als Ganzes uns gerade so entfernt wie möglich von dem Organischen denken. Ich glaube, selbst unsere chemische Affinität und Cohärenz sind vielleicht spät entwickelte, bestimmten Epochen in Einzelsystemen zugehörige Erscheinungen. Glauben wir an die absolute Nothwendigkeit im All, aber hüten wir uns, von irgend einem Gesetz, sei es selbst ein primitiv mechanisches unserer Erfahrung, zu behaupten, dies herrsche in ihm und sei eine ewige Eigenschaft. — Alle chemischen Qualitäten können geworden sein und vergehen und wiederkommen. Unzählige „Eigenschaften“ mögen sich entwickelt haben, für die uns, aus unserem Zeit- und Raumwinkel heraus, die Beobachtung nicht möglich ist. Der Wandel einer chemischen Qualität vollzieht sich vielleicht auch jetzt, nur in so feinem Grade, dass er unserer feinsten Nachrechnung entschlüpft.

108.

Unorganische Materie, ob sie gleich meist organisch war, hat nichts gelernt, ist immer ohne Vergangenheit! Wäre es anders, so würde es nie eine Wiederholung geben können — denn es entstände immer etwas aus Stoff mit neuen Qualitäten, mit neuer Vergangenheit.

109.

Hüten wir uns, diesem Kreislauf irgend ein Streben, ein Ziel beizulegen: oder ihn nach unseren Bedürfnissen abzuschätzen als langweilig, dumm u. s. w. Gewiss kommt in ihm der höchste Grad von Unvernunft eben-

sowohl vor wie das Gegentheil: aber er ist nicht darnach zu messen, Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit sind keine Prädicate für das All. — Hüten wir uns, das Gesetz dieses Kreises als geworden zu denken, nach der falschen Analogie der Kreisbewegungen innerhalb des Ringes. Es gab nicht erst ein Chaos und nachher allmählich eine harmonischere und endlich eine feste kreisförmige Bewegung aller Kräfte: vielmehr alles ist ewig, ungeworden: wenn es ein Chaos der Kräfte gab, so war auch das Chaos ewig und kehrte in jedem Ringe wieder. Der Kreislauf ist nichts Gewordenes, er ist das Urgesetz, sowie die Kraftmenge Urgesetz ist, ohne Ausnahme und Übertretung. Alles Werden ist innerhalb des Kreislaufs und der Kraftmenge: also nicht durch falsche Analogie die werdenden und vergehenden Kreisläufe, zum Beispiel die Gestirne oder Ebbe und Fluth, Tag und Nacht, Jahreszeiten, zur Charakteristik des ewigen Kreislaufs zu verwenden.

110.

Das „Chaos des Alls“ als Ausschluss jeder Zweckthätigkeit steht nicht im Widerspruch zum Gedanken des Kreislaufs: letzterer ist eben eine unvernünftige Nothwendigkeit, ohne irgend eine formale, ethische, ästhetische Rücksicht. Das Belieben fehlt, im Kleinsten und im Ganzen.

111.

Hüten wir uns zu glauben, dass das All eine Tendenz habe, gewisse Formen zu erreichen, dass es schöner, vollkommener, complicirter werden wolle! Das ist alles Vermenschung! Anarchie, hässlich, Form — sind un-

gehörige Begriffe. Für die Mechanik giebt es nichts Unvollkommenes.

Es ist alles wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und deine Gedanken in dieser Stunde und dieser dein Gedanke, dass alles wiederkommt.

112.

Unsere ganze Welt ist die Asche unzähliger lebender Wesen: und wenn das Lebendige auch noch so wenig im Vergleich zum Ganzen ist, so ist alles schon einmal in Leben umgesetzt gewesen und so geht es fort. Nehmen wir eine ewige Dauer, folglich einen ewigen Wechsel der Stoffe an —

113.

Wer du auch sein magst, geliebter Fremdling, dem ich hier zum ersten Mal begegne: nimm diese frohe Stunde wahr und die Stille um uns und über uns und lass dir von einem Gedanken erzählen, der vor mir aufgegangen ist gleich einem Gestirn und der zu dir und zu jedermann hinunterleuchten möchte, wie es die Art des Lichtes ist.

114.

Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich gross für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muss

ihn erreicht haben, und nicht einmal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so vertheilt wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebar und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine grosse Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrthum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt giebt es immer eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags.

2. Wirkung der Lehre auf die Menschheit.

115.

Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Anders-denkende zu machen? Der religiöse Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuss, er macht sich's leicht, — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei. —

116.

Der politische Wahn, über den ich ebenso lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem Verweltlichung, Glaube an die Welt und Aus-dem-Sinn-Schlagen von „Jenseits“ und „Hinterwelt“. Sein Ziel ist das Wohlbefinden des flüchtigen Individuums: weshalb der Socialismus seine Frucht ist, das heisst die flüchtigen Einzelnen wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu warten, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden. Meine Lehre sagt: so leben, dass du wünschen musst, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es jedenfalls! Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe; wem Ruhe das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnung, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur möge er bewusst darüber werden, was ihm das höchste Gefühl giebt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!

117.

„Aber wenn alles nothwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?“ Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen anderen Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, dass Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen thun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung, Ort, Luft, Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du thun willst: „ist es so, dass ich

es unzählige Male thun will?“, ist das grösste Schwergewicht.

118.

Der mächtigste Gedanke verbraucht viel Kraft, die früher anderen Zielen zu Gebote stand, so wirkt er umbildend, er schafft neue Bewegungsgesetze der Kraft, aber keine neue Kraft. Darin beruht aber die Möglichkeit, die einzelnen Menschen in ihren Affecten neu zu bestimmen und zu ordnen.

119.

Prüfen wir, wie der Gedanke, dass sich etwas wiederholt, bis jetzt gewirkt hat (das Jahr zum Beispiel, oder periodische Krankheiten, Wachen und Schlafen u. s. w.). Wenn die Kreis-Wiederholung auch nur eine Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ist, auch der Gedanke einer Möglichkeit kann uns erschüttern und umgestalten, nicht nur Empfindungen oder bestimmte Erwartungen! Wie hat die Möglichkeit der ewigen Verdammniss gewirkt!

120.

Von dem Augenblick an, wo dieser Gedanke da ist, verändert sich alle Farbe, und es giebt eine andere Geschichte.

121.

Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben!

Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!

122.

Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt, — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick des Bewusstseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit", — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, sobald der Intellect weg ist!

123.

Du fühlst, dass du Abschied nehmen musst, bald vielleicht — und die Abendröthe dieses Gefühles leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugniss: es bedeutet, dass du das Leben und dich selber liebst, und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat, — und dass du nach Verewigung desselben trachtest. — *Non alia sed haec vita sempiterna!*

Wisse aber auch! — dass die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt, und dass man im Hören der ersten Strophe vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein.

124.

Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen,

welche dies Leben als flüchtiges verachteten und nach einem unbestimmten anderen Leben hinblicken lehrten. —

125.

Nicht nach fernen, unbekannten Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen ausschauen, sondern so leben, dass wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! — Unsere Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran.

126.

Haupttendenzen: 1. die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise pflanzen! Was auch jeder Einzelne dafür erdenkt, das wird der Andere gelten lassen und eine neue grosse Toleranz dafür sich aneignen müssen: so sehr es oft wider seinen Geschmack geht, wenn der Einzelne wirklich die Freude am eigenen Leben mehrt!

2. Eins sein in der Feindschaft gegen alles und alle, die den Werth des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe. Diesen die Fortpflanzung verwehren! Aber unsere Feindschaft muss selber ein Mittel zu unserer Freude werden! Also lachen, spotten, ohne Verbitterung vernichten! Dies ist unser Todkampf.

Dies Leben — dein ewiges Leben!

127.

Woran gieng die alexandrinische Cultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und

der Lust an der Erkenntniss dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dies Leben mit dem schwersten Accent trifft, — nach meiner Lehre!

128.

Diese Lehre ist milde gegen die, welche nicht an sie glauben, sie hat keine Höllen und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in seinem Bewusstsein.

129.

Es wäre entsetzlich, wenn wir noch an die Sünde glaubten: sondern, was wir auch thun werden, in unzähliger Wiederholung, es ist unschuldig. Wenn der Gedanke der ewigen Wiederkunft aller Dinge dich nicht überwältigt, so ist es keine Schuld: und es ist kein Verdienst, wenn er es thut. — Von allen unseren Vorfahren denken wir milder, als sie selber dachten, wir trauern über ihre einverleibten Irrthümer, nicht über ihr Böses.

130.

Hüten wir uns, eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muss langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit sie ein grosser Baum werde, der alle noch kommende Menschheit überschatte. Was sind die paar Jahrtausende, in denen sich das Christenthum erhalten

hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende, — lange, lange muss er klein und ohnmächtig sein!

131.

Für diesen Gedanken wollen wir nicht dreissig Jahre Gloria mit Trommeln und Pfeifen und dreissig Jahre Todtengräberarbeit und dann eine Ewigkeit der Todtenstille, wie bei so vielen berühmten Gedanken.

Schlicht und fast trocken, der Gedanke muss nicht die Beredtsamkeit nöthig haben.

132.

Seid ihr nun vorbereitet? Ihr müsst jeden Grad von Scepsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben, — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl wehren! Ich will meinen Gedanken im voraus vertheidigen! Er soll die Religion der freiesten, heitersten und erhabensten Seelen sein — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!

IV.

Physik und Metaphysik.

133.

Materie, Stoff ist eine subjective Form. Wir können uns nichts anders als stofflich denken. Auch Gedanken und Abstracta bekommen von uns eine sehr verfeinerte Stofflichkeit, die wir vielleicht ableugnen; nichts destoweniger haben sie eine solche. Wir haben uns daran gewöhnt, diese feine Stofflichkeit zu übersehen und vom „Immateriellen“ zu reden. Ganz wie wir todt und lebendig, logisch und unlogisch u. s. w. getrennt haben. Unsere Gegensätze verlernen — ist die Aufgabe.

134.

Gesetzt, mein Buch existirte nur noch in den Köpfen der Menschen, so wäre alles in gewissem Sinne aus deren Gedanken und Wesen — es wäre eine „Summe von Relationen“. Ist es darum nichts mehr? Gleichniss für alle Dinge. Ebenso unser „Nächster“.

Dass ein Ding in eine Summe von Relationen sich auflöst, beweist nichts gegen seine Realität.

135.

Wir sind irgendwie in der Mitte — nach der Grösse der Welt zu und nach der Kleinheit der unendlichen Welt zu. Oder ist das Atom uns näher als das äusserste Ende der Welt? — Ist für uns die Welt nicht nur ein Zusammenfassen von Relationen unter einem Maasse? Sobald dies willkürliche Maass fehlt, zerfliesst unsere Welt!

136.

Es giebt für uns nicht Ursache und Wirkung, sondern nur Folgen („Auslösungen").

137.

Es giebt im Molecüle Explosionen und Veränderungen der Bahn aller Atome und plötzliche Auslösungen von Kraft. Es könnte auch mit einem Moment unser ganzes Sonnensystem einen solchen Reiz erfahren, wie ihn der Nerv auf den Muskel ausübt. Dass dies nie geschehen sei, oder geschehen werde, ist nicht zu beweisen.

138.

Im Molecüle könnte immer noch die Geschichte des Sonnensystems abspielen und Wärme durch Fall und Stoss sich erzeugen.

139.

Der Stoss ist nicht die erste mechanische Thatsache, sondern dass etwas da ist, welches stossen kann, jener Aggregat-Heerdenzustand von Atomen, der nicht gleich

Staub ist, sondern zusammenhält: hier ist gerade Nicht-Stoss und trotzdem Kraft, nicht nur des Gegenstrebens, Widerstands, sondern vor allem der Anordnung, Einordnung, Anhänglichkeit, überleitenden und zusammenknüpfenden Kraft. So ein Klümpchen kann nachher als Ganzes „stossen"!

140.

„Der chemische Process ist stets grösser als der Nutzeffect" (Mayer). „Durch gute Dampfmaschinen wird ungefähr $^1/_{20}$, durch Geschütze $^1/_{10}$, durch Säugethiere $^1/_5$ der Verbrennungswärme in mechanischen Effect umgesetzt." Zur Verschwendung der Natur! Dann die Sonnenwärme bei Proctor! Der Staat im Verhältniss zu seinem Nutzen! Der grosse Geist! Unsere intellectuelle Arbeit im Verhältniss zu dem Nutzen, den die Triebe davon haben! Also keine falsche „Nützlichkeit als Norm"! Verschwendung ist ohne weiteres kein Tadel: sie ist vielleicht nothwendig. Auch die Heftigkeit der Triebe gehört hierher.

141.

Es ist ein falscher Gesichtspunkt: um die Gattung zu erhalten, werden unzählige Exemplare geopfert. Ein solches „um" giebt es nicht! Ebenso giebt es keine Gattung, sondern lauter verschiedene Einzelwesen! Also giebt es auch keine Opferung, Verschwendung! Also auch keine Unvernunft dabei! — Die Natur will nicht die „Gattung erhalten"! Thatsächlich erhalten sich viele ähnliche Wesen mit ähnlichen Existenzbedingungen leichter als abnorme Wesen.

142.

Die Entwickelung eines Dinges erlaubt Rückschlüsse auf die Entstehung des Dinges. Alle Entwickelung ist eine Entstehung.

143.

Wie unkräftig war bisher alle physiologische Erkenntniss! während die alten physiologischen Irrthümer spontane Kraft bekommen haben! Lange, lange Zeit können wir die neuen Erkenntnisse nur als Reize verwenden, — um die spontanen Kräfte zu entladen.

V.

Moral.

1. Allgemeine Fragen der Moralwissenschaft.

a) Ursprung, Wesen und Ende der Moral.

144.

Die ästhetischen Urtheile (der Geschmack, Missbehagen, Ekel u. s. w.) sind das, was den Grund der Gütertafel ausmacht. Diese wiederum ist der Grund der moralischen Urtheile.

145.

Das Schöne, das Ekelhafte u. s. w. ist das ältere Urtheil. Sobald es die absolute Wahrheit in Anspruch nimmt, schlägt das ästhetische Urtheil in die moralische Forderung um.

Sobald wir die absolute Wahrheit leugnen, müssen wir alles absolute Fordern aufgeben und uns auf ästhetische Urtheile zurückziehen. Dies ist die Aufgabe: eine Fülle ästhetischer, gleichberechtigter Werthschätzungen zu creiren: jede für ein Individuum die letzte Thatsache und das Maass der Dinge.

Reduction der Moral auf Ästhetik!!!

146.

Ich muss nicht nur die Lehre von der Sünde, sondern auch die vom Verdienste (Tugend) aufgeben. Wie in der Natur, — es bleiben die ästhetischen Urtheile! „Ekelhaft, gewöhnlich, selten, anziehend, harmonisch, schroff, grell, widerspruchsvoll, quälend, entzückend“ u. s. w. Diese Urtheile sind aber auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen! „Selten“, was wirklich selten ist; vieles „Gewöhnliche“ als höchst werthvoll, mehr als das Seltene u. s. w.

147.

Übler Geruch ein Vorurtheil. Alle Ausscheidungen ekelhaft — warum? Als übelriechend? Warum übel? sie sind nicht schädlich. Speichel, Schleim, Schweiss, Same, Urin, Koth, Hautreste, Nasenschleimhäute u. s. w. Es ist unzweckmässig! — Der Ekel mit der Verfeinerung zunehmend. Die Verrichtungen, die daran sich knüpfen, auch ekelhaft. — Ekel als Brechreiz zu verstehen: die Ausscheidungen erregen den Reiz, die Nahrung auszuscheiden unverdaut (wie ein Gift). Urtheil vom Standpunkte der Geniessbarkeit aus: dies ist nicht zu essen! Grundurtheil der Moral.

148.

Erster Ursprung von höher und niedriger. — Das ästhetisch-Beleidigende am innerlichen Menschen ohne Haut, — blutige Massen, Kothgedärme, Eingeweide, alle jene saugenden, pumpenden Unthiere, — formlos oder hässlich oder grotesk, dazu für den Geruch peinlich. Also weggedacht! Was davon doch heraustritt, erregt

Scham (Koth, Urin, Speichel, Same). Frauen mögen nicht vom Verdauen hören, Byron eine Frau nicht essen sehen. (So gehen die Hintergedanken ihren Weg.) Dieser durch die Haut verhüllte Leib, der sich zu schämen scheint! Das Gewand an den Theilen, wo sein Wesen nach aussen tritt: oder die Hand vor den Mund halten beim Speichelauswerfen. Also: es giebt Ekel-erregendes; je unwissender der Mensch über den Organismus ist, um so mehr fällt ihm rohes Fleisch, Verwesung, Gestank, Maden zusammen. Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich ekelhaft, — er thut alles, um nicht daran zu denken. — Die Lust, die ersichtlich mit diesem innerlichen Menschen zusammenhängt, gilt als niedriger: — Nachwirkung des ästhetischen Urtheils. Die Idealisten der Liebe sind Schwärmer der schönen Formen, sie wollen sich täuschen und sind oft empört bei der Vorstellung von Coitus und Samen. — Alles Peinliche, Quälende, Überheftige hat der Mensch diesem innerlichen Leibe zugeschrieben: um so höher hob er das Sehen, Hören, die Gestalt, das Denken. Das Ekelhafte sollte die Quelle des Unglücks sein! — Wir lernen den Ekel um!

Zweiter Ursprung der Unterscheidung von höher und niedriger. Alles Furchteinflössende als das Mächtigere gilt als höher; alles andere als niedriger oder gar verächtlich. Als Höchstes: Furcht einflössen und doch wohlthun und wohlwollen!

149.

Ich kann nicht neben einem Menschen leben, der immer und immer wieder ausspuckt — wohl aber neben einem Verbrecher. So viel stärker ist der Geschmack. Ehemals war der Neuerer des Gedankens ebenso ekelhaft.

150.

Das Wesen jeder Handlung ist dem Menschen so unschmackhaft wie das Wesentliche jeder Nahrung: er würde lieber verhungern als es essen, so stark ist sein Ekel zumeist. Er hat Würzen nöthig, wir müssen zu allen Speisen verführt werden: und so auch zu allen Handlungen. Der Geschmack und sein Verhältniss zum Hunger, und dessen Verhältniss zum Bedürfniss des Organismus! Die moralischen Urtheile sind die Würzen. Der Geschmack wird aber hier wie dort als das angesehen, was über den Werth der Nahrung, Werth der Handlung entscheidet: der grösste Irrthum!

Wie verändert sich der Geschmack? Wann wird er lass und unfrei? Wann ist er tyrannisch? — Und ebenso bei den Urtheilen über gut und böse: eine physiologische Thatsache ist der Grund jeder Veränderung im moralischen Geschmack; diese physiologische Veränderung ist aber nicht etwas, das nothwendig das dem Organismus Nützliche jeder Zeit forderte. Sondern die Geschichte des Geschmackes ist eine Geschichte für sich, und ebenso sehr sind Entartungen des Ganzen als Fortschritte die Folgen dieses Geschmackes. Gesunder Geschmack, kranker Geschmack — das sind falsche Unterscheidungen, — es giebt unzählige Möglichkeiten der Entwickelung: was jedesmal zu der einen hinführt, ist gesund: aber es kann widersprechend einer anderen Entwickelung sein. Nur in Hinsicht auf ein Ideal, das erreicht werden soll, giebt es einen Sinn bei „gesund“ und „krank“. Das Ideal aber ist immer höchst wechselnd, selbst beim Individuum (das des Kindes und des Mannes!), — und die Kenntniss, was nöthig ist, es zu erreichen, fehlt fast ganz.

151.

Woher diese Änderungen des Geschmacks im Moralischen? Geht es in die Tiefe? Wie der Appetitmangel bei der Ernährung, wie das Gefühl des Ekels und des Unangenehmen bei Fäulniss, Rauch u. s. w.? Ist es, dass für einen Zustand (eines Volkes, Menschen) sein Geschmack im Verhältniss des Zweckmässigen steht? Oder wenigstens des zweckmässig Geglaubten? Drückt er aus: „dieses bedarf ich jetzt, jenes bedarf ich nicht?“ — Oder sind es wechselnde Gewöhnungen, wie der Geschmack an Speisen, hervorgerufen durch die vorhandene leichtere Befriedigung an dieser und jener, so dass Gewöhnung, Reiz und Verlangen entsteht und am Entgegengesetzten und Fremden das Entgegengesetzte empfunden wird? Oder Beides?

152.

Beim Geschmack ergab sich nebenbei, ob ein Mittel tödtete, ob es sättigte u. s. w. — nicht, wie es, auf die Dauer genommen, wirkte (auf Generationen hin). Auch wusste man nicht, wie ungleichmässig der Körper unterhalten wurde, und wie diese starken Schwankungen wirkten. Die Depression in Folge mangelhafter Ernährung oder Verdauung bestimmt das Ideal.

153.

Während es dem Melancholiker allzusehr an phosphorsaurem Kali in Blut und Gehirn gebricht, sieht er den Grund seines Mangelgefühles und seiner Depression in den moralischen Zuständen der Menschen, der Dinge, seiner selber!!!

154.

Was ist Moralität! Ein Mensch, ein Volk hat eine physiologische Veränderung erlitten, empfindet diese im Gemeingefühl und deutet sie sich in der Sprache seiner Affecte und nach dem Grade seiner Kenntnisse aus, ohne zu merken, dass der Sitz der Veränderung in der Physis ist. Wie als ob einer Hunger hat und meint, mit Begriffen und Gebräuchen, mit Lob und Tadel ihn zu beschwichtigen!

155.

Von jedem Augenblicke im Zustand eines Wesens stehen zahllose Wege seiner Entwickelung offen: der herrschende Trieb heisst nur einen einzigen gut, den nach seinem Ideale. So ist das Bild Spencer's von der Zukunft des Menschen nicht eine naturwissenschaftliche Nothwendigkeit, sondern ein Wunsch aus jetzigen Idealen heraus.

156.

Die moralischen Worte sind in den verschiedensten Zeiten eines Volkes dieselben: dagegen ist das Gefühl, welches sie begleitet, wenn sie ausgesprochen werden, immer im Wandel. Jede Zeit färbt dieselben alten Worte neu: jede Zeit stellt einige dieser Worte in den Vordergrund und andere zurück — nun, dies sind bekannte Dinge! Man erlaube mir einige Bemerkungen über den moralischen Sprachgebrauch von heute zu machen. — In den Kreisen, in denen ich gelebt habe, unterscheidet man gute Menschen, edle Menschen, grosse Menschen. Das Wort „gut“ gebraucht man nach den wechselndsten Gesichtspunkten: ja sogar nach entgegengesetzten: wie ich gleich des genaueren zeigen werde.

Wer edel genannt wird, wird damit als ein Wesen bezeichnet, das mehr als gut ist, — nicht als besonders gut, sondern als verschieden vom guten Menschen, und zwar so, dass er mit diesem Worte einer höheren Rangclasse eingereiht wird. Ein grosser Mensch braucht nach dem jetzigen Sprachgebrauche weder ein guter noch ein edler Mensch zu sein, — ich erinnere mich nur eines Beispiels, dass ein Mensch dieses Jahrhunderts alle drei Prädicate bekommen hat, und selbst von seinen Feinden: — Mazzini.

157.

Alle Ziele sind vernichtet: die Werthschätzungen kehren sich gegen einander:

man nennt den gut, der seinem Herzen folgt, aber auch den, der nur auf seine Pflicht hört;

man nennt den Milden, Versöhnlichen gut, aber auch den Tapferen, Unbeugsamen, Strengen;

man nennt den gut, der ohne Zwang gegen sich ist, aber auch den Helden der Selbstüberwindung;

man nennt den unbedingten Freund des Wahren gut, aber auch den Menschen der Pietät, den Verklärer der Dinge;

man nennt den sich selber Gehorchenden gut, aber auch den Frommen;

man nennt den Vornehmen, Edlen gut, aber auch den, der nicht verachtet und herabblickt;

man nennt den Gutmüthigen, dem Kampfe Ausweichenden gut, aber auch den Kampf- und Siegbegierigen;

man nennt den, der immer der Erste sein will, gut, aber auch den, der nichts vor irgend einem voraus haben will.

158

Es genügen ausserordentlich kleine Veränderungen der Werthschätzung, um ganz ungeheuer verschiedene Werthbilder zu bekommen (Anordnung der Güter!).

159.

Zu jeder Moral gehört eine gewisse Art von Analyse der Handlungen: jede ist falsch. Aber jede Moral hat ihre Perspectiven und Beleuchtungen — ihre Lehre von den „Motiven".

160.

Die moralischen Urtheile sind Epidemien, die ihre Zeit haben.

161.

Wenn die moralischen Leiden das Leben schwer gemacht haben, — es hängt daran, dass es durchaus nicht möglich ist, eine moralische Empfindung relativ zu nehmen; sie ist wesentlich unbedingt, wie die Körper uns unbedingt erscheinen, insgleichen der Staat, die Seele, das Gemeinwesen. Wir mögen uns noch so sehr das Gewordensein von dem allen vorhalten: es wirkt auf uns als Ungewordenes, Unvergängliches und legt absolute Pflichten auf. „Der Nächste" ebenfalls, wie weise wir auch über ihn sind. Der Trieb zum Unbedingtnehmen ist sehr mächtig angezüchtet.

162.

Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Socrates war es, und zwar des-

halb, weil sie Dinge für wichtig nimmt, die mit gut und böse nichts zu thun haben, folglich dem „Gut“ und „Böse“ Gewicht nehmen —: die Moral will, dass ihr alle Kraft des Menschen zu Gebote stehe; sie hält es für die Verschwendung eines, der nicht reich genug dazu ist, wenn man sich um Sterne und Pflanzen bekümmert.

163.

Wer die Ernährung zum Beispiel oder die Heizung studirt, lernt eine Menge Verhaltungsmassregeln. Ehemals gehörten alle diese Regeln unter die „Moral“ — jetzt ist der Unterricht nicht mehr so feierlich und das Heil der Seele ist nicht daran geknüpft. Wie die Magie unendlich von der Wissenschaft übertroffen ist an Kraft und Kunststücken — so::

164.

Man kann fragen: war die Moral ein Mittel der Veredelung des Menschen? Was ist da „Veredelung“? Eine feine Art der Moralität selber? — „Höher von sich denken?“ Ohne das Gefühl „ich bin verantwortlich“ — was wird aus dem Menschen? Ohne den Glauben an das Gewissen — was wird aus ihm? Denn er kann Gewissensbisse haben, aber sceptisch gegen sie sein, wie gegen andere Triebe, die sich regen.

165.

„Und was wird nach dem Ende der Moral?“ Oh ihr Neugierigen! Wozu schon jetzt so fragen! Aber laufen wir einmal schnell darüber hin — schnell! — sonst würden

wir fallen, — denn hier ist alles Eis und Glätte. — Alle und jede Handlungsweise, welche die Moral fordert, wurde von ihr auf Grund mangelhafter Kenntniss des Menschen und vieler tiefer und schwerer Vorurtheile gefordert: hat man diesen Mangel und diese Erdichtung nachgewiesen, so hat man die moralische Verbindlichkeit für diese und jene Handlungen vernichtet, — es ist kein Zweifel! — und zwar schon deshalb, weil die Moral selber vor allem Wahrheit und Redlichkeit fordert und somit sich selber die Schnur um den Hals gelegt hat, mit welcher sie erwürgt werden kann, — werden muss: der Selbstmord der Moral ist ihre eigene letzte moralische Forderung! — Immerhin könnte damit die Forderung, dass dies zu thun und jenes zu lassen ist, noch nicht vernichtet sein, nur der moralische Antrieb würde fürderhin fehlen — und nur für den Fall, dass es eben keinen weiteren Antrieb für eine Handlungsweise geben sollte als diesen, wäre die Forderung selber mit der Moral erdrosselt. Nun melden sich aber die Utilitarier und zeigen auf den Nutzen hin, als Anlass zur gleichen Forderung, — auf den Nutzen als den nöthigen Umweg zum Glücke; die Ästhetiker sodann, welche im Namen des Schönen und Hohen oder des guten Geschmacks (was dasselbe ist) die Forderung wiederholen; es erscheinen die Freunde der Erkenntniss und zeigen, dass, so und so zu leben, die beste Vorbereitung zum Erkennen sei, und dass es nicht nur von schlechtem Geschmacke zeugen würde, sondern von Widerspänstigkeit gegen die Weisheit, wenn man anders, im Widerspruch zu jenen ehemaligen Forderungen der Moral, leben wollte. — Und zuletzt strömen die Idealisten aller Grade herbei und zeigen auf das Gebilde hin, das vor ihnen herschwebt: „ach dies Gebilde zu erreichen, zu umarmen, es wie ein

Siegel auf uns eindrücken und fürderhin dies Bild sein, — was würden wir nicht alles thun und lassen um dessentwillen! Was ist uns Nutzen und Geschmack und Weisheit, was sind uns Gründe und Grundlosigkeit gegen diese Begier nach unserem Ideal, nach diesem meinem Ideale!“ — und so stellen sie jene Forderung wieder her, jeder für sich, — als Mittel seiner Begier, als Labsal seines Durstes.

166.

Wir ehren und schützen alle Machtansammlungen, weil wir sie einst zu erben hoffen — die Weisen. Wir wollen ebenso die Erben der Moralität sein, nachdem wir die Moral zerstört haben.

b) Das Unmoralische.

167.

Ist es nicht zum Lachen, dass man noch an ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz glaubt „du sollst nicht lügen“, „du sollst nicht tödten“ — in einem Dasein, dessen Charakter die beständige Lüge, das beständige Tödten ist! Welche Blindheit gegen das wirkliche Wesen dieses Daseins muss es hervorgebracht haben, dass man mit jenen Gesetzen allein leben zu können glaubte! Wie viel Blindheit über uns selber! Welches Missdeuten aller unserer Absichten und Ausführungen! Wie viel pathetische Lüge, wie viel Todtschlag der Ehrlichen — das heisst Vernichtung derer, die böse zu sein und sich zu scheinen wagten — ist dadurch wieder in die Welt gekommen! Die Moralität ist selber nur durch Unmoralität so lange in Credit geblieben.

168.

Wir Ästhetiker höchsten Ranges möchten auch die Verbrechen und das Laster und die Qualen der Seele und die Irrthümer nicht missen, — und eine Gesellschaft von Weisen würde sich wahrscheinlich eine böse Welt hinzuerschaffen. Ich meine, es ist kein Beweis gegen die Künstlerschaft Gottes, dass das Böse und der Schmerz existirt, — wohl aber gegen seine „Güte"? — Aber was ist denn Güte! Das Helfenwollen und Wohlthunwollen, welches ebenfalls solche voraussetzt, denen es schlecht geht! und die schlecht sind!

169.

Müssten nicht gerade die besten Menschen die bösesten sein? Die, bei denen das Wissen und Gewissen am feinhörigsten und kräftigsten ausgebildet ist, so dass sie alles, was sie thun, als ungerecht empfinden und sich selber als die Immer-Bösen, Immer-Ungerechten, als die Nothwendig-Bösen? Wer sich aber so empfindet, ist es auch!

170.

Wir können weder des Bösen noch der Leidenschaften entbehren, — die vollständige Anpassung aller an alles und jedes in sich (wie bei Spencer) ist ein Irrthum, es wäre die tiefste Verkümmerung. — Das schönste, leiblich mächtigste Raubthier hat die stärksten Affecte: sein Hass und seine Gier in dieser Stärke werden für seine Gesundheit nöthig sein, und, wenn befriedigt, diese so prachtvoll entwickeln. — Selbst zum Erkennen brauche ich alle meine Triebe, die guten wie die bösen, und wäre

schnell am Ende, wenn ich nicht gegen die Dinge feindlich, misstrauisch, grausam, tückisch, rachsüchtig und mich verstellend u. s. w. sein wollte. Alle grossen Menschen waren durch die Stärke ihrer Affecte gross. Auch die Gesundheit taugt nichts, wenn sie nicht grossen Affecten gewachsen ist, ja sie nöthig hat. Grosse Affecte concentriren und halten die Kraft in Spannung. Gewiss sind sie oft Anlass, dass man zu Grunde geht — aber dies ist kein Argument gegen ihre nützlichen Wirkungen im Grossen. — Unsere Moralität will aber das Gegentheil, liebenswürdige und creditfähige Zahler und Borger.

171.

In den gelobtesten Handlungen und Charakteren sind Mord, Diebstahl, Grausamkeit, Verstellung als nothwendige Elemente der Kraft. In den verworfensten Handlungen und Charakteren sind Liebe (Schätzung und Überschätzung von etwas, dessen Besitz man begehrt) und Wohlwollen (Schätzung von etwas, dessen Besitz man hat, das man sich erhalten will).

Liebe und Grausamkeit nicht Gegensätze: sie finden sich bei den festesten und besten Naturen immer bei einander. (Der christliche Gott — eine sehr weise und ohne moralische Vorurtheile ausgedachte Person!)

172.

Die Menschen sehen die kleinen sublimirten Dosen nicht und leugnen sie: sie leugnen zum Beispiel die Grausamkeit im Denker, die Liebe im Räuber. Oder sie haben gute Namen für alles, was an einem Wesen hervortritt, das ihren Geschmack befriedigt. Das „Kind“

zeigt alle Qualitäten schamlos, wie die Pflanze ihre Geschlechtsorgane, — beide wissen nichts von Lob und Tadel. Erziehung ist Umtaufen-lernen oder Anders-fühlen-lernen.

173.

Der Stolze hasst es zu zittern und nimmt Rache an dem, der ihn zittern gemacht hat: dies ist der Grund seiner Grausamkeit. Er hat die grösste Lust, den vor sich zu sehen, vor dem er nun nicht mehr zittert, ob er ihm schon das Schmählichste und Schmerzhafteste anthut. — Der Stolze gesteht sich das nicht ein, was ihm drückend ist, so lange er nicht die Möglichkeit sieht, Rache für diesen Druck zu nehmen. Sein Hass schiesst im Augenblick hervor, wenn diese Möglichkeit ihm zu Gesicht kommt. Alle Starken, die sich selber brechen und einem Gesetze unterwerfen, sind grausam: früher machte es ihnen einen ähnlichen Genuss, den Willen anderer zu brechen und den Thon nach ihrem Willen zu kneten. Alle Verkannten, Zurückgesetzten, Gelangweilten sind grausam, denn ihr Stolz ist immer gereizt. Auch alle Schwachen sind grausam, und gerade darin, dass sie Mitleiden bei den Anderen wollen. Das heisst: sie fordern, dass auch die Anderen leiden, wenn sie leiden und schwach sind. Daher ist es nur das halbe Unglück *socios habuisse malorum.* Endlich: wie grausam sind alle Künstler, denn sie wollen mit allen Mitteln, dass ihre Erlebnisse Gewalt üben und bekommen, dass ihre Leiden zu unseren Leiden werden! Und gar die Bussprediger, welche darin ihren dämonischen Stachel und Reiz spüren, dass sie die grosse Macht öffentlich verachten, dass sie die Hochmächtigsten wie die Niedrigsten zur gleichen Zerknirschung und Abstinenz treiben wollen — das ist eine

Grausamkeit des Stolzes ohne Gleichen! Kurz die Menschen haben viel Genuss an der Grausamkeit, sie ist das üblichste aller Vergnügen, so sehr auch der „Grausame“ gelästert wird!

174.

Das Wehethun-wollen, die Lust an der Grausamkeit — hat eine grosse Geschichte. Die Christen in ihrem Verhalten gegen die Heiden; Völker gegen ihre Nachbarn und Gegner; Philosophen gegen Menschen anderer Meinung; alle Freidenker; die Tagesschriftsteller; alle Abweichend-Lebenden, wie die Heiligen. Fast alle Schriftsteller. Selbst in den Kunstwerken sind solche Züge, welche die Absicht auf die Nebenbuhler eingiebt. Oder wie bei Heinrich von Kleist, welcher mit seiner Phantasie dem Leser Gewalt anthun will; auch Shakespeare. — Ebenso alles Lachen, und die Komödie. Ebenso die Lust an der Verstellung: grosse Geschichte. —

Ist der Mensch deshalb böse?

175.

Geschichte der Grausamkeit; der Verstellung; der Mordlust (letztere im Abtödten von Meinungen, Aburtheilen über Werke, Personen, Völker, Vergangenheit; der Richter ist ein sublimirter Henker) —

176.

Ein grosser Schritt in der Grausamkeit, sich an geistigen statt an leiblichen Martern zu genügen und gar am Vorstellen dieser Martern und Nicht-mehr-sehen-wollen.

177.

Wie werthvoll ist es, dass der Mensch so viel Freude beim Anblick oder Empfinden von Schmerz erlernt hat! Auch durch den Umfang der Schadenfreude hat sich der Mensch hoch erhoben! (Freude auch am eigenen Schmerz — Motiv in vielen Moralen und Religionen.)

178.

Grausamkeit und der Genuss am Mitleiden. Das Mitleiden ist am stärksten, je tiefer wir den Anderen kennen und lieben. Folglich wird der Liebende, welcher gegen den, welchen er liebt, grausam ist, am meisten Genuss von der Grausamkeit haben. Gesetzt, wir lieben uns selber am meisten, so wäre der höchste Genuss des Mitleidens die Grausamkeit gegen uns. Heroisch — das ist das Streben nach dem absoluten Untergange in seinen Gegensatz, die Umschaffung des Teufels in Gott: das ist dieser Grad von Grausamkeit.

179.

Freude am Schaden des Anderen ist etwas anderes als Grausamkeit, letztere ist Genuss im Mitleiden und hat ihre Höhe, wo das Mitleiden am höchsten ist (dann, wenn wir den lieben, den wir foltern). Wenn ein Anderer dem, welchen wir lieben, das Wehe zufügte, dann würden wir rasend vor Wuth, das Mitleid wäre ganz schmerzhaft. Aber wir lieben ihn: und wir thun ihm wehe. Dadurch wird das Mitleid ein ungeheurer Reiz: es ist der Widerspruch zweier entgegengesetzter starker Triebe, der hier als höchster Reiz wirkt.

Selbstverstümmelung und Wollust nebeneinander ist das Gleiche. Oder hellstes Bewusstsein und Bleischwere und Unbeweglichkeit nach Opium.

180.

Die Weihung ist gegeben worden der Beutelust, der Gefrässigkeit, der Wollust, der Grausamkeit, der Verstellung, der Lüge, der Schwäche, der Tollheit, dem Veitstanz, der Betrunkenheit, der Empfindsamkeit, der Faulheit, der Unwissenheit, dem Nichtsbesitzen, der Geistesöde, der Schadenfreude, der Furcht — allen entgegengesetzten Eigenschaften, die irgendwo Geschmack und unüberwindliche Neigung erzeugt hat (jedesmal lästerte und ekelte man sich vor dem Gegensatze und nannte ihn schlecht oder niedrig).

181.

Omnia naturalia affirmanti sunt indifferentia, neganti vero vel abstinenti aut mala aut bona.

182.

Ich sehe in dem, was eine Zeit als böse empfindet, das, was ihrem Ideale widerspricht, also einen Atavismus des ehemaligen Guten; zum Beispiel eine gröbere Art von Grausamkeit, Mordlust als heute vertragen wird. Irgendwann war die Handlung jedes Verbrechers eine Tugend. Aber jetzt empfindet er selber sie mit dem Gewissen der Zeit — er legt sie böse aus. Alles oder das Meiste, was Menschen thun und denken, als böse auslegen, geschieht dann, wenn das Ideal dem menschlichen Wesen überhaupt nicht entspricht (Christenthum): so wird alles Erbsünde, während es eigentlich Erbtugend ist.

183.

Gegen alle wilden Energien wehren wir uns so lange, als wir sie nicht zu benutzen wissen (als Kraft), und so lange nennen wir sie böse. Nachher aber nicht mehr! Frage: wie macht man Verbrechen nützlich? Wie macht man seine eigene Wildheit nützlich?

184.

Verstimmung als verhinderte Auslösung. Grundsatz: nicht die Auslösungen, so gewaltsam sie auch sein mochten, gaben der Menschheit den meisten Schaden, sondern die Verhinderung derselben. Verstimmung, krankhafte Missgefühle haben wir zu beseitigen, — aber dazu gehört der Muth, das Schreckliche der Auslösungen anders und günstiger zu beurtheilen. Attentate sind besser als schleichende Verdriesslichkeiten. Morde, Kriege u. s. w., offene Gewalt, das Böse der Macht soll gut heissen: wenn das Böse der Schwäche von jetzt ab böse zu nennen ist.

185.

Ihr sagt: „gewisse Glaubenssätze sind der Menschheit heilsam, folglich müssen sie geglaubt werden“. Aber das ist meine That, zum ersten Male die Gegenrechnung gefordert zu haben! — also gefragt zu haben: welches unsägliche Elend, welche Verschlechterung der Menschheit dadurch entstanden ist, dass man das Ideal der Selbstlosigkeit aufstellte, also den Egoismus böse hiess und als böse empfinden liess!! — dadurch dass man den Willen des Menschen frei hiess und ihm die volle Verantwortlichkeit zuschob, somit die Verantwortlichkeit für alles Egoistische — „Böse“ genannte —

das heisst Naturnothwendige seines Wesens: so machte man ihm einen schlechten Ruf und ein schlechtes Gewissen: — dadurch dass man einen heiligen Gott über den Menschen dachte und damit allem Handeln das böse Wesen eindrückte, und zwar je feiner und edler ein Mensch empfand? — Das Nachlassen dieser furchtbaren Glaubenssätze und das Nachlassen im Zwängen und Erzwingen des Glaubens überhaupt hat die Barbarei verscheucht! — Freilich: eine noch frühere Barbarei, eine gröbere konnte nur durch jene „heilsamen“ Wahnartikel verscheucht werden!

186

Der Schaden der Tugenden ist noch nicht nachgewiesen!

187.

„Die Wahrheit um der Wahrheit willen“ suchen — oberflächlich! Wir wollen nicht betrogen werden, es beleidigt unseren Stolz.

Die Schädlichkeit der „Tugenden“, die Nützlichkeit der „Untugenden“ ist nie in voller Breite gesehen worden. Ohne Furcht und Begierde — was wäre der Mensch! Ohne Irrthümer gar!

2. Ethische Principien und Ideale.

a) Die Nützlichkeitstheorie.

188.

Hauptfrage: wonach ist die Werthtafel der Güter gemacht und verändert worden? So dass ein

Eigenthum begehrenswerther als ein anderes schien? Was leicht zu haben war (wie zum Beispiel Nahrung), wurde verhältnissmässig unterschätzt. Die Werthtafel stimmt gar nicht mit den Graden des Nutzens (gegen Spencer).

189.

Unser Instinct der Triebe greift in jedem Falle nach dem nächsten ihm Angenehmen: aber nicht nach dem Nützlichen. Freilich ist in unzähligen Fällen (namentlich wegen der Zuchtwahl) das dem Triebe Angenehme eben auch das Nützliche! — Der Mensch, hochmüthig auch wo er Gründen und Zwecken nachspürt, macht im Moralischen die Augen zu vor dem Angenehmen: er gerade will, dass seine Handlungen als Consequenz der vernünftigen Absicht auf dauernden Nutzen erscheinen, er verachtet das Momentan-Angenehme —: obschon gerade dies der Hebel aller seiner Kräfte ist.

Das Kunststück des glücklichen Lebens ist, die Lage zu finden, in der das Momentan-Angenehme auch das Dauernd-Nützliche ist, wo die Sinne und der Geschmack dasselbe gut heissen, was die Vernunft und Vorsicht gut heisst.

190.

„Nützen, nützlich“: dabei denkt jetzt jeder an Klugheit, Vorsicht, Kälte, Mässigung u. s. w., kurz an Seelenzustände, die dem Affect entgegengesetzt sind. Trotzdem muss es ungeheuere Zeiten gegeben haben, wo der Mensch das ihm Nützliche nur unter der Anregung der Affecte that, und wo ihm die Klugheit und Vernunftkälte noch überhaupt fehlte. Damals redete das höchste *utile* noch die Sprache der Leidenschaft, der Verrückt-

heit, des Schreckens: ohne eine so gewaltige Beredtsamkeit war es nicht möglich, den Menschen zu etwas „Nützlichem“ — das heisst, zu einem Umweg des Angenehmen, das heisst zu einem zeitweiligen Vorziehen des Unangenehmen — zu bestimmen. Die Moral war damals noch nicht die Eingebung der Klugheit — man musste gleichsam die Vernunft und gewöhnliche Art zu wollen für eine Zeit verlernen, um in diesem Sinne etwas Moralisches zu thun.

191.

Grundsatz: das, was verehrt werden soll, darf nicht angenehm sein. Folglich: —

192.

Spencer meint, das eigentlich Moralische sei, die wirklichen natürlichen Folgen einer Handlung in Betracht zu ziehen — nicht Lob, Tadel, Strafe. Aber dies „in Betracht ziehen“ war unmoralisch! Die That wird gethan, was dabei auch herauskommt! — Die Rücksicht auf die gesammten Folgen einer That ist nie bisher verlangt worden, — und wer sie verlangte, würde die Menschheit stille stehen machen. Die Folgen sind unsäglich und unerforschlich: die nächsten Folgen würden durch die ferneren überwogen werden: jedes Verbrechen liesse sich so begründen.

193.

„Nützlich-schädlich“! „Utilitarisch“! diesem Gerede liegt das Vorurtheil zu Grunde, als ob es ausgemacht sei, wohin sich das menschliche Wesen (oder auch Thier,

Pflanze) entwickeln solle. Als ob nicht abertausend Entwickelungen von jedem Punkte aus möglich wären! Als ob die Entscheidung, welche die beste, höchste sei, nicht eine reine Sache des Geschmacks sei! (Ein Messen nach einem Ideale, welches nicht das einer anderen Zeit, eines anderen Menschen sein muss!)

194.

Wir gehen unserem Geschmack nach und benennen es mit den erhabensten Worten, als Pflicht und Tugend und Opfer. Das Nützliche erkennen wir nicht, ja wir verachten es, wie wir das Innere des Leibes verachten, alles ist uns nur erträglich, wenn es sich in eine glatte Haut versteckt.

b) Nächstenliebe, Selbstlosigkeit.

195.

Vor allem Wohl- und Wehethun steht die Frage: wer ist das Andere, wer ist der Andere? — kurz, die Erkenntniss der Welt. Wozu wohlthun und wehethun — muss erst entschieden sein! Bisher geschah alles Wohl- und Wehethun im Irrthum, als ob man wisse, was und wozu? Die Schätzung des Wohlwollens ist erst noch zu beweisen, namentlich der Grad!

196.

Das Princip „um des Nächsten willen etwas thun“ ist entweder ein Atavismus des Gefühls, zur Zeit, wo das Band mit der Gemeinde schwach geworden ist, oder

ein unklares Gefühl des Heerdensinnes, welches an Menschen ausserhalb der Gemeinschaft, weil diese so fern sind, gar nicht denkt und beim Nächsten nur das Mitglied der Gemeinschaft im Auge hat (zum Beispiel bei „Freiheit“ und „Gleichheit“, wo man gewiss nicht an die Hottentotten denkt). Oder es ist eine Maske für jenes Gefühl: es soll eine Gemeinschaft gebildet werden, zum Beispiel die christliche. Wo jenes Princip auftritt, will man meistens Gemeinden bilden, zum Beispiel die Anhänger Comte's.

197.

In der Heerde keine Nächstenliebe: sondern Sinn für das Ganze und Gleichgültigkeit gegen den Nächsten. Diese Gleichgültigkeit ist etwas sehr Hohes!

198.

Dass ein Mensch manche Dinge nicht begehrt, nicht liebt, das rechnen wir ihm an als Zeichen seiner Niedrigkeit und Gemeinheit. „Selbstlosigkeit“ als Gegenstück — er liebt manche Dinge und bringt andere Triebe zum Opfer, die den meisten Menschen nicht begreiflich als Gegenstand solcher Liebe sind — deshalb nehmen sie das Wunder der „Selbstlosigkeit“ an!

199.

Die Menschen haben mit Verwunderung wahrgenommen, dass mancher seinen Vortheil vernachlässigt (in der Leidenschaft, oder aus Geschmack): sie waren blind für die inneren Vortheile des Stolzes, der Stimmung u. s. w. und hielten diese Menschen entweder:

erstens für toll oder: zweitens für gut, falls nämlich ihnen daraus ein Vortheil erwuchs: sie bilden nun den Glauben aus, die Handlungen werden allein gethan, um ihnen wohlzuthun. Die Verherrlichung solcher Handlungen und Menschen hatte den Werth, zu ähnlichen persönlich unzweckmässigen Handlungen anzutreiben. Der Egoismus derer, welche Hülfe und Wohlthat brauchen, hat das Unegoistische so hoch gehoben!

200.

Die Menschen bewundern und loben die Handlungen eines Anderen, die für ihn selber unzweckmässig erscheinen, sofern sie ihnen nützlich sind. (Unzweckmässig in Hinsicht auf Genuss oder Nutzen.) Früher verstand man Genuss oder Nutzen sehr gemein und eng: und wer zum Beispiel für *gloria* etwas that, war schon unzweckmässig nach der Meinung der groben Menschen, der Masse. Weil man feinere Arten von Genuss nicht sah, hat man das Reich des Uneigennützigen so gross angenommen. Der Mangel an psychologischer Feinheit ist ein Grund von vielem Loben und Bewundern! Weil die Masse keine Leidenschaft hat, so hat sie die Leidenschaft bewundert, weil sie mit Opfern verknüpft und unklug ist, — den Genuss der Leidenschaft konnte man sich nicht vorstellen, man leugnete ihn. Die Menge verachtet alles Gewöhnliche, Leichte, Kleine.

201.

Es ist eine Haupterkenntniss, dass bei der Werthschätzung aller Dinge der Mensch allem Gewöhnlichen, und noch mehr allem schlechthin Unentbehr-

lichen einen niederen Werth gab. Das Gewöhnliche war dem Ungemeinen entgegengesetzt, als das „Gemeine“ —: das Unentbehrliche als ein Zwang dem, was der freie Mensch sich willkürlich verschaffen kann oder nicht kann, dem Überflüssigen, Luxushaften des Lebens. So wurde alles, was nöthig ist und alles, was üblich ist, zum Geringen: alles Fatum wurde Gemeinheit. Laune, Willkür, freier Wille, der aristokratische Hang der herrschenden und beliebig Befehlenden, die Leidenschaft für alles Seltene, Schwer-zu-erlangende — das war das Merkmal des höheren Menschenthums: damit erst glaubte der Mensch nicht mehr Thier zu sein. Die Klugheit und die Erfahrung zwar schrieben ihre Gesetze dem Handelnden vor und wiesen unerbittlich auf das Nöthige und das Übliche hin — aber die höhere Empfindung trennte sich oft genug von der Klugheit und gab dem Unnöthigen und dem Ungewöhnlichen und daher meisthin auch Unklugen den Vorrang. So ist auf die Dauer der Boden unseres Lebens und unserer ganzen Lebensart — das ist und bleibt doch immer das Nöthige und Gewohnheitsmässige — von den höheren Empfindungen entkleidet worden! Essen und Wohnen und Zeugen, der Handel, der Erwerb, das Geschäft, ja selbst das gesellschaftliche Leben hat sich vom Ideale abgetrennt, — und die Sorge für sich selber, selbst in ihrer feinsten Form, ist mit einem Makel behaftet, welchen der Tadel des Egoismus und das Lob der Selbstlosigkeit zu verstehen giebt.

202.

Im Heroismus ist der Ekel sehr stark (ebenso im Uneigennützigen, — man verachtet die Beschränktheit des „Ich“, — der Intellect hat seine Expansion). Die

Schwäche des Ekels bezeichnet die industrielle und utilitarische Cultur.

203.

Jene Menschen mit der Tugend der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, Heroismus zeigen in ihrem gefühllosen, harten und grausam ausschweifenden Denken und Handeln an anderen, wo diese Tugend ihr Fundament hat. Sie handeln gegen andere, wie sie gegen sich handeln, — aber weil letzteres den Menschen nützlich und selten scheint, folglich verehrungswürdig ist, ersteres sehr peinlich ist, zerlegt man sie in gute und böse Hälften! Zuletzt ist diese gefühllose Härte wahrscheinlich im Grossen der Menschheit sehr nützlich gewesen, es erhielt die Ansichten und Bestrebungen aufrecht und gab ganzen Völkern und Zeiten eben jene Tugenden der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, Heroismus, machte sie gross und stark und herrschend.

204.

Wie entsteht Trieb, Geschmack, Leidenschaft? Letztere opfert sich andere Triebe, die schwächer sind (anderes Verlangen nach Lust) —: das ist nicht unegoistisch! Ein Trieb beherrscht die anderen, auch den sogenannten Selbsterhaltungstrieb! „Heroismus“ u. s. w. sind nicht als Leidenschaften verstanden worden, sondern weil sie den Anderen sehr nützlich waren, als etwas Höheres, Edleres, Anderes! — da die meisten anderen Leidenschaften den Anderen gefährlich waren. Dies war sehr kurzsichtig! Auch der Heroismus der Vaterlandsliebe, der Treue, der „Wahrheit“, der Forschung u. s. w. ist den Anderen höchst gefährlich, — sie

sind nur zu dumm, das zu sehen! Sie würden die unegoistischen Tugenden sonst in den Bann thun, in den die Habsucht, der Geschlechtssinn, Grausamkeit, Eroberungsslust u. s. w. gehören. Aber jene wurden gut genannt und empfunden und allmählich ganz von den edleren und reineren Gefühlen durchtränkt — und idealisirt, ideal gemacht! So wurde die Arbeit, die Armuth, der Zins, die Päderastie zu verschiedenen Zeiten entwürdigt, zu anderen Zeiten ideal gemacht.

c) Sociale Triebe als Äusserungen des Willens zur Macht.

205.

Im Wohlwollen ist verfeinerte Besitzlust, verfeinerte Geschlechtslust, verfeinerte Ausgelassenheit des Sicheren u. s. w. — Sobald die Verfeinerung da ist, wird die frühere Stufe nicht mehr als Stufe, sondern als Gegensatz gefühlt. Es ist leichter, Gegensätze zu denken als Grade.

206.

So leben wir alle! — wir reissen die Dinge gierig an uns und haben unersättliche Augen dabei, dann nehmen wir eben so gierig aus ihnen heraus, was uns schmeckt und dienlich ist, — und endlich überlassen wir den Rest (alles, womit unser Appetit und unsere Zähne nicht fertig geworden sind) den anderen Menschen und der Natur, namentlich aber alles, was wir verschlangen, ohne es uns einverleiben zu können —: unsere Excremente. Darin sind wir unerschöpflich wohlthätig und durchaus nicht geizig: wir düngen die Menschheit mit diesem Unverdauten unseres Geistes und unserer Erfahrungen.

207.

Vielleicht lassen sich alle moralischen Triebe auf das Haben-wollen und Halten-wollen zurückführen. Der Begriff des Habens verfeinert sich immer, wir begreifen immer mehr, wie schwierig es ist zu haben, und wie sich das scheinbare Besitzthum immer noch uns zu entziehn weiss — so treiben wir das Haben in's Feinere: bis zuletzt das völlige Erkennen des Dinges die Voraussetzung ist, um es zu erstreben: oft genügt uns das völlige Erkennen schon als Besitz, es hat keinen Schlupfwinkel mehr vor uns und kann uns nicht mehr entlaufen. Insofern wäre Erkenntniss die letzte Stufe der Moralität. Frühere sind zum Beispiel: ein Ding sich zurecht phantasiren und nun zu glauben, dass man es ganz besitze, wie der Liebende mit der Geliebten, der Vater mit dem Kinde: welcher Genuss nun am Besitz! — aber uns genügt da der Schein. Wir denken uns die Dinge, die wir erreichen können, so, dass ihr Besitz uns höchst werthvoll erscheint: wir machen den Feind, über den wir zu siegen hoffen, für unseren Stolz zurecht: und ebenso das geliebte Weib und Kind. Wir haben zuerst eine ungefähre Berechnung, was wir alles überhaupt erbeuten könnèn, — und nun ist unsere Phantasie thätig, diese zukünftigen Besitzthümer uns äusserst werthvoll zu machen (auch Ämter, Ehren, Verkehr u. s. w.). Wir suchen die Philosophie, die zu unserem Besitze passt, das heisst ihn vergoldet. Die grossen Reformatoren, wie Muhammed, verstehen dies, den Gewohnheiten und dem Besitz der Menschen einen neuen Glanz zu geben, — nicht „etwas anderes“ sie erstreben zu heissen, sondern das, was sie haben wollen und können, als etwas Höheres zu sehen (mehr Ver-

nunft und Weisheit und Glück darin zu „entdecken“, als sie bis jetzt darin fanden). — Sich selber haben wollen: Selbstbeherrschung u. s. w.

208.

Wenn wir die Eigenschaften des niedersten belebten Wesens in unsere „Vernunft“ übersetzen, so werden moralische Triebe daraus. Ein solches Wesen assimilirt sich das Nächste, verwandelt es in sein Eigenthum (Eigenthum ist zuerst Nahrung und Aufspeicherung von Nahrung), es sucht möglichst viel sich einzuverleiben, nicht nur den Verlust zu compensiren, — es ist habsüchtig. So wächst es allein und endlich wird es so reproductiv — es theilt sich in zwei Wesen. Dem unbegrenzten Aneignungstriebe folgt Wachsthum und Generation. — Dieser Trieb bringt es in die Ausnützung der Schwächeren und in Wettstreit mit ähnlich Starken, es kämpft, das heisst es hasst, fürchtet, verstellt sich. — Schon das Assimiliren ist: etwas Fremdes sich gleich machen, tyrannisiren, — Grausamkeit.

Es ordnet sich unter, es verwandelt sich in Function und verzichtet auf viele ursprüngliche Kräfte und Freiheiten fast ganz, und lebt so fort: — Sclaverei ist nothwendig zur Bildung eines höheren Organismus, ebenso Kasten. Verlangen nach „Ehre“ ist, seine Function anerkannt wissen wollen. Der Gehorsam ist Zwang, Lebensbedingung, schliesslich Lebensreiz. — Wer am meisten Kraft hat, andere zur Function zu erniedrigen, herrscht; — die Unterworfenen aber haben wieder ihre Unterworfenen, — ihre fortwährenden Kämpfe: deren Unterhaltung bis zu einem gewissen Maasse ist Bedingung des Lebens für das Ganze. Das Ganze wiederum sucht

seinen Vortheil und findet Gegner. — Wenn alle sich mit „Vernunft“ an ihren Posten stellen wollten und nicht fortwährend so viel Kraft und Feindseligkeit äussern wollten, als sie brauchen, um zu leben, — so fehlte die treibende Kraft im Ganzen: die Functionen ähnlichen Grades kämpfen, es muss fortwährend Acht gegeben werden, jede Lassheit wird ausgenützt, der Gegner wacht. — Ein Verband muss streben, überreich zu werden (Übervölkerung), um einen neuen zu produciren (Colonie), um zu zerfallen in zwei selbständige Wesen. Mittel, dem Organismus Dauer, ohne das Ziel der Fortpflanzung, zu geben, richten ihn zu Grunde, sind unnatürlich, wie jetzt die klugen „Nationen“ Europa's. —

Fortwährend scheidet jeder Körper aus, er secernirt das ihm nicht Brauchbare an den assimilirten Wesen: das, was der Mensch verachtet, wovor er Ekel hat, was er böse nennt, sind die Excremente. Aber seine unwissende „Vernunft“ bezeichnet ihm oft als böse, was ihm Noth macht, unbequem ist, den Anderen, den Feind, er verwechselt das Unbrauchbare und das Schwer-zu-erwerbende, Schwer-zu-besiegende, Schwer-einzuverleibende. Wenn er „mittheilt“ an andere, „uneigennützig“ ist, — so ist dies vielleicht nur die Ausscheidung seiner unbrauchbaren *faeces*, die er aus sich wegschaffen muss, um nicht daran zu leiden. Er weiss, dass dieser Dünger dem fremden Felde nützt und macht sich eine Tugend aus seiner „Freigebigkeit“. — „Liebe“ ist Empfindung für das Eigenthum oder das, was wir zum Eigenthum wünschen.

209.

Gehorsam, Functionsgefühl, Schwächegefühl haben den Werth „des Unegoistischen“ aufgebracht: nament-

lich als man die vollkommene Abhängigkeit von einem Gotte glaubte. Verachtung gegen sich selber, aber einen Zweck dafür suchen, dass man doch thätig ist nämlich sein muss: also um Gottes willen, und schliesslich, als man an den Gott nicht mehr glaubte, um des Anderen willen: eine Einbildung, ein mächtiger Gedanke, der den Menschen das Dasein leichter machte. Auch unsere Zustände wollen Sclaverei, und das Individuum soll gehemmt werden, — daher Cultus des Altruismus. In Wahrheit handelt man „unegoistisch", weil es die Bedingung ist, unter der allein man noch fortexistirt, das heisst man denkt an die Existenz des Anderen gewohnheitsmässig eher als an die eigene (zum Beispiel der Fürst an das Volk, die Mutter an das Kind), weil sonst der Fürst nicht als Fürst, die Mutter nicht als Mutter existiren könnte: sie wollen die Erhaltung ihres Machtgefühls, wenn es auch die beständige Aufmerksamkeit und zahllose Selbstopferung zu Gunsten der Abhängigen fordert: oder, in anderen Fällen zu Gunsten der Mächtigen, wenn unsere Existenz (Wohlgefühl, zum Beispiel im Dienste eines Genie's u. s. w.) nur so behauptet wird.

210.

Rechte: der Mächtigere stellt die Functionäre gegen einander fest; und Pflichten: der Mächtigere stellt die Functionäre gegen sich fest. Jeder hat etwas zu leisten, und um dies regelmässig zu erlangen, verzichtet der Mächtigere auf weitere Eingriffe und fügt sich selber einer Ordnung: es gehört dies zur Selbstregulirung. In Bezug auf die Pflichten der Functionen stimmt der Mächtige und die Function überein; es ist nichts „Unegoistisches" daran.

211.

Das Machtgefühl erst erobernd, dann beherrschend (organisirend), — es regulirt das Überwundene zu seiner Erhaltung und dazu erhält es das Überwundene selber. — Auch die Function ist aus Machtgefühl entstanden, im Kampf mit noch schwächeren Kräften. Die Function erhält sich in der Überwältigung und Herrschaft über noch niedrigere Functionen, — darin wird sie von der höheren Macht unterstützt!

212.

Die unbedingte Hingebung und das Gerneleiden vom Geliebten, die Begierde misshandelt zu werden — andererseits der Liebgehabte, welcher das Liebende quält, sein Machtgefühl geniesst, und um so mehr, als er sich selber dabei tyrannisirt: es ist eine doppelte Ausübung von Macht. Machtwille wird hier zum Trotz gegen sich.

213.

Was wir lieben, soll an sich selber keinen Flecken finden —: so will es der Egoismus dieser feinsten Besitzlust, welche Liebe heisst. — Gesetzt, man ist der Liebhaber einer Sängerin, mit was für ängstlichen Ohren hört man sie da vor irgend welchen Zuhörern singen! Man urtheilt fein und überfein, keineswegs voreingenommen, verliebt, verklebt: vielmehr entgeht uns keiner ihrer kleinsten Fehler, kein noch so flüchtiges Ausgleiten oder Ausbleiben; wir wissen, wenn auch die Zuhörer jubeln und klatschen, dass für die Sängerin selber nicht alles so klang und lief, wie ihr feinstes Gewissen es verlangt

hat, — und weil wir fühlen, dass ihr selber all ihr kleines und grosses Misslingen bewusst ist, leiden wir unbeschreiblich dabei und sind dankbar und gerührt über alles, was ihr gelang. So geht es auch mit Meistern einer Kunst, welchen wir Freund sind; um ihretwillen sind wir an ihrem Gelingen erquickt, ja wir geben allen eigenen Geschmack auf, sobald uns ihre Art, sich selber zu schmecken, erst zum Bewusstsein gekommen ist.

214.

Wo wir etwas ganz Schätzenswerthes zu erkennen glauben und es erwerben und erhalten wollen, also im Eigenthums-Verlangen, erwachen unsere edelsten Triebe. Der Liebende ist ein höherer Mensch: obschon er mehr Egoist ist als je. Aber 1) sein Egoismus ist concentrirt, 2) der eine Trieb ist entschieden siegreich über die anderen und bringt das Aussergewöhnliche hervor.

215.

Wir wollen nach den Anderen, nach allem, was ausser uns ist, trachten als nach unserer Nahrung. Oft auch sind es die Früchte, welche gerade für unser Jahr reif geworden sind. — Muss man denn immer nur den Egoismus des Räubers oder Diebes haben? Warum nicht den des Gärtners? Freude an der Pflege der Anderen, wie der eines Gartens!

216.

Der Eigenthumstrieb — Fortsetzung des Nahrungs- und Jagdtriebes. Auch der Erkenntnisstrieb ist ein höherer Eigenthumstrieb.

217.

An einem klugen, rücksichtslosen Spitzbuben und Verbrecher tadeln wir nicht seinen Egoismus als solchen, der sich auf die feinste Weise äussert, sondern, dass dieser sich auf so niedere Ziele richtet und auf sie beschränkt. Sind die Ziele gross, so hat die Menschheit einen anderen Maassstab und schätzt „Verbrechen“ nicht als solche, selbst die furchtbarsten Mittel. — Das Ekelhafte ist, ein guter Intellect im Dienste einer erbärmlichen Anspruchslosigkeit des Geschmacks — wir ekeln uns vor der Art *ego*, nicht an sich vor dem *ego*.

218.

Wir verachten den Bezitzlosen — darum auch den, der sich selber nicht beherrschen kann, der sich selber nicht besitzt. Er ist, nach unserer Empfindung, nicht als Egoist verächtlich, sondern als Wetterfahne von Impulsen und Mangel an Selbst.

d) Individualismus.

219.

Wir treten in das Zeitalter der Anarchie: — dies aber ist zugleich das Zeitalter der geistigsten und freiesten Individuen. Ungeheuer viel geistige Kraft ist im Umschwung. Zeitalter des Genie's: bisher verhindert durch Sitte, Sittlichkeit u. s. w.

220.

Wir sind milder und menschlicher! Alle Milde und Menschlichkeit aber besteht darin, dass wir den

Umständen viel zurechnen und nicht mehr alles der Person! und dass wir den Egoismus vielfach gelten lassen und ihn nicht als das Böse und Verwerfliche an sich mehr betrachten (wie er in der Gemeinde geachtet wurde). Also: im Nachlassen unseres Glaubens an die absolute Verantwortlichkeit der Person und unseres Glaubens an die Verwerflichkeit des Individuellen besteht unser Fortschritt aus der Barbarei!

221.

Das Individuum nicht mehr als die ewige Sonderbarkeit und ehrwürdig! sondern als die complicirteste Thatsache der Welt, der höchste Zufall. Wir glauben auch an seine Gesetzmässigkeit, ob wir sie schon nicht sehen. — Oder? Als entzogen der Erkennbarkeit, aber ein Mittel der Erkenntniss, auch Hinderniss der Erkenntniss, — nicht verehrungswürdig, etwas dubiös!

222.

Das Individuum war lange „unmoralisch“ — es versteckte sich folglich, zum Beispiel das Genie (wie Homer) unter dem Namen eines Heros. Oder man machte einen Gott verantwortlich.

223.

Nicht das Glück, sondern die möglichst lange Erhaltung ist der Inhalt aller bisherigen Moral der Gemeinde und Gesellschaft (ja auf Kosten des Glückes alles Einzelnen). Also auch nicht der Nutzen. Wer hat das Interesse der Erhaltung? Die Häuptlinge an der

Spitze von Familien, Ständen u. s. w., welche fortleben wollen im Fortleben ihrer Institutionen, welche ihr Machtgefühl in die Ferne treiben. Alle Alten: wer sein persönlich zu kurzes oder noch kurzes Leben stark empfindet, sucht sich einzudrücken in die Seele und Sitte der neuen Generation und so fortzuleben, fortzuherrschen. Es ist Eitelkeit. — Das Individuum gegen die Gesellschafts-Moral und abseits von ihr — wenn die grösste Gefahr für alle vorüber ist, können einzelne Bäume aufwachsen mit ihren Existenzbedingungen.

224.

Ein starker, freier Mensch empfindet gegen alles andere die Eigenschaften des Organismus:

1) Selbstregulirung: in der Form von Furcht vor allen fremden Eingriffen, im Hass gegen den Feind, im Maasshalten u. s. w.;

2) überreichlicher Ersatz: in der Form von Habsucht, Aneignungslust, Machtgelüst;

3) Assimilation an sich; in der Form von Loben, Tadeln, Abhängigmachen anderer von sich, dazu Verstellung, List, Lernen, Gewöhnung, Befehlen, Einverleiben von Urtheilen und Erfahrungen;

4) Secretion und Excretion: in der Form von Ekel, Verachtung der Eigenschaften an sich, die ihm nicht mehr nützen; das Überschüssige mittheilen: Wohlwollen;

5) metabolische Kraft: zeitweilig verehren, bewundern, sich abhängig machen, einordnen, auf Ausübung der anderen organischen Eigenschaften fast verzichten, sich zum „Organe“ umbilden, dienen können;

6) Regeneration: in der Form von Geschlechtstrieb, Lehrtrieb u. s. w.

Nun würde man irren, diese organischen Eigenschaften zuerst bei dem Menschen vorauszusetzen: vielmehr bekommt er diese alle zuletzt, als freigewordener Mensch. Er hat dagegen begonnen als Theil eines Ganzen, welches seine organischen Eigenschaften hatte und den Einzelnen zu seinem Organe machte, so dass durch unsäglich lange Gewöhnung die Menschen zunächst die Affecte der Gesellschaft gegen andere Gesellschaften und Einzelne und alles Lebende und Todte empfinden, und nicht als Individuen! Zum Beispiel er fürchtet und hasst stärker und am stärksten als Mitglied eines Geschlechtes oder Staates, nicht seinen persönlichen Feind, sondern den öffentlichen; ja er empfindet den persönlichen Feind wesentlich als einen öffentlichen (Blutrache). Er zieht in den Krieg, um seinen Staat und Häuptling zu bereichern und zum Überersatz zu verhelfen, mit jeder persönlichen Gefahr der Verkümmerung, Entbehrung, Verstümmelung. Er assimilirt als Mitglied seiner Gesellschaft Fremdes an sich, lernt für deren Wohl; er verachtet, was von Eigenschaften nicht mehr zum Bestande der Gesellschaft nützt, er stösst die höchsten Individuen von sich, wenn sie diesem Nutzen widersprechen. Er verwandelt sich zum Organ im Dienste seiner Gesellschaft durchaus und macht von allen Eigenschaften nur den dadurch eingeschränkten Gebrauch: richtiger: er hat jene anderen Eigenschaften noch nicht und erwirbt sie erst als Organ des Gemeinwesens: als Organ bekommt er die ersten Regungen der sämmtlichen Eigenschaften des Organischen. Die Gesellschaft erzieht erst das Einzelwesen, formt es zum Halb- oder Ganz-Individuum vor, sie bildet sich nicht aus Einzelwesen, nicht aus Verträgen solcher! Sondern höchstens als Kernpunkt ist ein Individuum nöthig (ein Häuptling),

und dieser auch nur im Verhältniss zu der tieferen oder höheren Stufe der Anderen „frei“. Also: der Staat unterdrückt ursprünglich nicht etwa die Individuen: diese existiren noch gar nicht! Er macht den Menschen überhaupt die Existenz möglich, als Heerdenthieren. Unsere Triebe, Affecte werden uns da erst gelehrt: sie sind nichts Ursprüngliches! Es giebt keinen „Naturzustand“ für sie!

Als Theile eines Ganzen nehmen wir an dessen Existenzbedingungen und Functionen Antheil und einverleiben uns die dabei gemachten Erfahrungen und Urtheile. Diese gerathen später miteinander in Kampf und Relation, wenn das Band der Gesellschaft zerfällt: er muss in sich die Nachwirkungen des gesellschaftlichen Organismus ausleiden, er muss das Unzweckmässige von Existenzbedingungen, Urtheilen und Erfahrungen, die für ein Ganzes passten, abbüssen und endlich kommt er dahin, seine Existenzmöglichkeit als Individuum durch Neuordnung und Assimilation, Excretion der Triebe in sich zu schaffen.

Meistens gehen diese Versuchs-Individuen zu Grunde. Die Zeiten, wo sie entstehen, sind die der Entsittlichung, der sogenannten Corruption, das heisst alle Triebe wollen sich jetzt persönlich versuchen und, bis dahin nicht jenem persönlichen Nutzen angepasst, zerstören sie das Individuum durch Übermaass. Oder sie zerfleischen es, in ihrem Kampfe miteinander. Die Ethiker treten dann auf und suchen dem Menschen zu zeigen, wie er doch leben könne, ohne so an sich zu leiden, — meistens, indem sie ihm die alte, bedingte Lebensweise unter dem Joche der Gesellschaft anempfehlen, nur so, dass an Stelle der Gesellschaft ein Begriff tritt; — es sind Reactionäre. Aber sie erhalten viele, wenn-

gleich durch Zurückführung in die Gebundenheit. Ihre Behauptung ist, es gebe ein ewiges Sittengesetz; sie wollen das individuelle Gesetz nicht anerkennen und nennen das Streben dahin unsittlich und zerstörerisch.

Unvermeidlich überwiegen bei einem, der frei werden will, die Functionen an Kraft, mit denen er (oder seine Vorfahren) der Gesellschaft gedient haben: diese hervorragenden Functionen lenken und fördern oder beschränken die übrigen, — aber alle hat er nöthig, um als Organismus selber zu leben, es sind Lebensbedingungen!

Aber wir sind lange Missgestalten, und dem entspricht das viel grössere Missbehagen der frei werdenden Individuen im Vergleich zur älteren, abhängigen Stufe und das massenhafte Zugrundegehen.

225.

Der einfachste Organismus ist der vollkommene, alle complicirteren sind fehlerhafte, und unzählige der höheren Art gehen zu Grunde. Heerden und Staaten sind die höchsten uns bekannten — sehr unvollkommenen Organismen. Endlich entsteht, hinter dem Staate, das menschliche Individuum, das höchste und unvollkommenste Wesen, welches in der Regel zu Grunde geht und die Gebilde, aus denen es entsteht, zu Grunde richtet. Das ganze Pensum der Heerden- und Staatentriebe ist in seinem Innern concentrirt. Er kann allein leben, nach eigenen Gesetzen — er ist kein Gesetzgeber und will nicht herrschen. Sein Machtgefühl schlägt nach innen. Die socratischen Tugenden!

226.

Die Amöben-Einheit des Individuums kommt zuletzt! Und die Philosophen giengen von ihr aus, als ob

sie bei jedem da sei! — Die Sittlichkeit ist der Hauptgegenbeweis: überall wo das Individuum auftritt, tritt die Sittenverderbniss auf, das heisst der individuelle Maassstab von Lust und Unlust wird zum ersten Male gehandhabt, und da zeigt sich, wie innerhalb des Einzelnen die Triebe noch gar nicht gelernt haben sich anzupassen, die Einheit ist noch nicht da, oder in Form der gröbsten Gewaltherrschaft eines Triebes über die anderen, — so dass das Ganze gewöhnlich zu Grunde geht! — Damit beginnt die Zeit der freien Menschen, — zahllose gehen zu Grunde. — Im Anblick davon rufen die „Weisen“ die alte Moral an und suchen sie als angenehm und nützlich für den Einzelnen zu beweisen.

227.

Die Auflösung der Sitte, der Gesellschaft ist ein Zustand, in dem das neue Ei (oder mehrere Eier) heraustreten — Eier (Individuen) als Keime neuer Gesellschaften und Einheiten. Das Erscheinen der Individuen ist das Anzeichen der erlangten Fortpflanzungsfähigkeit der Gesellschaft: sobald es sich zeigt, stirbt die alte Gesellschaft ab. Das ist kein Gleichniss. — Unsere ewigen „Staaten“ sind etwas Unnatürliches. — Möglichst viel Neubildungen! — Oder umgekehrt: zeigt sich die Tendenz zur Verewigung des Staates, so auch Abnahme der Individuen und Unfruchtbarkeit des Ganzen: deshalb halten die Chinesen grosse Männer für ein nationales Unglück; sie haben die ewige Dauer im Auge. Individuen sind Zeichen des Verfalls.

228.

Der Egoismus ist etwas Spätes und immer noch Seltenes: die Heerden-Gefühle sind mächtiger und älter!

Zum Beispiel noch immer schätzt sich der Mensch so hoch als die Anderen ihn schätzen (Eitelkeit). Noch immer will er gleiche Rechte mit den Anderen und hat ein Wohlgefühl bei dem Gedanken daran, auch wenn er die Menschen gleich behandelt (was doch der Gerechtigkeit des *suum cuique* sehr zuwiderläuft!). Er fasst sich gar nicht als etwas Neues in's Auge, sondern strebt, sich die Meinungen der Herrschenden anzueignen, ebenfalls erzieht er seine Kinder dazu. Es ist die Vorstufe des Egoismus, kein Gegensatz dazu: der Mensch ist wirklich noch nicht mehr *individuum* und *ego;* als Function des Ganzen fühlt er seine Existenz noch am höchsten und am meisten gerechtfertigt. Deshalb lässt er über sich verfügen, durch Eltern, Lehrer, Kasten, Fürsten, um zu einer Art Selbstachtung zu kommen, — selbst in der Liebe ist er vielmehr der Bestimmte als der Bestimmende. Gehorsam, Pflicht erscheint ihm als „die Moral", das heisst er verherrlicht seine Heerdentriebe, indem er sie als schwere Tugenden hinstellt. — Auch im erwachten Individuum ist der Urbestand der Heerdengefühle noch übermächtig und mit dem guten Gewissen verknüpft. Der Christ mit seinem *„extra ecclesiam nulla salus"* ist grausam gegen die Gegner der christlichen Heerde; der Staatsbürger verhängt schreckliche Strafen über den Verbrecher, nicht als *ego*, sondern aus dem alten Instincte, — die That der Grausamkeit, des Mordes, der Sclaverei (Gefängniss) beleidigt ihn nicht, sobald er sie vom Heerdeninstinct aus ansieht. — Alle freieren Menschen des Mittelalters glaubten, vor allem sei das Heerdengefühl zu erhalten, das seltene Individuum müsse in dieser Hinsicht Verstellung üben, ohne Hirten und den Glauben an allgemeine Gesetze gehe alles drunter und darüber. Wir

glauben das nicht mehr — weil wir gesehen haben, dass der Hang zur Heerde so gross ist, dass er immer wieder durchbricht, gegen alle Freiheiten des Gedankens! Es giebt eben noch sehr selten ein *ego!* Das Verlangen nach Staat, socialen Gründungen, Kirchen u. s. w. ist nicht schwächer geworden: *vide* die Kriege! Und die „Nationen"!

229.

Unsere Triebe und Leidenschaften sind ungeheure Zeiträume hindurch in Gesellschafts- und Geschlechtsverbänden gezüchtet worden (vorher wohl in Affen-Heerden): so sind sie als sociale Triebe und Leidenschaften stärker als als individuelle, auch jetzt noch. Man hasst mehr, plötzlicher, unschuldiger (Unschuld ist den ältest vererbten Gefühlen zu eigen) als Patriot als als Individuum; man opfert schneller sich für die Familie als für sich: oder für eine Kirche, Partei. Ehre ist das stärkste Gefühl für viele, das heisst ihre Schätzung ihrer selber ordnet sich der Schätzung anderer unter und begehrt von dort seine Sanction.

Dieser nicht individuelle Egoismus ist das Ältere, Ursprünglichere; daher so viel Unterordnung, Pietät (wie bei den Chinesen), Gedankenlosigkeit über das eigene Wesen und Wohl, es liegt das Wohl der Gruppe uns mehr am Herzen. Daher die Leichtigkeit der Kriege: hier fällt der Mensch in sein älteres Wesen zurück.

Die Zelle ist zunächst mehr Glied als Individuum; das Individuum wird im Verlauf der Entwickelung immer complicirter, immer mehr Gliedergruppe, Gesellschaft. Der freie Mensch ist ein Staat und eine Gesellschaft von Individuen.

Die Entwickelung der Heerden-Thiere und gesellschaftlichen Pflanzen ist eine ganz andere als die der

einzeln lebenden. — Einzeln lebende Menschen, wenn sie nicht zu Grunde gehen, entwickeln sich zu Gesellschaften, eine Menge von Arbeitsgebieten wird entwickelt, und viel Kampf der Triebe um Nahrung, Raum, Zeit ebenfalls. Die Selbstregulirung ist nicht mit einem Male da. Ja, im Ganzen ist der Mensch ein Wesen, welches nothwendig zu Grunde geht, weil es sie noch nicht erreicht hat. Wir sterben alle zu jung an tausend Fehlern und Unwissenheiten der Praxis.

Der freieste Mensch hat das grösste Machtgefühl über sich, das grösste Wissen über sich, die grösste Ordnung im nothwendigen Kampfe seiner Kräfte, die verhältnissmässig grösste Unabhängigkeit seiner einzelnen Kräfte, den verhältnissmässig grössten Kampf in sich: er ist das zwieträchtigste Wesen und das wechselreichste und das langlebendste und das überreich begehrende, sich nährende, das am meisten von sich ausscheidende und sich erneuernde.

230.

Der Egoismus ist noch unendlich schwach! Man nennt so die Wirkungen der heerdenbildenden Affecte, sehr ungenau. Einer ist habgierig und häuft Vermögen (Trieb der Familie, des Stammes), ein Anderer ist ausschweifend *in Venere,* ein Anderer eitel (Taxation seiner selbst nach dem Maassstabe der Heerde), man spricht vom Egoismus des Eroberers, des Staatsmannes u. s. w. — sie denken nur an sich, aber an „sich", soweit das *ego* durch den heerdenbildenden Affect entwickelt ist (Egoismus der Mütter, der Lehrer). Man frage nur einmal, wie wenige gründlich prüfen: warum lebst du hier? Warum gehst du mit dem um? Wie kamst du zu

dieser Religion? Welchen Einfluss übt diese und jene Diät auf dich? Ist dies Haus für dich gebaut? u. s. w. Nichts ist seltener als die Feststellunng des *ego* vor uns selber. Es herrscht das Vorurtheil, man kenne das *ego*, es verfehle nicht, sich fortwährend zu regen: aber es wird fast gar keine Arbeit und Intelligenz darauf verwandt, — als ob wir für die Selbsterkenntniss durch eine Intuition der Forschung überhoben wären!

231.

Der Egoismus ist verketzert worden von denen, die ihn übten (Gemeinden, Fürsten, Parteiführern, Religionsstiftern, Philosophen wie Plato); sie brauchten die entgegengesetzte Gesinnung bei den Menschen, die ihnen Function leisten sollten. — Wo eine Zeit, ein Volk, eine Stadt hervorragt, ist es immer, dass der Egoismus derselben sich bewusst wird und kein Mittel mehr scheut (sich nicht mehr seiner selber schämt). Reichthum an Individuen ist Reichthum an solchen, die sich ihres Eigenen und Abweichenden nicht mehr schämen. Wenn ein Volk stolz wird und Gegner sucht, wächst es an Kraft und Güte. — Dagegen die Selbstlosigkeit verherrlichen! und zugeben wie Kant, dass wahrscheinlich nie eine That derselben gethan worden sei! Also nur um das entgegengesetzte Princip herabzusetzen, seinen Werth zu drücken, die Menschen kalt und verächtlich, folglich gedankenfaul gegen den Egoismus stimmen! — Denn bisher ist es der Mangel an feinem, planmässigen Egoismus gewesen, was die Menschen im Ganzen auf einer so niedrigen Stufe erhält! Gleichheit gilt als verbindend und erstrebenswerth! Es spukt ein falscher Begriff von Eintracht und Frieden, als dem nützlichsten Zustande.

In Wahrheit gehört überall ein starker Antagonismus hinein, in Ehe, Freundschaft, Staat, Staatenbund, Körperschaft, gelehrte Vereine, Religion, damit etwas Rechtes wachse. Das Widerstreben ist die Form der Kraft — im Frieden wie im Kriege; folglich müssen verschiedene Kräfte und nicht gleiche dasein, denn diese würden sich das Gleichgewicht halten!

232.

Im Grunde haben alle Civilisationen jene tiefe Angst vor dem „grossen Menschen", welche allein die Chinesen sich eingestanden haben, mit dem Sprüchwort: „der grosse Mensch ist ein öffentliches Unglück". Im Grunde sind alle Institutionen darauf hin eingerichtet, dass er so selten als möglich entsteht und unter so ungünstigen Bedingungen, als nur möglich ist, heranwächst: was Wunder! Die Kleinen haben für sich, für die Kleinen gesorgt!

233.

„Rudimentäre Menschen" solche, die jetzt der Zweckmässigkeit der Art nicht mehr dienen: aber keine selbsteigenen Wesen geworden sind.

Unzweckmässig in Hinsicht auf die Art, noch nicht in Hinsicht auf kleine Complexe, und nicht in Hinsicht auf das Individuum! Sind die Zwecke des Individuums nothwendig die Zwecke der Gattung? Nein.

Die individuelle Moral: in Folge eines zufälligen Wurfs im Würfelspiel ist ein Wesen da, welches seine Existenzbedingungen sucht, — nehmen wir dies ernst und seien wir nicht Narren, zu opfern für das Unbekannte!

234.

Die ganze Tyrannei der Zweckmässigkeit der Gattung einmal darzulegen! Wie! Wir sollten sie gar noch fördern? Sollten nicht vielmehr dem Individuum soviel nur möglich zurückerobern? Alle Moralität soll darin aufgehen: was vererbbar auf die ganze Gattung ist, soll den Werth ausmachen? — Sehen wir doch auf die zufälligen Würfe hin, die dabei vorkommen müssen — ob da nicht manches vorkommt, was dem Gattungs-Ideal, gesetzt es werde einmal erreicht, zuwiderläuft!

235.

Die Vorwegnehmenden. — Ich zweifle, ob jener Dauermensch, welchen die Zweckmässigkeit der Gattungs-Auswahl endlich producirt, viel höher als der Chinese stehen wird. Unter den Würfen sind viele unnütze und in Hinsicht auf jedes Gattungsziel vergängliche und wirkungslose — aber höhere: darauf lasst uns achten! Emancipiren wir uns von der Moral der Gattungs-Zweckmässigkeit! — Offenbar ist das Ziel, den Menschen ebenso gleichmässig und fest zu machen, wie es schon in Betreff der meisten Thiergattungen geschehen ist: sie sind den Verhältnissen der Erde u. s. w. angepasst und verändern sich nicht wesentlich. Der Mensch verändert sich noch — ist im Werden.

236.

Die stärksten Individuen werden die sein, welche den Gattungsgesetzen widerstreben und dabei nicht zu Grunde gehen, die Einzelnen. Aus ihnen bildet sich

der neue Adel: aber zahllose einzelne müssen bei seiner Entstehung zu Grunde gehen! Weil sie allein die erhaltende Gesetzlichkeit und die gewohnte Luft verlieren.

237.

Das neue Problem: ob nicht ein Theil der Menschen auf Kosten des anderen zu einer höheren Rasse zu erziehen ist. Züchtung — — — —

238.

Alle Gewöhnungen (zum Beispiel an eine bestimmte Speise, wie Kaffee, oder eine bestimmte Zeiteintheilung) haben auf die Dauer das Ergebniss, Menschen bestimmter Art zu züchten. Also blicke um dich! Prüfe das Kleinste! Wohin will es? Gehört es zu deiner Art, zu deinem Ziele?

239.

Zur „Cur des Einzelnen".

1. Er soll vom Nächsten und Kleinsten ausgehen und die ganze Abhängigkeit sich feststellen, in die hinein er geboren und erzogen ist.

2. Ebenso soll er den gewohnten Rhythmus seines Denkens und Fühlens, seine intellectuellen Bedürfnisse der Ernährung begreifen.

3. Dann soll er Veränderung aller Art versuchen, zunächst um die Gewohnheiten zu brechen (vielen Diätwechsel, mit feinster Beobachtung).

4. Er soll sich geistig an seine Widersacher einmal anlehnen, er soll ihre Nahrung zu essen versuchen. Er

soll reisen, in jedem Sinne. In dieser Zeit wird er „unstät und flüchtig“ sein. Von Zeit zu Zeit soll er über seinen Erlebnissen ruhen — und verdauen.

5. Dann kommt das Höhere: der Versuch, ein Ideal zu dichten. Dies geht dem noch Höheren voraus — eben dies Ideal zu leben.

6. Er muss durch eine Reihe von Idealen hindurch.

240.

Man muss den Menschen Muth zu einer neuen grossen Verachtung machen zum Beispiel der Reichen, der Beamten u. s. w. Jede unpersönliche Form des Lebens muss als gemein und verächtlich gelten.

a) Wie viel brauche ich, um gesund und angenehm für mich zu leben?

b) Wie erwerbe ich dies so, dass das Erwerben gesund und angenehm ist, und meinem Geiste zu Statten kommt, zumal als Erholung?

c) Wie habe ich von den Anderen zu denken, um von mir möglichst gut zu denken und im Gefühle der Macht zu wachsen?

d) Wie bringe ich die Anderen zur Anerkennung meiner Macht?

e) Wie organisirt sich der neue Adel als der Machtbesitzende Stand? Wie grenzt er die Andern von sich ab, ohne sie sich zu Feinden und Widersachern zu machen?

241.

Gleichgültig sich gegen Lob und Tadel machen; Recepte dafür. Dagegen einen Kreis sich stiften, der

um unsere Ziele und Maassstäbe weiss und der Lob und Tadel für uns bedeutet.

242.

Wo finden wir, wir Einsamsten der Einsamen — denn das werden wir sicher einmal sein, durch die Nachwirkung der Wissenschaft — wo finden wir einen Genossen für den Menschen! Ehedem suchten wir einen König, einen Vater, einen Richter für alles, weil es uns an rechten Königen, rechten Vätern, rechten Richtern mangelte. Nachmals werden wir den Freund suchen: — die Menschen werden selbsteigene Herrlichkeiten und Sonnenkreise geworden sein — aber einsam. Der mythenbildende Trieb geht dann aus nach dem Freunde.

243.

Diese Verherrlicher der Selections-Zweckmässigkeit (wie Spencer) glauben zu wissen, was begünstigende Umstände einer Entwickelung sind! und rechnen das Böse nicht dazu! Und was wäre denn ohne Furcht, Neid, Habsucht aus dem Menschen geworden! Er existirte nicht mehr: und wenn man sich den reichsten, edelsten und fruchtbarsten Menschen denkt, ohne Böses, — so denkt man einen Widerspruch. Von allen Seiten wohlwollend behandelt und selber wohlwollend — da müsste ein Genie furchtbar leiden, denn alle seine Fruchtbarkeit will egoistisch sich von den Anderen nähren, sie beherrschen, aussaugen u. s. w. Kurz, wenn jetzt der Tugendhafte an der Stärke des Egoismus leidet, so dann an der Stärke des Altruismus: alles Thun wird ihm vergällt, weil es seinem Haupthange zuwiderläuft und ihm böse vorkommt. Für sich etwas thun, bei Seite

bringen, schaffen — das wäre alles mit bösem Gewissen. Lust stellte sich ein, wenn man seine Schaffensgelüste zurückdrängte und allgemein empfände. Es wäre so auch ein schönes, ruhendes, von allen Seiten ernährtes und erblühendes Menschenthum möglich, aber ein ganz anderes als unser bestes Menschenthum, — für das auch einiges geltend zu machen ist.

Übrigens könnte man als Individuum dem ungeheuer langsamen Process der Selection zuvorkommen, in vielen Stücken, und vorläufig den Menschen in seinem Ziele zeigen — mein Ideal! Die ungünstigen Umstände bei Seite thun, indem man sich bei Seite thut (Einsamkeit), Auswahl der Einflüsse (Natur, Bücher, hohe Ereignisse), darüber nachzudenken! Nur wohlwollende Gegner im Gedächtniss behalten! Selbständige Freunde! Alle tieferen Stufen der Menschheit aus seinem Gesichtskreis bannen! Oder sie nicht sehen und hören wollen! Blindheit, Taubheit des Weisen!

244.

Wir kennen a) die Motive der Handlung nicht; b) wir kennen die Handlung, die wir thun, nicht; c) wir wissen nicht, was daraus wird. Aber wir glauben von allem dreien das Gegentheil: das vermeintliche Motiv, die vermeintliche Handlung und die vermeintlichen Folgen gehören in die uns bekannte Geschichte des Menschen, sie wirken aber auch auf seine unbekannte Geschichte ein, als die jedesmalige Summe von drei Irrthümern.

In jedem Falle giebt es nicht eine Handlung, die zu thun ist, sondern so viele als es Ideale des vollkommenen Menschen giebt. Nützlich, verderblich ist kein „An-sich“; die Ideale sind Dichtungen auf mehr

oder weniger geringer Kenntniss des Menschen. — Ich leugne die absolute Sittlichkeit, weil ich ein absolutes Ziel des Menschen nicht kenne. Man muss den gesunden Zustand kennen, um den krankhaften zu erkennen — aber Gesundheit selber ist eine Vorstellung, die nach dem Vorhandenen sich in uns erzeugt. „Übergangszustände, durchdrungen von dem auf Nichtanpassung beruhenden Elend“: sagt Spencer, — und doch könnte gerade das Elend das Nützlichste sein!

Ich suche für mich und meines Gleichen den sonnigen Winkel inmitten der jetzt wirklichen Welt, jene sonnigen Vorstellungen, bei denen uns ein Überschuss von Wohl kommt. Möge dies jeder für sich thun und das Reden in's Allgemeine, für die „Gesellschaft“ bei Seite lassen!

Mit sich behaftet wie mit einer Krankheit — so fand ich die Begabungen.

Die Voraussetzung des Spencer'schen Zukunfts-Ideals ist aber, was er nicht sieht, die allergrösste Ähnlichkeit aller Menschen, so dass einer wirklich im *alter* sich selber sieht. Nur so ist Altruismus möglich. Aber ich denke an die immer bleibende Unähnlichkeit und möglichste Souveränität des Einzelnen: also altruistische Genüsse müssen seltener werden, oder die Form bekommen der Freude am Anderen, wie unsere jetzige Freude an der Natur.

245.

Neue Praxis. — Den anderen Menschen zunächst wie ein Ding, einen Gegenstand der Erkenntniss

ansehen, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen muss: d Redlichkeit verbietet, ihn zu verkennen, ja ihn unter irgend welchen Voraussetzungen zu behandeln, welche erdichtet und oberflächlich sind. Wohlthun ist dasselbe, wie eine Pflanze sich in's Licht rücken, um sie besser zu sehen, — auch Wehethun kann ein nöthiges Mittel sein, damit die Natur sich enthülle. Nicht jeden als Menschen behandeln, sondern als so und so beschaffenen Menschen: erster Gesichtspunkt! Als etwas, das erkannt sein muss, bevor es so und so behandelt werden kann. Die Moral mit allgemeinen Vorschriften thut jedem Individuum Unrecht.

Oder giebt es Mittel der Vorbereitung der Erkenntniss, die auf jedes Wesen zuerst anwendbar sind, als Vorstufe des Experimentes? — Wie wir mit den Dingen verkehren, um sie zu erkennen, so auch mit den lebenden Wesen, so mit uns.

Aber bevor wir die Erkenntniss haben oder nachdem wir einsehen, dass wir sie nicht uns verschaffen können, wie dann handeln? Und wie, wenn wir sie erkannt haben? — Als Kräfte für unsere Ziele sie verwenden — wie anders? So wie es die Menschen immer machten (auch wenn sie sich unterwarfen: sie förderten ihren Vortheil durch die Macht dessen, dem sie sich unterwarfen).

Unser Verkehr mit Menschen muss darauf aus sein, die vorhandenen Kräfte zu entdecken, die der Völker, Stände u. s. w. — dann diese Kräfte zum Vortheil unserer Ziele zu stellen (eventuell sie sich gegenseitig vernichten lassen, wenn dies noth thut).

Neu: die Redlichkeit leugnet den Menschen, sie will keine moralische allgemeine Praxis, sie leugnet gemeinsame Ziele. Die Menschheit ist die Machtmenge, um deren Benutzung und Richtung die

Einzelnen concurriren. Es ist ein Stück Herrschaft über die Natur: vor allem muss die Natur erkannt, dann gerichtet und benutzt werden. — Mein Ziel wäre wieder die Erkenntniss! — eine Machtmenge in den Dienst der Erkenntniss stellen!

246.

Das Erkennenwollen der Dinge, wie sie sind — das allein ist der gute Hang: nicht das Hinsehen nach anderen und das Sehen mit anderen Augen — das wäre ja nur ein Ortswechsel des egoistischen Sehens! Wir wollen uns von der grossen Grundverrücktheit heilen, alles nach uns zu messen: Selbstliebe ist ein falscher, zu enger Ausdruck; Selbsthass und alle Affecte sind fortwährend thätig mit diesem kurzen Sprunge; als ob alles zu uns hinstrebe. Man geht durch die Gassen und meint, jedes Auge gelte uns: und was wäre es, wenn ein Auge und ein Wort uns wirklich gilt! — nicht mehr, als es uns angeht, wenn der Blick und das Wort einem Zweiten gilt — wir sollten persönlich ebenso gleichgültig sein können! Vermehrung der Gleichgültigkeit! Und dazu Übung, mit anderen Augen sehen: Übung, ohne menschliche Beziehungen, also sachlich zu sehen! Den Menschen-Grössenwahn curiren! Woher kommt er? Von der Furcht: alle geistige Kraft musste immer schnell zum Persönlichsehen zurückspringen. Es ist schon das thierische Leiden. Die höchste Selbstsucht hat ihren Gegensatz nicht in der Liebe zum Anderen!! Sondern im neutralen, sachlichen Sehen! Die Leidenschaft für das trotz allen Personen-Rücksichten, trotz allem „Angenehmen“ und Unangenehmen „Wahre“ ist die höchste — darum seltenste bisher!

247.

Nach meinem Ziele über höhere und niedere Eigenschaften abschätzen — alle Urtheile als Vorurtheile auf diesem Gebiete behandeln. Es soll mir gleichgültig sein, was über die Keuschheit gedacht ist — gesetzt sie ist besser für die Erkenntniss, so wird sie empfohlen. Alle Dinge auf ihren Werth für das Erkennen hin prüfen, zum Beispiel die Kunst, die politischen Zustände u. s. w., den Handel.

248.

Hauptgedanke! Nicht die Natur täuscht uns, die Individuen, und fördert ihre Zwecke durch unsere Hintergehung: sondern die Individuen legen sich alles Dasein nach individuellen, das heisst falschen Maassen zurecht; wir wollen damit Recht haben und folglich muss „die Natur“ als Betrügerin erscheinen. In Wahrheit giebt es keine individuellen Wahrheiten, sondern lauter individuelle Irrthümer — das Individuum selber ist ein Irrthum. Alles, was in uns vorgeht, ist an sich etwas Anderes, was wir nicht wissen: wir legen die Absicht und die Hintergehung und die Moral erst in die Natur hinein. — Ich unterscheide aber: die eingebildeten Individuen und die wahren „Lebenssysteme“, deren jeder von uns eins ist; — man wirft beides in eins, während „das Individuum“ nur eine Summe von bewussten Empfindungen und Urtheilen und Irrthümern ist, ein Glaube, ein Stückchen vom wahren Lebens-System oder viele Stückchen zusammengedacht und zusammengefabelt, eine „Einheit“, die nicht Stand hält. Wir sind Knospen an einem Baume, — was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aber wir haben ein Bewusstsein,

als ob wir alles sein wollten und sollten, eine Phantasterei vom „Ich“ und allem „Nicht-Ich“. Aufhören, sich als solches phantastisches *ego* zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrthümer des *ego* entdecken! Den Egoismus als Irrthum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu den anderen vermeintlichen Individuen. Nein! Über „mich“ und „dich“ hinaus! Kosmisch empfinden!

249.

Die Geschichte des Ichgefühls zu beschreiben: und zu zeigen, wie auch im Altruismus jenes Besitzenwollen das Wesentliche ist. Zu zeigen, wie nicht im Begriff „Nicht-ich und Ich“ der Hauptfortschritt der Moral liegt, sondern im Schärfer-fassen des Wahren im Anderen und in mir und in der Natur, also das Besitzenwollen immer mehr vom Scheine des Besitzes, von erdichteten Besitzthümern zu befreien, das Ichgefühl also vom Selbstbetruge zu reinigen. Vielleicht endet es damit, dass statt des Ich wir die Verwandtschaften und Feindschaften der Dinge erkennen, Vielheiten also und deren Gesetze, dass wir vom Irrthum des Ich uns zu befreien suchen (der Altruismus ist auch bisher ein Irrthum). Nicht „um der Anderen willen“, sondern „um des Wahren willen“ leben! Nicht „ich und du“! Wie könnten wir „den Anderen“ (der selber eine Summe von Wahn ist!) fördern dürfen! Das Ichgefühl umschaffen! Den persönlichen Hang schwächen! An die Wirklichkeit der Dinge das Auge gewöhnen! Von Personen so viel wie möglich vorläufig absehen! Welche Wirkungen muss dies haben! Über die Dinge Herr zu werden suchen und so sein

Besitzenwollen befriedigen! Nicht Menschen besitzen wollen! — Aber heisst dies nicht auch, die Individuen schwächen? Es ist etwas Neues zu schaffen: nicht *ego* und nicht *tu* und nicht *omnes*!

Keinen Besitz in der Jugend erstreben müssen und wollen! ebenso kein Ansehen, um über andere zu befehlen, — diese beiden Triebe gar nicht zu entwickeln! Uns von den Dingen besitzen lassen (nicht von Personen) und von einem möglichst grossen Umfange wahrer Dinge! Was daraus wächst, ist abzuwarten: wir sind Ackerland für die Dinge! Es sollen Bilder des Daseins aus uns wachsen: und wir sollen so sein, wie diese Fruchtbarkeit uns nöthigt zu sein: unsere Neigungen, Abneigungen sind die des Ackerlandes, das solche Früchte bringen soll. Die Bilder des Daseins sind das Wichtigste bisher gewesen — sie herrschen über die Menschheit.

3. Einzelne Betrachtungen.

250.

Die Menschen und die Philosophen haben früher in die Natur hinein den Menschen gedichtet: — entmenschlichen wir die Natur! Später werden sie mehr in sich selber hineindichten: an Stelle von Philosophieen und Kunstwerken wird es Ideal-Menschen geben, welche alle fünf Jahre aus sich ein neues Ideal formen.

251.

Die Philosophen haben es gemacht wie die Völker: ihre enge Moral in das Wesen der Dinge hineingelegt.

Das Ideal jedes Philosophen soll auch im An-sich der Dinge stecken.

252.

Diese griechischen Philosophen der strengen Observanz hatten in sich die Wahl, böse Thiere zu werden oder strenge und freudenarme Thierbändiger: so schon Socrates. Sie waren klug genug, um zu begreifen, dass, wer ein menschliches Raubthier wird, fortwährend sich selber zuerst zerreisst. Aber nun glaubten sie, dass jedermann so wie sie selber in Gefahr sei, dies Raubthier zu werden: — dies ist der grosse Glaube aller grossen Moralisten, ihre Macht und ihr Irrthum! — Der Glaube an die Nähe der furchtbaren Thierheit bei jedem. — Es waren schwerlich schöne Menschen.

253.

Ich glaube, man verkennt den Stoicismus. Das Wesentliche dieser Gemüthsart (das ist er, schon bevor die Philosophie ihn sich erobert hat) ist das Verhalten gegen den Schmerz und die Unlust-Vorstellungen: eine gewisse Schwere, Druckkraft und Trägheit wird auf das äusserste gesteigert, um den Schmerz wenig zu empfinden: Starrheit und Kälte sind der Kunstgriff, Anästhetica also. Hauptabsicht der stoischen Erziehung, die leichte Erregbarkeit zu vernichten, die Zahl der Gegenstände, die überhaupt bewegen dürfen, immer mehr einschränken, Glauben an die Verächtlichkeit und den geringen Werth der meisten Dinge, welche erregen, Hass und Feindschaft gegen die Erregung, die Passion selber, als ob sie eine Krankheit oder etwas Unwürdiges sei: Augenmerk auf alle hässlichen und peinlichen Offenbarungen der Leiden-

schaft — *in summa:* Versteinerung als Gegenmittel gegen das Leiden, und alle hohen Namen des Göttlichen, der Tugend fürderhin der Statue beilegen. Was ist es, eine Statue im Winter umarmen, wenn man gegen Kälte stumpf geworden ist? — was ist es, wenn die Statue die Statue umarmt! Erreicht der Stoiker die Beschaffenheit, welche er haben will (meistens bringt er sie mit und wählt deshalb diese Philosophie!), so hat er die Druckkraft einer Binde, welche Unempfindlichkeit hervorbringt. — Diese Denkweise ist mir sehr zuwider: sie unterschätzt den Werth des Schmerzes (er ist so nützlich und förderlich als die Lust), den Werth der Erregung und Leidenschaft, er ist endlich gezwungen, zu sagen: alles, wie es kommt, ist mir recht, ich will nichts anders, — er beseitigt keinen Nothstand mehr, weil er die Empfindung für Nothstände getödtet hat. Das drückt er religiös aus, als volle Übereinstimmung mit allen Handlungen der Gottheit (zum Beispiel bei Epictet).

254.

Der Stoicismus im gefassten Ertragen ist ein Zeichen gelähmter Kraft, man stellt seine Trägheit gegen den Schmerz auf die Wage — Mangel an Heroismus, der immer kämpft (nicht leidet), der den Schmerz „freiwillig aufsucht".

255.

Was die Praxis betrifft: so betrachte ich die einzelnen moralischen Schulen als Stätten des Experiments, wo eine Anzahl von Kunstgriffen der Lebensklugheit gründlich geübt und zu Ende gedacht wurden: die Resultate aller dieser Schulen und aller ihrer Erfahrungen gehören uns, wir nehmen einen stoischen Kunstgriff deshalb nicht

weniger gern an, weil wir schon epicureische uns zu eigen gemacht haben. Jene Einseitigkeit der Schulen war sehr nützlich, ja sie war für die Feststellung dieser Experimente unentbehrlich. Der Stoicismus zum Beispiel zeigte, dass der Mensch sich willkürlich eine härtere Haut und gleichsam eine Art Nesselsucht zu geben vermöge; von ihm lernte ich mitten in der Noth und im Sturme sagen: „was liegt daran?“ „was liegt an mir?“ Vom Epicureismus nehme ich die Bereitwilligkeit zum Geniessen und das Auge dafür, wo alles uns die Natur den Tisch gedeckt hat.

256.

Gewiss! Man muss ein Knochengerüst haben — sonst hat das liebe Fleisch keinen Halt! Aber ihr Herren ohne Fleisch, ihr Knochengerippe der Stoa, eure Predigt sollte lauten: „man muss auch Fleisch an den Knochen haben!“

257.

Wir Modernen, seien wir noch so religiös oder moralisch, sind tief unreligiös im Verhältniss zu den Religiösen des Mittelalters und tief unmoralisch im Verhältniss zu den Moralisten des Alterthums. Die antiken Philosophen hatten samt und sonders einen moralischen Fanatismus und eine siegreiche Unbedenklichkeit im Glauben an ihr „Heil der Seele“, womit sie das Alterthum schliesslich in üblen Ruf und in Zweifel an sich selber brachten: jener übermässige Werth, welchen sie auf das „Heil der Seele“ legten, war die nützlichste Vorbereitung des Christenthums, welches ihre Erbschaft machte, ohne dafür sich erkenntlich zu zeigen. (Die religiösen Menschen sind niemals durch Erkenntlichkeit ausgezeichnet gewesen.)

258.

La Rochefoucauld irrt sich nur darin, dass er die Motive, welche er für die wahren hält, niedriger taxirt als die anderen, angeblichen: das heisst er glaubt im Grunde noch an die anderen und nimmt den Maassstab daher: er setzt den Menschen herab, indem er ihn gewisser Motive für unfähig hält.

259.

Vielleicht wird keine Veränderung der Sitten dem freien Menschen und der Erkenntniss nützlicher sein als ein Überhandnehmen der „unmoralischen" Denkweise der Amerikaner: in den Vereinigten Staaten gestattet sich ein jeder, seine Art zu leben und sich zu erhalten zehnmal zu wechseln und läuft keine Gefahr des bösen Leumunds — da wird man sich endlich auch gestatten, zehnmal seine Ansichten zu wechseln und zehnmal ein anderer Mensch zu sein.

260.

Schadenwollen als Tendenz ist jetzt im Kampfe der Parteien (der politischen und auch der wissenschaftlichen) seines Tadels entkleidet, eben so in der Concurrenz der Kaufleute, der Staaten: man untersagt sich gewisse Mittel, aber nicht die Tendenz! Kritik, gegen alles geübt, ist eine letzte Machtäusserung der Einflusslosen, — eine Fortsetzung der Hexerei.

Nützenwollen durch Gebete und Erhöhung der Phantasie galt ehemals für eine Hauptbeschäftigung des Menschen, einen Gott vergewaltigen und bestimmen zum Guten — es ist das Seitenstück zur Magie: einen Teufel

vergewaltigen und zwingen zum Bösen: was wohl auch eine Hauptbeschäftigung war. Das Schwelgen im Wollen und im Bilde der erreichten Absicht und der Glaube, dass dies das Mittel zur Erreichung der Absicht sei: darin waren alle einmüthig. Man glaubte an einen geheimen Weg ausser dem der That und der Mechanik, um zum gleichen Ziel zu kommen.

261.

Wie das Böse abgenommen hat! Ehemals setzte man die Absicht, zu schaden, in jedem Naturereigniss voraus.

262.

Dies ist zum Verzweifeln: aus der Geschichte lehrt man uns, dass alle grossen Menschen höchst ungerecht waren, und dass ohne die unbedenkliche Überschätzung ihres Gedankens und Entwurfs, ohne eine tiefe, innerliche, ungebrochene, fraglose Ungerechtigkeit sie nicht zu ihrer Grösse gekommen wären — auch Jesus nicht, der wahrlich die Menschen nicht gerecht beurtheilt hat. Wie! Und nun sollte also die von uns geforderte Erziehung zur Gerechtigkeit, wie man uns entgegenhält, die Menschen abhalten, gross zu werden? Ihnen den grossartigen Zug und Schwung und beinahe allen Instinct nehmen? Und man müsste vielmehr solchen, die zur Grösse bestimmt seien, die Augen zuhalten und die Schlinge des Wahns um den Hals werfen und dankbar sein, wenn ihr Schicksal ihre Augen ganz blind macht? — Es sei, wie es sei: wir wollen gerecht werden und es darin so weit treiben, als es uns irgend möglich ist. Vielleicht auch hat man uns getäuscht, und viele jener grossen

Männer waren nicht gross, sondern eben nur ungerecht, und andere von ihnen trieben ihre Gerechtigkeit so weit, als ihre Einsicht, ihre Zeit, ihre Erziehung, ihre Gegner es ihnen möglich machten. Sie glaubten an ihre Gerechtigkeit vielleicht sicherer, als wir an ihre Ungerechtigkeit!

263.

Was ist Toleranz! Und Anerkennung fremder Ideale! Wer ganz tief und stark sein eigenes Ideal fördert, kann gar nicht an andere glauben, ohne sie abschätzig zu beurtheilen — Ideale geringerer Wesen, als er ist. Die absolute Höhe unseres Maassstabes ist eben der Glaube an das Ideal. — Somit ist Toleranz, historischer Sinn, sogenannte Gerechtigkeit ein Beweis des Misstrauens gegen ein eigenes Ideal, oder das Fehlen desselben. Was ist also wissenschaftlicher Sinn? Vielleicht das Verlangen nach einem Ideale und der Glaube, hier den Weg zum Absoluten, zum unwidersprechlichen Ideale zu haben: also unter der Voraussetzung, dass man kein Ideal hat und daran leidet! — Bei vielen mag es die Rache sein, dafür dass sie kein Ideal haben, indem sie die anderer zerstören. Es giebt eine Schauspielerei (wie bei Bacon), als ob man ein Ideal hätte. „Die Wahrheit um ihrer selber willen“ ist eine Phrase, etwas ganz Unmögliches, wie die Liebe des Nächsten um seiner selber willen.

264.

Ist es nicht ein Grad der Entweihung, wenn der Liebende denkt: „nicht eigentlich nach dieser Geliebten verlange ich, sondern nach Liebe“ — ist nicht jede Verallgemeinerung des Ziels eine Entweihung? Ja, schon

dies ist grob und beleidigend: „ich verlange nach dieser Geliebten“ — sondern die Sprache der Leidenschaft will nur weniges, nur einmaliges, nur ein Zeichen und Symbol. Schon alles Ganze als Ziel zu nennen ist Entweihung. Das Ideal muss zu gross als Ganzes sein — du sollst nur einzelne Strahlen abpflücken dürfen.

265.

Ich wehre mich dagegen, Vernunft und Liebe, Gerechtigkeit und Liebe von einander zu trennen, oder gar sich entgegenzustellen und der Liebe den höheren Rang zu geben! Liebe ist *comes,* bei Vernunft und Gerechtigkeit, sie ist die Freude an der Sache, Lust an ihrem Besitz, Begierde sie ganz zu besitzen und in ihrer ganzen Schönheit, — die ästhetische Seite der Gerechtigkeit und Vernunft, ein Nebentrieb.

Nachdem wir Vernunft und Gerechtigkeit haben, müssen wir die Leitern zerbrechen, die uns dazu führten; es ist die traurige Pflicht, dass diese höchsten Ergebnisse uns zwingen, gleichsam die Eltern und Voreltern vor Gericht zu laden. Gegen die Vergangenheit gerecht sein, sie wissen wollen, in aller Liebe! Hier wird unsere Vornehmheit auf die höchste Probe gestellt! Ich merke es, wer mit rachsüchtigem Herzen vom Christenthum redet —

266.

Erster Satz meiner Moral: man soll keine Zustände erstreben, weder sein Glück, noch seine Ruhe, noch seine Herrschaft über sich. Der Zustand soll immer nur *comes,* nie *dux virtutis* sein! Warum? — Auch

nicht „das Ideal“ —, sondern jede kleine und grosse Handlung so erhaben und schön wie möglich und auch sichtbar ausführen! Die Art und Weise soll uns unterscheiden!

267.

Sein schlechter Charakter folgt ihm auf die höchsten Gipfel seines Genie's. —

268.

Wenn dieser Mensch nicht ein grosser Tugendhafter wird, so wird er fürchterlich sein, sich und anderen. Bei anderen lohnt es sich nicht, wenn sie sich so heftig um die Tugend bemühen — sie werden durch ihre Mittelmässigkeit sogar die Tugend um ihr Ansehen bringen.

269.

Kinder, die ein Gedächtniss für Strafen haben, werden tückisch und heimlich. Aber zumeist vergessen sie — und so bleiben sie in der Unschuld.

270.

Menschen der heftigen Affecte, ehrgeizige, gehässige, wollüstige Menschen mögen in der That sich die Frage stellen, ob für sie nicht auch wenig Fleisch schon zu viel ist, obschon mir viel wichtiger als die Frage, was sie essen sollen, jene andere Frage gilt: wie viel, das heisst hier: wie wenig.

271.

Die Vertheidiger der Vorurtheile müssen sehr viel Geist haben, wenn sie nicht an diese Vorurtheile glauben, — und hat einer so viel davon, so bekämpft er gewöhnlich die Vorurtheile.

272.

Wer viel siegt, muss viel Gegner gehabt haben. Alle unsere Kräfte wollen fortwährend kämpfen. Die Moral will: zu allererst Gegner! und Krieg!

273.

Es giebt auch für die Moral eine Art von Optik. Wie schwach verantwortlich fühlt sich der Mensch für seine indirecten und entfernten Wirkungen! Und wie grausam und übertreibend fällt die nächste Wirkung, die wir üben, über uns her — die Wirkung, die wir sehen, für die unser kurzes Gesicht eben noch scharf genug ist! Wir tragen nur an einer Schuld, bloss weil sie so nahe vor unseren Augen steht! Wie messen wir die Schwere verschieden nach der Entfernung!

274.

„Jeder thue, was er für Pflicht hält“ — damit hätten wir den Rückschritt und Stillstand.

275.

Man hat immer nur eine Tugend — oder keine.

276.

Grausamkeit ist das Heilmittel des verletzten Stolzes.

277.

Höflichkeit — ein verfeinertes Wohlwollen, weil es die Distanz anerkennt und angenehm fühlen lässt, über welche der grobe Intellect sich ärgert oder welche er nicht sieht.

278.

Letzte Klugheit. — Er fürchtet den Neid der Götter und der Guten: er versteht sich darauf, sein Verdienst durch seine Thorheiten in Frage zu stellen und dergestalt wieder gut zu machen.

279.

Der Luxus ist die Form eines fortwährenden Triumphes — über alle die Armen, Zurückgebliebenen, Ohnmächtigen, Kranken, Begehrlichen. Nicht dass man viel von den Dingen des Luxus selber geniesst — was hat der Triumphator von den Gold-Rädern und den angeketteten Sclaven seines Wagens! — aber man geniesst es, dass der Wagen über Unzählige weggeht und sie drückt oder zerdrückt.

280.

Opfer bringen wir fortwährend. Bald siegt diese Neigung über die andere und deren Anforderungen, bald jene. Du würdest erstaunen, wenn ich vorrechnete, wie viel Opfer jeder Tag mich kostet.

281.

Im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Accorde des grossen Lebens vergangener Menschen hindurch: jede Werthschätzung hat in grossen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft.

282.

„Ja! ich will nur das noch lieben, was nothwendig ist! Ja! *Amor fati* sei meine letzte Liebe!“ — Vielleicht treibst du es so weit: aber vorher wirst du erst noch der Liebhaber der Furien sein müssen: ich gestehe, mich würden die Schlangen irre machen. — „Was weisst du von den Furien! Furien — das ist nur ein böses Wort für die Grazien.“ Er ist toll! —

VI.

Psychologie.

1. Allgemeines.

a) Lust, Schmerz.

283.

Wenn unsere Affecte das Mittel sind, um die Bewegungen und Bildungen eines gesellschaftlichen Organismus zu unterhalten, so würde doch nichts fehlerhafter sein, als nun zurückzuschliessen, dass im niedrigsten Organismus es eben auch die Affecte seien, welche hier selbstreguliren, assimiliren, excretiren, umwandeln, regeneriren, — also Affecte auch da vorauszusetzen: Lust, Unlust, Willen, Neigung, Abneigung. Es wäre ein so toller Fehler, als wenn man, nach der Thatsache des Blutumlaufs im menschlichen Körper, auf einen ähnlichen Blutumlauf für die niedrigsten Organismen schliessen wollte. — Unsere Affecte setzen Gedanken und Geschmäcker voraus, diese ein Nervensystem u. s. w.

284.

Intellectuell gemessen, wie irrthumvoll ist Lust und Schmerz! Wie falsch wäre geurtheilt, wenn man nach dem Grade von Lust oder Schmerz auf den Werth für das Leben schliessen wollte! Im Schmerz ist so viel

Dummheit, wie in den blinden Affecten, ja es ist Zorn, Rache, Flucht, Ekel, Hass, Überfüllung der Phantasie (Übertreibung) selber, der Schmerz ist die ungeschieden zusammengeflossene Masse von Affecten; ohne Intellect giebt es keinen Schmerz, aber die niedrigste Form des Intellects tritt da zu Tage, der Intellect der „Materie", der „Atome". — Es giebt eine Art, von einer Verletzung überrascht zu werden (wie jener, der auf dem Kirschbaum sitzend eine Flintenkugel durch die Backe bekam), dass man gar nicht den Schmerz fühlt. Der Schmerz ist Gehirnproduct.

285.

Beobachten, wie eine Lust entsteht, wie viel Vorstellungen zusammenkommen müssen! und zuletzt ist es Eines und Ganzes und will nicht mehr als Vielheit sich erkennen lassen. So könnte es mit jeder Lust, jedem Schmerze sein! Es sind Gehirnphänomene! Aber längst uns einverleibte und jetzt nur als Ganzes sich präsentirende Vielheiten! Warum thut ein geschnittener Finger wehe? An sich thut er nicht wehe (ob er schon „Reize" erfährt), der, dessen Gehirn chloroformirt ist, hat keinen „Schmerz" im Finger. Sollte erst das Urtheil über die Verletzung eines functionirenden Organes, von Seiten der vorstellenden Einheit, nöthig gewesen sein? Ist es die Einheit, welche allein die Schädigung sich vorstellt und — jetzt sie uns als Schmerz zu empfinden giebt, indem sie dorthin, wo der Schade geschehen, die stärksten Reize schickt? Könnte also auch die Absicht auf Flucht, Abwehr, Vorsicht, Rettung in dem Schmerz stecken? Mittel, weiterem Schaden vorzubeugen? Zugleich Wuth über die Verletzung, Rachegefühl in

einem? Alles zusammen — Schmerz? So uns zum Bewusstsein kommend, als Durcheinander und Einheit des Gefühls?

286.

Ohne Phantasie und Gedächtniss gäbe es keine Lust und keinen Schmerz. Die dabei erregten Affecte verfügen augenblicklich über vergangene ähnliche Fälle und über die schlimmen Möglichkeiten, sie deuten aus, sie legen hinein. Deshalb steht ein Schmerz im Allgemeinen ganz ausser Verhältniss zu seiner Bedeutung für das Leben — er ist unzweckmässig. Aber dort, wo eine Verletzung nicht vom Auge oder dem Getast wahrgenommen wird, ist sie viel weniger schmerzhaft, da ist die Phantasie ungeübt. An den Fingern ist der Schmerz am grössten, an Zähnen, am Kopfe u. s. w.

287.

Unsere höheren Schmerzen, die sogenannten Schmerzen der Seele, deren Dialectik wir oft noch sehen, beim Eintreten irgend eines Ereignisses, sind langsam und auseinandergezogen, im Vergleich zum niederen Schmerz (zum Beispiel bei einer Verwundung), dessen Charakter Plötzlichkeit ist. Aber letzterer ist ebenso complicirt und dialectisch im Grunde, und intellectuell. Das Wesentliche ist, dass viele Affecte auf einmal losstürzen und auf einander stürzen — dies plötzliche Wirrsal und Chaos ist für das Bewusstsein der physische Schmerz. — Lust und Schmerz sind keine „unmittelbaren Thatsachen", wie Vorstellung es ist. Eine Menge Vorstellungen, in Trieben einverleibt, sind blitzschnell bei der Hand und gegen einander. Das Um-

gekehrte ist bei der Lust: die Vorstellungen, ebenso schnell zur Hand, sind in Harmonie und Ausgleichung, und — dies wird vom Intellect als Lust empfunden.

288.

Jede Lust und Unlust ist jetzt bei uns ein höchst complicirtes Ergebniss, so plötzlich es auftritt; die ganze Erfahrung und eine Unsumme von Werthschätzungen und Irrthümern derselben steckt darin. Das Maass des Schmerzes steht nicht im Verhältniss zur Gefährlichkeit! — unsere Einsicht widerspricht. Ebenso ist das Maass der Lust nicht im Verhältniss zu unserer jetzigen Erkenntniss, — wohl aber zur „Erkenntniss" der primitivsten und längsten Vorperiode von Mensch- und Thierheit. Wir stehen unter dem Gesetze der Vergangenheit, das heisst ihrer Annahmen und Werthschätzungen.

289.

Je höher der Intellect, um so mehr nimmt der Umfang von Schmerz und Lust zu, Bereich und Grade.

290.

Merkwürdige Thätigkeit des Intellectes! Beim Geschlechtstrieb begehrt eine Person nach der anderen als dem Mittel, um den Samen los zu werden oder das Ei zu befruchten. Dies gerade weiss der Intellect nicht: er fragt, warum dies Begehren? Er erwägt, was alles eine Person begehrenswerth macht, und sagt jetzt: es muss jene Person diese begehrenswerth machenden Eigenschaften alle haben! — So schliesst er und glaubt

nunmehr so fest daran, wie wir im Traum an das Traumbild glauben. Das Glauben an seine Schlüsse ist charakteristisch. Bei allen Affecten ist der Intellect dermaassen thierisch-primitiv wie im Traume. — Diese thierischen Schlüsse für alle Affecte nachzuweisen. — Was ist denn die Scepsis? Wann und in welchem Zustande wird denn der Intellect so fein, so misstrauisch gegen seine Schlüsse? So wenig traumhaft?

291.

Jetzt hat man den Kampf überall wieder entdeckt und redet vom Kampfe der Zellen, Gewebe, Organe, Organismen. Aber man kann sämmtliche uns bewusste Affecte in ihnen wiederfinden — zuletzt, wenn dies geschehen ist, drehen wir die Sache um und sagen: das, was wirklich vor sich geht, bei der Regsamkeit unserer menschlichen Affecte, sind jene physiologischen Bewegungen, und die Affecte (Kämpfe u. s. w.) sind nur intellectuelle Ausdeutungen, dort wo der Intellect gar nichts weiss, aber doch alles zu wissen meint. Mit dem Wort „Ärger", „Liebe", „Hass" meint er das Warum? bezeichnet zu haben, den Grund der Bewegung: ebenso mit dem Worte „Wille" u. s. w. — Unsere Naturwissenschaft ist jetzt auf dem Wege, sich die kleinsten Vorgänge zu verdeutlichen durch unsere angelernten Affect-Gefühle, kurz eine Sprechart zu schaffen für jene Vorgänge: sehr gut! Aber es bleibt eine Bilderrede.

292.

Die Speisen (zum Beispiel Zwiebeln und Reiz-Narcotica wie Tabak) beweisen, dass nicht Lust und die Vermeidung der Unlust, sondern das Gereiztwerden

dem Menschen am wichtigsten ist. Reiz ist an sich etwas anderes als Lust und Unlust (oder letztere sind seine Extreme).

293.

Seien wir nicht Sclaven von Lust und Schmerz, auch in der Wissenschaft! Schmerzlosigkeit, ja Lust beweist nicht Gesundheit, — und Schmerz ist kein Beweis gegen Gesundheit (sondern nur ein starker Reiz).

b) Trieb, Wille.

294.

Ein noch so complicirter Trieb, wenn er einen Namen hat, gilt als Einheit und tyrannisirt alle Denkenden, die nach seiner Definition suchen.

295.

Erst zwingt der Zwang etwas oft zu thun, und später entsteht das Bedürfniss, nachdem der Zwang einverleibt ist (zum Beispiel zu gehen, wenn das Thier nicht mehr schwimmen kann, ist erst Zwang und Gegensatz des Verlangens: später wird es Bedürfniss).

296.

Im kleinsten Organismus bildet sich fortwährend Kraft und muss sich dann auslösen: entweder von sich aus, wenn die Fülle da ist, oder es kommt ein Reiz von aussen. Wohin die Kraft sich wendet? Sicher nach dem Gewohnten: also wohin die Reize leiten,

dahin wird auch die spontane Auslösung sich bewegen. Die häufigeren Reize erziehen auch die Richtung der spontanen Auslösung.

297.

Viele unserer Triebe finden ihre Auslösung in einer mechanischen starken Thätigkeit, die zweckmässig gewählt sein kann: ohne dies giebt es verderbliche und schädliche Auslösungen. Hass, Zorn, Geschlechtstrieb u. s. w. könnten an die Maschine gestellt werden und nützlich arbeiten lernen, zum Beispiel Holz hacken oder Briefe tragen oder den Pflug führen. Man muss seine Triebe ausarbeiten. Das Leben des Gelehrten erfordert namentlich so etwas. Einige Stunden des Tages sollen nothwendig dem Nachdenken entzogen werden. Aller Missmuth ist auszulösen: Handarbeit in der Nähe! Oder der Lauf, Sprung, Ritt. Man könnte als Denker sehr gut noch Pferde zureiten. Oder commandiren.

298.

Wenn ein Trieb intellectueller wird, so bekommt er einen neuen Namen, einen neuen Reiz und neue Schätzung. Er wird dem Triebe auf der älteren Stufe oft entgegengestellt, wie als sein Widerspruch (Grausamkeit zum Beispiel). — Manche Triebe, zum Beispiel der Geschlechtstrieb, sind grosser Verfeinerung durch den Intellect fähig (Menschenliebe, Anbetung von Maria und Heiligen, künstlerische Schwärmerei; Plato meint, die Liebe zur Erkenntniss und Philosophie sei ein sublimirter Geschlechtstrieb). Daneben bleibt seine alte, directe Wirkung stehen.

299.

Ich rede von Instinct, wenn irgend ein Urtheil (Geschmack in seiner untersten Stufe) einverleibt ist, so dass es jetzt selber spontan sich regt und nicht mehr auf Reize zu warten braucht. Es hat sein Wachsthum für sich und folglich auch seinen nach aussen stossenden Thätigkeits-Sinn. Zwischenstufe: der Halbinstinct, der nur auf Reize reagirt und sonst todt ist.

300.

Wir können nur „wollen", was wir gesehen haben, — also seit der Ausbildung des Auges giebt es erst Vorstellungen im Gedächtniss, und diesen, wenn sie stark genug reizen, folgen dann Handlungen. Vorher sind afferirte Reize nöthig, um die Handlungen hervorzubringen.

301.

Umfang der dichterischen Kraft: wir können nichts thun, ohne nicht vorher ein freies Bild davon zu entwerfen — (ob wir freilich nicht wissen, wie sich dies Bild zur Handlung verhält, die Handlung ist etwas wesentlich anderes und verläuft in uns unzugänglichen Regionen). Dies Bild ist sehr allgemein, ein Schema, — wir meinen, es sei nicht nur die Richtschnur, sondern die bewegende Kraft selber. Zahllose Bilder haben keine Activität nach sich, davon sehen wir ab: die Fälle, wo sich hernach etwas begiebt, was „wir gewollt" haben, bleiben im Gedächtniss. — Aller unserer Entwickelung läuft ein Idealbild voraus, das Erzeugniss der Phantasie: die wirkliche Entwickelung ist uns unbekannt. Wir

müssen dies Bild machen. Die Geschichte des Menschen und der Menschheit verläuft unbekannt, aber die Idealbilder und deren Geschichte scheint uns die Entwickelung selber. Die Wissenschaft kann sie nicht schaffen, aber die Wissenschaft ist eine Hauptnahrung für diesen Trieb: wir scheuen auf die Dauer alles Unsichere, Erlogene, diese Furcht und dieser Ekel fördern die Wissenschaft. Jener dichterische Trieb soll errathen, nicht phantasiren, aus wirklichen Elementen etwas Unbekanntes errathen: er braucht die Wissenschaft, das heisst die Summe des Sicheren und Wahrscheinlichen, um mit diesem Material dichten zu können. Dieser Vorgang ist schon im Sehen. Es ist eine freie Production in allen Sinnen, der grösste Theil der sinnlichen Wahrnehmung ist errathen. Alle wissenschaftlichen Bücher langweilen, die diesem errathen wollenden Triebe kein Futter geben: das Sichere thut uns nicht wohl, wenn es nicht Nahrung für jenen Trieb sein will!

302.

Eine Bewegung tritt ein 1. durch einen directen Reiz, zum Beispiel beim Frosch, dem man die Grosshirnhemisphäre ausgeschnitten hat, und dem das Automatische fehlt; 2. durch Vorstellung der Bewegung, durch das Bild des Vorgangs in uns. Dies ist ein höchst oberflächliches Bild, — was weiss der Mensch vom Kauen, wenn er das Kauen sich vorstellt! — aber unzählige Male ist dem durch Reize hervorgebrachten Vorgange das Bild des Vorganges in Auge und Gehirn gefolgt, und schliesslich ist ein Band da, so fest, dass der umgedrehte Process eintritt: sobald jenes Bild entsteht, entsteht die entsprechende Bewegung, das Bild dient als auslösender Reiz.

Damit ein Reiz wirklich auslösend wirkt, muss er stärker sein als der Gegenreiz, der immer auch da ist, zum Beispiel die Lust der Ruhe, die Trägheit muss aufgehoben werden. So wirkt das Bild eines Vorganges nicht immer als auslösender Reiz, weil ein wirklicher Gegenreiz da ist, der stärker ist. Wir reden da von „Wollen-und-nicht-Können". — Der Gegenreiz ist häufig nicht in unserem Bewusstsein, wir merken aber eine widerstrebende Kraft, die dem Reiz des Bildes, und sei es noch so deutlich, die Kraft entzieht. Es ist ein Kampf da, obschon wir nicht wissen, wer kämpft. Wille, der zur That führt, tritt ein, wenn der widerstrebende Reiz schwächer ist — wir merken immer etwas von einem Widerstande, und das giebt, falsch gedeutet, jenes Nebengefühl von Sieg beim Gelingen des Gewollten. In dieser falschen Deutung haben wir den Ursprung vom Glauben an den freien Willen. „Wir" sind es nicht, die ihre Vorstellung zum Siege bringen — sondern sie siegt, weil der Gegenreiz schwächer ist. Aber gar, dass der Mechanismus vor sich geht, hat gar nichts mit unserer Willkür zu thun — wir kennen ihn nicht einmal! Wie könnten wir ihn auch nur „wollen"! Was ist zum Beispiel das Ausstrecken unseres Armes für unser Bewusstsein!

303.

Das, was einer zweckbewussten Handlung vorhergeht, im Bewusstsein, zum Beispiel das Bild des Kauens dem Kauen, ist gänzlich unbestimmt: und wenn ich es wissenschaftlich genauer mache, so ist dies auf die Handlung selber ohne Einfluss. Eine Unzahl von einzelnen Bewegungen werden vollzogen, von denen wir vorher

gar nichts wissen, und die Klugheit der Zunge zum Beispiel ist viel grösser als die Klugheit unseres Bewusstseins überhaupt. Ich leugne, dass diese Bewegungen durch unseren Willen hervorgebracht werden; sie spielen sich ab, und bleiben uns unbekannt; auch ihren Process vermögen wir nur in Symbolen (des Tastsinns, Hörens, Sehens von Farben) und in einzelnen Stücken und Momenten zu fassen — sein Wesen, ebenso wie der fortdauernde Verlauf, bleiben uns fremd. Vielleicht stellt die Phantasie dem wirklichen Verlaufe und Wesen etwas entgegen, eine Erdichtung, die wir gewohnt sind als das Wesen zu nehmen.

304.

Angebliche Zweckmässigkeit der Natur — bei der Selbstsucht, dem Geschlechtstrieb, wo man sagt, sie benutze das Individuum, — bei der Lichtausströmung der Sonne u. s. w. — alles Erdichtungen! Es ist vielleicht die letzte Form einer Gottes-Vorstellung — aber dieser Gott ist nicht sehr klug und sehr unbarmherzig. Leopardi hat die böse Stiefmutter Natur, Schopenhauer den „Willen". — Vielleicht kann man mit solchen anscheinenden Zweckthätigkeiten die Zweckthätigkeit des Menschen aufhellen. Es wird etwas erreicht, und das, was erreicht wird, und das, was dazu alles geschieht, ist von dem Bilde, welches vorher im Kopfe des Wollenden ist, total verschieden, — es führt keine Brücke hinüber. „Ich esse, um mich zu sättigen", — aber was weiss ich von dem, was Sättigung ist! In Wahrheit wird die Sättigung erreicht, aber nicht gewollt, — die momentane Lustempfindung bei jedem Bissen, so lange Hunger da ist, ist das Motiv: nicht die Absicht, „um", sondern ein Versuch bei jedem

Bissen, ob er noch schmeckt. Unsere Handlungen sind Versuche, ob dieser oder jener Trieb daran seine Freude habe, bis in's Verwickeltste hinein, spielende Äusserungen des Dranges nach Thätigkeit, welche wir durch die Theorie der Zwecke missdeuten und falsch verstehen. Wir bewegen unsere Fangarme — und dieser oder jener Trieb findet in dem, was wir fangen, seine Beute und macht uns glauben, wir hätten beabsichtigt, ihn zu befriedigen.

305.

Neuer Blick auf die Welt in Hinsicht auf Intelligenz und Güte. Ist die Menschheit eine Ausnahme? Ist im Ganzen ihr Grad von Intelligenz und Güte gleichen Ranges wie der in der Natur? Ja. — Nun aber haben wir die „Zweckmässigkeit“ und „Intelligenz“ der Natur zu verstehen — sie ist gar nicht da! Ebensowenig die Güte, das Unegoistische! Von da auf die Menschheit zurückzuschliessen: vielleicht ist auch da unsere Zweckmässigkeit nur eine Summe günstiger Zufälle, und unsere „Güte“ ebenfalls ein Irrthum. Aus den grossen Schriftzügen der Natur unsere kleine Schrift zu verstehen suchen! — Wir können eine Reihe von Nacheinander's angeben, die zu einem Zwecke führen, — aber 1. es nicht die vollständige Reihe, sondern eine erbärmliche Auswahl, 2. wir können kein Glied der Reihe aus freien Stücken machen, wir wissen nur mehr oder weniger, dass es sich machen wird. Wo wir zweckmässig sind, handeln wir trotzdem unwissend über Mittel und Zweck, im Ganzen gesehen. Über diesen Fatalismus kommen wir nicht hinaus.

c) Selbstbewusstsein, Vernunft.

306.

Die letzten Organismen, deren Bildung wir sehen (Völker, Staaten, Gesellschaften), müssen zur Belehrung über die ersten Organismen benutzt werden. Das Ich-Bewusstsein ist das Letzte, was hinzukommt, wenn ein Organismus fertig fungirt, fast etwas Überflüssiges: das Bewusstsein der Einheit, — jedenfalls etwas höchst Unvollkommenes und Oft-Fehlgreifendes im Vergleich zu der wirklich eingeborenen, einverleibten, arbeitenden Einheit aller Functionen. Unbewusst ist die grosse Hauptthätigkeit. Das Bewusstsein erscheint erst gewöhnlich, wenn das Ganze sich wieder einem höheren Ganzen unterordnen will — als Bewusstsein zunächst dieses höheren Ganzen, des Ausser-sich. Das Bewusstsein entsteht in Bezug auf das Wesen, dem wir Function sein könnten — es ist das Mittel, uns einzuverleiben. So lange es sich um Selbsterhaltung handelt, ist Bewusstsein des Ich unnöthig. — So wohl schon im niedersten Organismus. Das Fremde, Grössere, Stärkere wird als solches zuerst vorgestellt. — Unsere Urtheile über unser „Ich" hinken nach, und werden nach Anleitung des Ausser-uns, der über uns waltenden Macht vollzogen. Wir bedeuten uns selber das, als was wir im höheren Organismus gelten — allgemeines Gesetz.

Die Empfindungen und die Affecte des Organischen sind alle längst fertig entwickelt, bevor das Einheitsgefühl des Bewusstseins entsteht.

Älteste Organismen: chemische langsame Processe, in noch viel langsameren wie in Hüllen eingeschlossen, von Zeit zu Zeit explodirend und dann um sich greifend und dabei neue Nahrung an sich ziehend.

307.

Wie kommt es, dass wir unsere stärkeren Neigungen auf Unkosten unserer schwächeren Neigungen befriedigen? An sich, wenn wir eine Einheit wären, könnte es diesen Zwiespalt nicht geben. Thatsächlich sind wir eine Vielheit, welche sich eine Einheit eingebildet hat. Der Intellect als das Mittel der Täuschung mit seinen Zwangsformen „Substanz", „Gleichheit", „Dauer" — er erst hat die Vielheit sich aus dem Sinn geschlagen.

308.

Das Ichgefühl nicht zu verwechseln mit dem organischen Einheitsgefühle.

309.

Die Vernunft! Ohne Wissen ist sie etwas ganz Thörichtes, selbst bei den grössten Philosophen. Wie phantasirt Spinoza über die Vernunft! Ein Grundirrthum ist der Glaube an die Eintracht und das Fehlen des Kampfes — dies wäre eben Tod! Wo Leben ist, ist eine genossenschaftliche Bildung, wo die Genossen um die Nahrung, den Raum kämpfen, wo die schwächeren sich anfügen, kürzer leben, weniger Nachkommen haben: Verschiedenheit herrscht in den kleinsten Dingen, Samenthierchen, Eiern — die Gleichheit ist ein grosser Wahn. Unzählige Wesen gehen am Kampf zu Grunde, — einige seltene Fälle erhalten sich. — Ob die Vernunft bisher im Ganzen mehr erhalten als zerstört hat, mit ihrer Einbildung, alles zu wissen, den Körper zu kennen, zu „wollen" — ? Die Centralisation ist gar keine so vollkommene — und die Einbildung der Vernunft, dies Centrum zu sein, ist gewiss der grösste Mangel dieser Vollkommenheit.

310.

Sonderbar: das, worauf der Mensch am stolzesten ist, seine Selbstregulirung durch die Vernunft, wird ebenfalls von den niedrigsten Organismen geleistet, und besser, zuverlässiger! Das Handeln nach Zwecken ist aber thatsächlich nur der allergeringste Theil unserer Selbstregulirung: handelte die Menschheit wirklich nach ihrer Vernunft, das heisst nach der Grundlage ihres Meinens und Wissens, so wäre sie längst zu Grunde gegangen. Die Vernunft ist ein langsam sich entwickelndes Hülfsorgan, das ungeheure Zeiten hindurch glücklicher Weise wenig Kraft hat, den Menschen zu bestimmen, es arbeitet im Dienste der organischen Triebe und emancipirt sich langsam zur Gleichberechtigung mit ihnen — so dass Vernunft (Meinung und Wissen) mit den Trieben kämpft, als ein eigener neuer Trieb — und spät, ganz spät zum Übergewicht.

2. Einzelbemerkungen.

311.

Die Gebärden des plötzlichen Schreckens sind keineswegs eine Sprache des Schreckens, als ob er sich mittheilen wollte, — sondern die nächsten Vorsichtsmaassregeln und deshalb sehr verschieden: ich lernte dies, als ein Wagen plötzlich auf mich zu fallen drohte.

312.

Vieles muss man so geniessen, wie die Südamerikaner ihren Thee — sie trinken ihn, ohne ihn dabei zu sehen: denn er wird fortwährend schwärzer. Wir schmecken auch die Farben aller Nahrungsmittel: — ein Gleichniss.

313.

Die Temperaments-Unterschiede sind vielleicht durch die verschiedene Vertheilung und Masse der unorganischen Salze mehr als durch alles andere bedingt. Die biliösen Menschen haben zu wenig schwefelsaures Natrium, den melancholischen Menschen fehlt es an schwefel- und phosphorsaurem Kali; zu wenig phosphorsaurer Kalk bei den Phlegmatikern. Die muthigen Naturen haben einen Überfluss von phosphorsaurem Eisen.

314.

Die Lage, in der die Menschen sich befinden, zur Natur und zu Menschen, macht ihre Eigenschaften — es ist wie bei den Atomen.

315.

Ich sehe das Missverhältniss von Wissenschaft und Mensch fortwährend — es schwindet nie aus meinem Gesichte: gab es etwas Ähnliches? Priester und Mensch, Prophet und Mensch, Fürst und Mensch, Richter und Mensch. Jedesmal schien die Forderung das Individuum aufzuheben.

316.

Unsere Eltern wachsen noch in uns nach, ihre später erworbenen Eigenschaften, die im Embryo auch vorhanden sind, brauchen Zeit. Die Eigenschaften des Vaters damals, als er Mann war, lernen wir erst als Mann kennen.

317.

Die Menschen bleiben bei den Mitteln hängen, wenn deren Erreichung ihnen Lust macht.

318.

Ein Mensch, der täglich so viele Giftbrühen in sich hinunterzuwürgen hat, ist immer zu bewundern, wenn er Zeiten grosser Empfindungen kennt und nicht überhaupt einen principiellen Ekel am „Grossen“ hat.

319.

Der Widerwille gegen das Leben ist selten. Wir erhalten uns darin und sind selber am Ende und in schweren Lagen einverstanden damit, nicht aus Furcht vor Schlimmerem, nicht aus Hoffnung auf Besseres, nicht aus Gewohnheit (die Langeweile wäre), nicht wegen der gelegentlichen Lust — sondern wegen der Abwechselung und weil im Grunde nichts eine Wiederholung ist, aber an Erlebtes erinnert. Der Reiz des Neuen und doch an den alten Geschmack Anklingenden, — wie eine Musik mit vielem Hässlichen.

320.

Wenn man die Lotterien verwünscht, so vergisst man gewöhnlich, wie viel Glück und heitere Horizonte die angenehmen Hoffnungen aller zusammen ausmachen! Und wie viel ärmer ein Volk ohne Lotterien ist — nämlich an angenehmen Empfindungen! Die Enttäuschung ist eine einmalige und wird ziemlich schnell abgeschüttelt,

— aber wie oft träumt man vom Gewinnste und macht Pläne! Wie mehrt es den Geschmack an Unternehmungen!

321.

Ich dachte mir das mir fürchterlichste Leben aus: das eines Höflings, Anwalts, Zolleinnehmers, Registrators, Cassenbeamten, Königs, Krämers, Hausdieners und aller jener, deren Überschuss an Leistung im Warten besteht, — Warten, bis jemand kommt und spricht, — während es nicht möglich ist, sich inzwischen besser zu beschäftigen („es geht wider die Pflicht"). Nun bemerke ich, dass die allermeisten überhaupt beschäftigten Menschen in den grossen Städten gerade so beschäftigt sind und sich darauf hin ausbilden, — dass also dieses pflichtmässige Warten ihnen sehr erträglich scheinen muss.

322.

Wer auf den Geist säet, pflanzt Bäume, die sehr spät gross werden. Das, was sich vom Vater auf den Sohn vererbt, sind die geübtesten Gewohnheiten (nicht die geschätztesten!). Der Sohn verräth den Vater. Der Fleiss eines Gelehrten ist entsprechend der Thätigkeit seines Vaters: zum Beispiel, wenn dieser immer im Comtoir ist, oder wenn er nur wie ein Landgeistlicher „arbeitet". Die Griechen der höheren Stände wurden so individuell productiv, weil sie keinen gedankenlosen Fleiss vererbt bekamen.

323.

Wie verschieden empfindet man das Geschäft und die Arbeit seines Lebens, wenn man damit der Erste in

der Familie ist oder schon Vater und Grossvater dasselbe getrieben haben! Es ist viel mehr innere Noth, ein viel plötzlicherer Stolz dabei, aber das gute Gewissen ist dafür noch nicht geschaffen, und wir empfinden etwas als „beliebig“ daran.

324.

Der Zunftzwang lehrte lernen: endlich ist ein individueller Lerntrieb entstanden, durch Vererbung. Das Lernen ist ursprünglich saurer als alle Arbeit, daher gehasst. Die Gelehrten haben daher im Mittelalter ein Übergewicht.

325.

Grundgedanke der Handels-Cultur: die niedere Masse, mit ihrem kleinen Besitz, wird unzufrieden gemacht durch den Anblick des Reichen, sie glaubt, der Reiche sei der Glückliche. — Die arbeitende, überarbeitete, selten ruhende Sclavenmasse glaubt, der Mensch ohne körperliche Arbeit sei der Glückliche (zum Beispiel schon der Mönch, — daher die Sclaven so gern Mönche wurden). — Der von Begierden Geplagte und selten Freie glaubt, der Gelehrte und Unbewegliche (und auch der Geistliche) sei der Glückliche. — Der hin- und hergerissene Nervöse glaubt, der Mensch der grossen einen Leidenschaft sei der Glückliche. — Der Mensch, welcher kleine Auszeichnungen kennen gelernt hat, meint, der Geehrteste sei der Glückliche. — Es ist das selten und in geringem Grade Besessene, was die Phantasie der Menschen zum Bilde des Glücklichen aufreizt, — nicht das, was ihnen fehlt — das Fehlen erzeugt Gleichgültigkeit gegen den Gegensatz des Fehlenden.

326.

Ach, ich bin hinter die Maskerade der grossen Männer, der grossen Erfolge, der grossen Verluste gekommen. Es ist alles perspectivisch zu betrachten — wenn man sich nicht unter die Kleinen einordnet, so hat man nichts davon als Lärm und Anlass zu Lachen und Herzbrechen.

327.

Jener Kaiser hielt sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und ruhig zu bleiben. Auf mich wirkt die Vergänglichkeit ganz anders — mir scheint alles viel mehr werth zu sein, als dass es so flüchtig sein dürfte — mir ist, als ob die kostbarsten Weine und Salben in's Meer gegossen würden.

328.

Ehemals bewies man die Lehre von der Unfreiheit des Willens, indem man unbedenklich auf die Wahrsager hinwies, welche auch noch bei den sceptischen Philosophen einen guten Glauben fanden: die Kunst der Wahrsagerei aber setzt eine Welt voraus, welche nichts als Fatum ist, und folglich fand diese Welt ebenfalls einen guten Glauben. Als aber die Wahrsager in Misscredit kamen, kam mit ihnen auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens in Misscredit: gemäss einer falschen Art zu schliessen, welche üblicher ist als die rechte Art.

329.

Das war ein stolzer Mensch: „Lieber sterben als einen Wohlthäter haben“ — sprach's und sprang in's

Wasser. Eine halbe Stunde später hatte er einen Wohlthäter und lebte: ein armer Arbeiter war ihm nachgesprungen und hinderte ihn zu sterben.

330.

A: „Die Art, wie er mich öffentlich missversteht, beweist mir, dass er mich nur gar zu gut verstanden hat!“ — B: „Nimm es von der besten Seite! Du bist bei ihm gewaltig in der Achtung gestiegen; er hält es bereits für nöthig, dich zu verleumden.“

331.

Der Irrthum beim Gelobtwerden besteht darin, dass der, welcher gelobt wird, dem Worte des Lobenden seinen Begriff dieses Wortes unterlegt und nicht den des Lobenden, — den er ja zumeist gar nicht kennen kann. Gewöhnlich aber ist der Begriff im Kopfe des Lobenden etwas viel Geringeres, Matteres, Ärmeres als im Kopfe des Gelobten: so dass der Letztere sich oft genug sehr verdriessen müsste, zu wissen, was eigentlich an ihm und seinem Werke gelobt worden ist.

332.

Trost für die, welche zu Grunde gehen! Ihre Leidenschaften als ein unglückliches Lotterieloos betrachten. Sehen, dass die meisten Würfe misslingen müssen, dass das Zugrundegehen so nützlich ist als das Werden. Keine Reue, Selbstmord abkürzend.

333.

Die Unbefriedigten müssen etwas haben, an das sie ihr Herz hängen: zum Beispiel Gott. Jetzt, wo dieser

fehlt, bekommt der Socialismus viele solche, die ehemals sich an Gott geklammert hätten, — oder *patria* (wie Mazzini). Ein Anlass zu grossartiger Aufopferung, und einer öffentlichen (weil sie disciplinirt und fest hält, auch Muth macht!) soll immer da sein! Hier ist zu erfinden!

334.

Solche, welche das Alter, gleich einem edlen Weine, immer geistiger und süsser macht — Menschen wie Goethe und Epicur — denken auch an ihre erotischen Erlebnisse zurück.

335.

Man übt sich, lange bevor man weiss, was man später einmal zu sagen hat, die Gebärde, die Haltung, den Stimmklang, den Stil ein, welcher dazu am besten sich eignet: die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als ästhetisch ist. Seltsam!

336.

Wenn unser Glück uns nicht verleumden soll, müssen wir sichtbare Gebrechen an uns tragen.

337.

Verschiedene Triebe werden so befriedigt, dass wir uns als unterlegen fühlen. Unser ganzer Stolz und Muth wird matt im Bewusstsein der kleinsten Niederlagen an jedem Tage.

338.

So lange wir jung sind und unser selber noch nicht gewiss, ist die Gefahr nicht gering, dass uns die Wissenschaft durch die Wissenschaftlichen verleidet werde, oder die Kunst durch die Künstler, oder gar das Leben durch uns selber.

339.

Nachkommen haben — das erst macht den Menschen stätig, zusammenhängend und fähig, Verzicht zu leisten: es ist die beste Erziehung. Die Eltern sind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im geistigsten. Unsere Werke und Schüler erst geben dem Schiffe unseres Lebens den Compass und die grosse Richtung.

VII.

Religion.

1. Der Gottesglaube.

340.

Die Wissenschaft von 1650—1800 wollte die Weisheit und Güte Gottes erweisen: das Umgekehrte war das Ergebniss. Jetzt ist man versucht, einem Reste von Gott, einem mangelhaften Intellect listige und böse Umwege zum Guten u. s. w. zuzugestehen. Aber 1. es zeigen sich ganz verschiedene Grade von Unvernunft, 2. und ebenso von Güte: es würde ein Wesen ohne Charakter sein. Wozu ein solches Wesen annehmen? — Weder gut noch böse ist die Welt! Und der Mensch also! —

341.

Wenn wir nicht aus dem Tode Gottes eine grossartige Entsagung und einen fortwährenden Sieg über uns machen, so haben wir den Verlust zu tragen.

342.

Welches sind die tiefen Umwandlungen, welche aus den Lehren kommen müssen, dass kein Gott für uns sorgt und dass es kein ewiges Sittengesetz giebt (atheistisch-unmoralische Menschheit)? dass wir Thiere

sind? dass unser Leben vorbeigeht? dass wir unverantwortlich sind? Der Weise und das Thier werden sich nähern und einen neuen Typus ergeben!

343.

In dem Grade, als die Welt zähl- und messbar sich zeigt, also zuverlässig — erhält sie Würde bei uns. Ehedem hatte die unberechenbare Welt (der Geister — des Geistes) Würde, sie erregte mehr Furcht. Wir aber sehen die ewige Macht ganz wo anders. Unsere Empfindung über die Welt dreht sich um: Pessimismus des Intellects.

344.

Gott war bisher verantwortlich für jedes Lebendige, das entstand, — man konnte nicht errathen, was er mit ihm vorhatte; und gerade dann, wenn dem Lebendigen das Zeichen des Leidens und der Gebrechlichkeit eingeprägt war, vermuthete man, dass es schneller als andere Wesen von der Lust am „Leben“ und an der „Welt“ geheilt werden solle und dergestalt mit einem Merkmal der Gnade und der Hoffnung gezeichnet sei. Sobald man aber nicht mehr an Gott und an die Bestimmung des Menschen für ein Jenseits glaubt, wird der Mensch verantwortlich für alles Lebendige, das leidend entsteht und das zur Unlust am Leben vorherbestimmt ist. „Du sollst nicht tödten“ — gehört in eine Ordnung der Dinge, wo ein Gott über Leben und Tod bestimmt.

345.

Die würdigste Vorstellung von den Göttern hatten die Epicureer. Wie könnte das Unbedingte irgend etwas

mit dem Bedingten zu schaffen haben? Wie könnte es dessen Ursache oder dessen Gesetz oder dessen Gerechtigkeit oder dessen Liebe und Vorsehung sein? „Wenn es Götter giebt, so kümmern sie sich nicht um uns“ — dies ist der einzige wahre Satz aller Religions-Philosophie.

346.

„Deus nudus est“ sagt Seneca. Ich fürchte, er steckt ganz in Kleidern! Und noch mehr: Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Götter.

347.

Ein Wort für die, welche an Gott glauben: sie mögen erwägen, ob ein Gott die Vernichtung von irgend etwas wollen kann oder überhaupt kann, — ob dies nicht eben das göttliche Unvermögen ist.

348.

Die Menschen haben Gott geschaffen, es ist kein Zweifel: sollten wir deshalb nicht an ihn glauben? Er hat den Glauben so nöthig zum Leben: seien wir doch barmherzig!

349.

Ehemals dachte ich, unser Dasein sei der künstlerische Traum eines Gottes, alle unsere Gedanken und Empfindungen im Grunde seine Erfindungen im Ausdichten seines Dramas — auch dass wir meinten, „ich dächte“, „ich handelte“, sei sein Gedanke. Die Gesetzmässigkeit der Natur wäre als Gesetzmässigkeit seiner Vorstellungen begreiflich — oder auch, es genügte,

dass er uns als solche dächte, welche die Natur so empfinden, wie wir sie empfinden. — Kein glücklicher, sondern eben ein Künstler-Gott!

350.

Wir selber müssen, wie Gott, gegen alle Dinge gerecht, gnädig, sonnenhaft sein und sie immer neu schaffen, wie wir sie geschaffen haben.

351.

Diese ganze Welt, die uns wirklich etwas angeht, in der unsere Bedürfnisse, Begierden, Freuden, Hoffnungen, Farben, Linien, Phantasien, Gebete und Flüche wurzeln — diese ganze Welt haben wir Menschen geschaffen — und haben es vergessen, so dass wir nachträglich noch einen eigenen Schöpfer für alles das erdachten, oder uns mit dem Problem des Woher? zerquälten. Wie die Sprache das Urgedicht eines Volkes ist, so ist die ganze anschauliche empfundene Welt die Urdichtung der Menschheit, und schon die Thiere haben hier angefangen zu dichten. Das erben wir alles auf einmal, wie als ob es die Realität selber sei.

352.

Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückzufordern als Eigenthum und Erzeugniss des Menschen und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid. Oh über seine königliche Freigebigkeit, womit er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und elend zu fühlen! Das ist

seine grösste „Selbstlosigkeit“, wie er bewundert und anbetet, und nicht weiss und wissen will, dass er schuf, was er bewundert. — Es sind die Dichtungen und Gemälde der Urmenschheit, diese „wirklichen“ Naturscenen; — damals wusste man noch nicht anders zu dichten und zu malen, als indem man in die Dinge etwas hineinsah. Und diese Erbschaft haben wir gemacht. — Es ist diese erhabene Linie, dies Gefühl von trauernder Grösse, dies Gefühl des bewegten Meeres alles erdichtet von unseren Vorfahren. Dieses Fest- und Bestimmtsehen überhaupt!

353.

„Aber wohin fliessen denn zuletzt alle Flüsse des Grossen und Grössten am Menschen? Giebt es für sie allein keinen Ocean?“ — Sei dieser Ocean: so giebt es einen.

2. Bemerkungen über das Christenthum.

354.

Wie gemein hat sich das Christenthum gegen das Alterthum benommen, indem es dasselbe ganz durchteufelte. Gipfel aller verleumderischen Bosheit!

355.

Man ass das Fleisch nicht, weil man nicht die Seelen von Menschen verspeisen wollte, es war also nur ein Abscheu vor der Menschenfresserei, bei Pythagoras wie den Indern. Nicht Mitleiden mit den Thieren! Schmerz machen durch Tödtung ist gar nicht nöthig: und in Hinsicht auf den wahrscheinlichen natürlichen Tod hat der

Mensch, der die Thiere tödtet, im Allgemeinen das Loos der Thierwelt gemildert, zumal sie keine Voraussehung des Todes haben. — Wer nicht „von Lebendem“ leben will, möge sich der Pflanzen auch enthalten! — Das Mitleiden der christlichen Heiligen war das Mitleiden mit Wesen, in denen der Teufel wohnt — nicht mit dem „Lebendigen“.

356.

Diese Toleranzprediger! Ein paar Dogmen („fundamentale Wahrheiten“) nehmen sie doch immer aus! Sie unterscheiden sich nur in der Meinung darüber von den Verfolgern, was für das Heil nothwendig sei.

357.

Sich an die Vernunft halten wäre schön, wenn es eine Vernunft gäbe! Aber der Tolerante muss sich von seiner Vernunft, ihrer Schwäche abhängig machen! Dazu: es ist zuletzt nicht einmal diese, welche den Beweisen und Widerlegungen ihr Ohr schenkt und entscheidet. Es sind Neigungen und Abneigungen des Geschmacks. Die Verfolger sind gewiss nicht weniger logisch gewesen als die Freidenker.

358.

Die Thatsache an der Hexerei ist, dass ungeheure Massen Menschen damals die Lust empfanden, anderen zu schaden und sich schädigend zu denken, ebenfalls in Gedanken sinnlich auszuschweifen und sich mächtig im Bösen und Gemeinsten zu fühlen. Woher das? — ist die Frage.

359.

Die Hexen wollten den Schaden sehen, die christlichen Verfolger und Inquisitoren auch, auch Gott vor der Hölle. Dies der Einfluss der Barbaren (Deutschen) auf Europa — ein Rückschritt. Die Sclaven haben die Demuth und die Barbaren die Grausamkeit in's Christenthum gebracht.

360.

Die Jesuiten vertraten gegen Pascal die Aufklärung und die Humanität.

361.

Wallfahrten als die Badereisen der Armen — und die Kirchen ihr Palast und ihre Vornehmheit.

VIII.

Kunst.

1. Kunst, Schriftstellerei, Dichtung.

362.

Zwei Ursprünge der Kunst:

1) auf eine unschädliche Weise getäuscht werden (Taschenspieler, Schauspieler, Erzähler u. s. w., auch Architectur — als ob der Stein redete (von dem Haus- oder Tempeleinwohner) —);

2) auf eine unschädliche Weise überwältigt werden Rausch, Musik, Lyrik u. s. w.

Zuerst Besorgniss, Verwunderung, dass nichts Böses erfolgt, keine Gefahr da ist, — bei beiden. So werden die Zustände, die am meisten gefürchtet werden und den höchsten Reiz ausüben, erstrebenswerth: Täuschung und Überwältigung. So von Seiten der Geniessenden aus betrachtet.

363.

Ästhetische Urtheile sind Überreste unserer Urtheile über glücklich und unglücklich, zum Beispiel in einer Landschaft der Reichthum an Farben, an Geniessbarem, an Ruhe, an festen Linien, — es sind alles die Abzeichen und Symbole eines Menschen, der uns einst

als der Glückliche galt. So andere Male die leidenschaftliche Gegend, — wir hielten auch die Leidenschaft für den Zustand des Glückes. Die fromme Gegend, die heilige Gegend, die verehrte Gegend, die alterthümliche, die kindliche, die weibliche, die stolze, die schlafende.

364.

Es ist in der Wollust etwas Berauschendes, dies haben die alten Religionen benutzt. Und noch jetzt suchen Dichter und Musiker durch Erregung erotischer Nachempfindungen diesen Theil berauschender Kraft sich zu Nutze zu machen. — Die Künstler wirken mit allen möglichen Wirkungsmitteln, sehr unbefangen.

365.

Nach dem periodischen Stile greifen alle, wie nach einem Gewande, welche sich nicht nackt zeigen wollen, — sei es nun, dass sie ungestaltet sind, sei es, dass sie sich allzu schamhaft gewöhnt haben. Ihre Gedanken sind scheu und linkisch ohne Hülle, — das Wenige von Anmuth, dessen sie fähig sind, zeigt sich erst, wenn die Falten der Periode ihnen Muth und Glauben an die eigene Würde geben. Dies wollen wir an ihnen ertragen und selbst gutheissen: nur bitten wir diese Mantelträger und Faltenreichen, aus sich kein Gesetz der Moral und Schönheit zu machen: der periodische Stil ist und bleibt ein Nothbehelf —

366.

Frauen, die allzu lebhaft sind und den Eindruck davon dämpfen möchten, wählen blaue Farben: und ebenso

giebt es in Büchern blaue Farbentöne, mit denen ihr Urheber seine springende Reizbarkeit zu balanciren sucht.

367.

Werde fort und fort der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selber! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst nur für dich! So erhältst du das Gedächtniss an deine guten Augenblicke und findest ihren Zusammenhang, die goldene Kette deines Selbst! So bereitest du dich auf die Zeit vor, wo du sprechen musst! Vielleicht, dass du dich dann des Sprechens schämst, wie du dich mitunter des Schreibens geschämt hast, dass es noch nöthig ist, sich zu interpretiren, dass Handlungen und Nicht-Handlungen nicht genügen, dich mitzutheilen. Ja, du willst dich mittheilen! Es kommt einst die Gesittung, wo Viel-Lesen zum schlechten Tone gehört: dann wirst du auch dich nicht mehr schämen müssen, gelesen zu werden: während jetzt jeder, der dich als Schriftsteller anspricht, dich beleidigt; und wer dich deiner Schriften halber lobt, giebt dir ein Zeichen, dass sein Tact nicht fein ist, er macht eine Kluft zwischen sich und dir, — er ahnt gar nicht, wie sehr er sich erniedrigt, wenn er dich so zu erheben glaubt. Ich kenne den Zustand der gegenwärtigen Menschen, wenn sie lesen: pfui! Für diesen Zustand sorgen und schaffen zu wollen!!

368.

Wer die Tragödie moralisch geniesst, der hat noch einige Stufen zu steigen.

369.

Hinter jeder Tragödie steckt etwas Witziges und Widersinniges, eine Lust am Paradoxon, zum Beispiel das Schlusswort der letzten tragischen Oper: „ja ich habe sie getödtet, meine Carmen, meine angebetete Carmen!“ Diese Art von Pfeffer fehlt dem Epos ganz, — es ist unschuldiger und wendet sich an kindlichere und plumpere Geister, denen alles Sauere, Bittere und Scharfe noch widersteht. Die Tragödie ist ein Vorzeichen, dass ein Volk witzig werden will, — dass der *esprit* seinen Einzug halten möchte.

370.

Warum überkommt mich fast in regelmässigen Zeiträumen ein solches Verlangen nach Gil Blas und wiederum nach den Novellen Mérimée's? Hat mich nicht Carmen mehr bezaubert als irgend eine Oper, in der mir diese geliebte Welt (die ich im Grunde nur auf halbe Jahre verlasse) wiederklingt?

371.

Sophocles giebt oder schafft jeder Person Recht.

372.

Es ist durchaus nicht das Wünschenswertheste, alles verdauen zu können, was die Vergangenheit hervorbrachte: so wünschte ich, Dante gienge uns gründlich wider Geschmack und Magen.

373.

Hamlet für eine Spitze des menschlichen Geistes anzusehen, das heisse ich bescheiden über Geist und

Spitzen urtheilen. Vor allem ist es ein missrathenes Werk: sein Urheber würde es mir wohl lachend eingestehen, wenn ich's ihm in's Gesicht sagte.

374.

Von den deutschen Dichtern hat Clemens Brentano am meisten Musik im Leibe.

375.

Emerson. — Ich habe mich nie in einem Buche so zu Hause und in meinem Hause gefühlt als — ich darf es nicht loben, es steht mir zu nahe.

376.

Der gedankenreichste Autor dieses Jahrhunderts ist bisher ein Amerikaner gewesen (leider durch deutsche Philosophie verdunkelt — Milchglas).

2. Musik.

a) Allgemeines.

377.

Beim Clavierspiel ist die Hauptsache, dass man den Gesang singen lässt und die Begleitung begleiten lässt. Ich vertrage eine Musik, worin nicht in dieser Weise zwischen Musik und Begleitung geschieden ist, jetzt nur noch als ein kurzes Zwischenspiel, als einen idealen Lärm, der uns begierig nach dem Wiederbeginn des Gesanges macht.

378.

Die Menschenstimme ist die Apologie der Musik.

379.

Die beste Musik ist wenig, wenn nicht ein Sänger, eine Sängerin uns durch Stimme und Kunst in sanfte Trunkenheit versetzt, — und in diesem Falle wird geringe Musik unsäglich gehoben!

380.

Die Fiorituren und Cadenzen in der Musik sind wie süsses Eis im Sommer.

381.

In Deutschland, wo die besten Stimmen durch die hässliche Sprache ruinirt werden, so dass zuletzt schöne Blasinstrumente übrig bleiben und nicht mehr —

382.

Wer erfindet uns das tragische Ballet mit Musik? Besonders nöthig bei Völkern, die nicht singen können und die sich durch die dramatische Musik die Kehlen gebrochen haben.

383.

Das ist etwas Neues an der jetzigen Musik, wie ich sie eben hörte! Sie repräsentirt Gefühle, sie erregt sie nicht mehr, — man ist zufrieden, mit ihrer Hülfe zu verstehen! Wie bescheiden!

384.

Die Musik ist mein und unser Vorläufer — so persönlich sprechen und so gut und edel! Unsäglich vieles hat noch kein Wort gefunden und keinen Gedanken — das beweist unsere Musik — nicht, dass kein Gedanke und kein Wort da zu finden wäre.

385.

Es ist unsere Aufgabe, die Reinheit der Musik festzuhalten und zu verhüten, dass sie, nachdem sie in der Form des Barockstils und nach langer Einverleibung jetzt ungeheurer plötzlicher Wirkungen fähig gemacht ist, jetzt zu mystischen, halbreligiösen Zwecken missbraucht wird. Jeder kommende Hexenmeister und Cagliostro wird versuchen, mit Musik und Spiritismus zu wirken, und es sind Wiedererweckungen religiöser und sittlicher Instincte auf diesem Wege möglich: — vielleicht dass man dem christlichen Abendmahle wieder eine innere Gluth durch Musik zu geben versuchen wird. — Dass sie keine Worte nöthig hat, ist ihr grösster Vorsprung vor der Dichtkunst, welche an die Begriffe appellirt und folglich an die Philosophie und Wissenschaft stösst: — aber man merkt es nicht, wenn uns die Musik von der Philosophie und Wissenschaft weg führt, verführt!

386.

Musik — eine verkappte Befriedigung der *religiosi*. Vom Worte absehen! Das ist ihr Vortheil! Ja, auch von Bildern! Damit sich der Intellect nicht schäme! So ist es gesund und eine Erleichterung für jene Triebe, welche doch befriedigt sein wollen!

b) Richard Wagner.

387.

Richard Wagner wollte eine grosse Cultur, um einen Platz für seine Kunst zu haben — aber es fehlte ihm der neue Gedanke. So machte er Anleihen überall: zuletzt christliche Empfindungen, wenn auch noch nicht christliche Gedanken.

388.

Die grosse Form eines Kunstwerkes wird an's Licht treten, wenn der Künstler die grosse Form in seinem Wesen hat! An sich die grosse Form fordern ist albern und verdirbt die Kunst, es heisst den Künstler zur Heuchelei verführen oder das Grosse und Seltene zur Conventionsmünze umstempeln wollen. Ein ehrlicher Künstler, der diese gestaltende Kraft in seinem Charakter nicht hat, ist ehrlich, sie auch nicht in seinen Werken haben zu wollen: — wenn er sie überhaupt leugnet und verunglimpft, so ist dies begreiflich und mindestens zu entschuldigen: er kann da nicht über sich. So Wagner. Aber die „unendliche Melodie“ ist ein hölzernes Eisen — „die nicht Gestalt gewordene, fertig gewordene Gestalt“ — das ist ein Ausdruck für das Unvermögen der Form und eine Art Princip aus dem Unvermögen gemacht. Dramatische Musik, und überhaupt Attitüden-Musik, verträgt sich freilich am besten mit der formlosen, fliessenden Musik — ist deshalb aber niederer Gattung.

389.

Verdi ist arm an den Erfindungen schöner Sinnlichlichkeit und lässt gar noch merken, dass er äusserst spar-

sam mit ihnen umzugehen hat. Aber er hält sein Publicum mit seinen paar Einfällen fest — sie sind alle ärmer geworden, wie er, und wollen trotzdem nichts anderes, ganz wie er, — so ist er ihr Mann und Meister. Auch Wagner hat eine arme Sinnlichkeit und eine in Bezug auf Melodie an's Verrückte streifende Widerspenstigkeit in der Armuth — aber wie hat er daraus sich eine Brücke zum Ideal zu bauen gewusst!

390.

Im Lohengrin giebt es viele blaue Musik. Wagner kennt die opiatischen und narkotischen Wirkungen und braucht sie gegen die ihm gut bewusste nervöse Zerfahrenheit seiner musikalischen Erfindungskraft.

391.

Wagner's Musik gleicht der Wolke, — und man muss von der Art der Rosenkranz und Güldenstern sein, um, gleich einigen Ästhetikern, in dieser Wolke ein Kameel zu sehen und nicht mehr.

392.

Es könnte noch immer eine Musik kommen, gegen welche die ganze Wagnerische Kunst unter den Begriff und die Rechtfertigung des *recitativo secco* fiele: und der, welcher der sublimen Frage nach der Moralität der Musik nachhängt, wird auch jene Möglichkeit in Betrachtung zu ziehen haben.

393.

Wir alten eingefleischten Wagnerianer sind doch die dankbarsten Bellini- und Rossini-Hörer.

394.

Was Richard Wagner werth ist, das wird uns erst der sagen, der den besten Gebrauch von ihm macht. Einstweilen haben wir Wagner geglaubt, was er gern geglaubt haben möchte.

IX.

Weib, Liebe, Ehe.

395.

Um die Schönheit dieser Frau ganz zu sehen, muss man sie mit schwachen Augen ansehen: um aber ihren Geist ganz zu sehen, wird man das schärfste Augenglas anwenden müssen — denn sie verbirgt ihn aus Eitelkeit in ihrem Gesichte, so weit er nur zu verbergen ist: denn Geist macht Frauen alt.

396.

Die Lebensweise der Frauen, welche im Wesentlichen ernährt werden und nicht arbeiten, könnte sofort in eine philosophische Existenz umgewandelt werden! Aber man sehe sie vor einem Schauladen voller Putz und Wäsche!

397.

Die Menschheit wäre ausgestorben, wenn der Geschlechtstrieb nicht einen so blinden, unvorsichtigen, eilfertigen, gedankenlosen Charakter hätte. An sich ist ja seine Befriedigung durchaus nicht mit der Fortpflanzung der Gattung verbunden. Wie unsäglich selten ist der *coitus* die Absicht der Fortpflanzung! — Und ebenso

steht es mit der Lust am Kampf und der Rivalität: nur ein paar Grade Erkältung der Triebe mehr — und das Leben steht still! Es ist an eine hohe Temperatur und an eine Siedehitze der Unvernunft gebunden.

398.

Die Ehe. — Unsere meisten Ehefrauen sind zu hoch gestellt. Geschlechtsbefriedigung soll nie das Ziel der Ehe sein. — Eine Arbeiterbevölkerung braucht gute Hurenhäuser. — Zeitehen.

399.

Man überträgt fälschlich Empfindungen, die bei jetzigen Zuständen, zum Beispiel Ehe, erklärlich sind, auf Urzeiten, wo die Ehe anders war und gar nicht Liebe der Gatten unter sich hervorbringen konnte!

400.

Die Verworrenheit der Mittel, die Ehe aufrecht zu erhalten: das Weib glaubt, prädestinirt nur für diese zu sein. In Wahrheit ist alles gemeiner Zufall, und hundert andere Männer thäten ihr ebenso gut. Sie will gehorchen: sie arbeitet für den Mann und denkt und sagt: „was habe ich alles für dich gethan!“ — aber es war nicht für „dich“, sondern für irgend einen, der ihren Trieben in den Wurf kam. — Der Beruf und die tägliche Arbeit trennt die Gatten und hält so die Erträglichkeit aufrecht. — Weil die Männer und Frauen früher nicht erfahren haben, was eigentlich Freundschaft ist, so sind sie auch nicht enttäuscht über den Verkehr: weder die Liebe.

noch die Freundschaft ist ihnen bekannt. Die Ehe ist auf verkümmerte Halbmenschen eingerichtet.

401.

Die lange Liebe ist deshalb möglich — auch wenn sie glücklich ist — weil ein Mensch nicht leicht zu Ende zu besitzen, zu Ende zu erobern ist, — es thun sich immer neue, noch unentdeckte Gründe und Hinterräume der Seele auf, und auch nach diesen streckt sich die unendliche Habsucht der Liebe aus. — Aber die Liebe endet, sobald wir das Wesen als begrenzt empfinden. — Der Conflict der langen und der kurzen Leidenschaft entsteht, wenn der Eine den Anderen zu Ende zu besitzen glaubt, und der Andere noch nicht, — da wendet jener sich ab, entzieht sich und reizt nun durch die Ferne den Anderen noch mehr auf, neue Werthe zu suchen — zuletzt oft mit dem Entschluss, ihn lieber zu tödten, als einen Anderen in den Besitz kommen zu lassen. — Glücklicherweise haben die Dinge keine Seele, sonst sähen wir fortwährend diesen Conflict: und die Natur, wenn sie den unendlichen Menschen wirklich geliebt hätte, würde ihn längst aus Liebe aufgezehrt haben, — sei es auch nur, um ihn nicht zum Beispiel einem Gotte zur Beute zu lassen.

402.

Während in sehr vielen Fällen das erste Kind einer Ehe einen genügenden Grund abgiebt, keine weiteren Kinder in die Welt zu setzen: wird doch die Ehe dadurch nicht gelöst, sondern trotz des voraussichtlichen Nachtheils neuer Kinder (zum Schaden aller Späteren!)

festgehalten! Wie kurzsichtig! Aber der Staat will und wollte keine bessere Qualität, sondern Masse! Deshalb liegt ihm an der Züchtung der Menschen nichts! — Einzelne ausgezeichnete Männer sollten bei mehreren Frauen Gelegenheit haben, sich fortzupflanzen; und einzelne Frauen, mit besonders günstigen Bedingungen, sollten auch nicht an den Zufall eines Mannes gebunden sein. Die Ehe wichtiger zu nehmen!

403.

Die Erlaubniss, Kinder zu zeugen, sollte als eine Auszeichnung verliehen werden und auf jedem Wege dem so üblichen geschlechtlichen Verkehre der Charakter eines Mittels der Fortpflanzung genommen werden: sonst werden immer mehr die niedrig gesinnten Menschen die Oberhand bekommen, denn die höheren Geister sind nicht zu eifrig in erotischen Dingen. Wohl sind dies die Tapferen und Kriegerischen, — und ihnen verdankt man im Ganzen die bessere Art von Menschen, die noch bestehen. Kommt aber der Handelsgeist zur Übermacht über den kriegerischen, so —

404.

Gegen Verbrecher sei man wie gegen Kranke: auch darin, dass man es verabscheut, sie sich fortpflanzen zu machen. Dies ist die erste allgemeine Verbesserung der Sitten, welche ich wünsche: der Kranke und der Verbrecher sollen nicht als fortpflanzbar anerkannt werden.

X.

Cultur.

1. Allgemeines; Historisches.

405.

Meint ihr, ein Grieche, dem man unsere Cultur schildert, werde dieselbe bewundern oder ersehnenswerth finden? Oder selbst ein Wilder? Jeder Zustand hat sein Ideal aus sich: ein ganz anderer ist immer eine Art Widerspruch zu diesem Ideal und deshalb peinlich und verächtlich.

Wonach soll der Begriff „Fortschritt der Cultur“ gemessen werden! Jeder meint, er sei auf der Höhe und sein Ideal sei das Ideal der Menschheit. Die Geschichte dieser Geschmacke an Idealen! — Auch fehlt an jedem Ideal das, was einem anderen Ideal seinen Werth, seine Schmackhaftigkeit für seine Verehrer giebt.

Nun, giebt es denn einen Fortschritt der Küche? Ja, innerhalb einzelner Kreise, Völker, Städte, Familien: das Ideal entwickelt sich. — Das freie Individuum hat seinen Privatgeschmack, es muss sehr stark sein, sonst wird es ein Gelüstchen sein und nicht mehr, im Verhältniss zu Familien- und Volksgeschmack.

406.

Ihr sagt: „jene Irrthümer waren für jene Stufe nothwendig, als Heilmittel, — die Cur des Menschengeschlechts hat einen nothwendig-vernünftigen Verlauf!“ In diesem Sinne leugne ich die Vernünftigkeit. Es ist zufällig, dass dieser und jener Glaubensartikel siegte, nicht nothwendig — dieselbe Heilwirkung wäre vielleicht auch von einem anderen ausgegangen. Aber vor allem! Die Folge der Heilwirkungen ist sehr beliebig, sehr unvernünftig gewesen! Zudem brachten fast alle eine tiefe andere Erkrankung mit sich! Diese ganze Cur der Menschheit ist aber von ihr vertragen worden — das ist das Merkwürdigste! Es war gewiss nicht die vernünftigste, noch die einzig-mögliche! Aber möglich war sie!

407.

Wir sind nicht die Reste und Überbleibsel der Menschheit (wie wir dies gewiss von der organisch werdenden Welt sind). Vieles Neue kann von uns noch ausgehen, was den Charakter der Menschheit verändert.

408.

Die Verwandlung des Menschen braucht erst Jahrtausende für die Bildung des Typus, dann Generationen: endlich läuft ein Mensch während seines Lebens durch mehrere Individuen.

Warum sollen wir nicht am Menschen zu Stande bringen, was die Chinesen am Baume zu machen verstehen — dass er auf der einen Seite Rosen, auf der anderen Birnen trägt?

Jene Naturprocesse der Züchtung des Menschen zum Beispiel, welche bis jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnten von den Menschen in die Hand genommen werden: und die alte Tölpelhaftigkeit der Rassen, Rassenkämpfe, Nationalfieber und Personeneifersuchten könnte, mindestens in Experimenten, auf kleine Zeiten zusammengedrängt werden. — Es könnten ganze Theile der Erde sich dem bewussten Experimentiren weihen!

409.

Das Zeitalter der Experimente! Die Behauptungen Darwin's sind zu prüfen — durch Versuche! Ebenso die Entstehung höherer Organismen aus den niedersten. Es müssen Versuche auf Tausende von Jahren hin eingeleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!

410.

Die Sinne der Menschen im Fortschritt der Civilisation sind schwächer geworden, Augen und Ohren: weil die Furcht geringer wurde und der Verstand feiner. Vielleicht wird mit der Vermehrung der Sicherheit die Feinheit des Verstandes nicht mehr nöthig sein: und abnehmen: wie in China! In Europa hat der Kampf gegen das Christenthum, die Anarchie der Meinungen und die Concurrenz der Fürsten, Völker und Kaufleute bis jetzt den Verstand verfeinert.

411.

Tiefster Irrthum in der Beurtheilung der Menschen: wir schätzen sie ab nach ihren Wirkungen,

mit dem Maasse *effectus aequat causam.* Aber der Mensch übt nur Reize auf andere Menschen aus, es kommt darauf an, was im anderen Menschen vorhanden ist, dass das Pulver explodirt oder dass der Reiz fast nichts ausmacht. Wer würde ein Streichholz darnach abschätzen, dass es in seiner Nachwirkung eine Stadt zerstörte! So machen wir es aber! Die Wirkungen beweisen, welche Elemente in den anderen Menschen der Zeit da waren: dass er einen Reiz ausübte: und mit welchen Mitteln und mit was für eigentlichen Absichten, muss man noch fragen! — Es ist Teleologie, zu glauben, dass der Grosse eben den vorhandenen zur Explosion bereiten Elementen zur Zeit kommen muss. Wichtig ist jedenfalls, dass die anreizende Kraft eines Menschen nach seinem Tode übrig bleiben kann, durch seine Werke oder durch die Fabel, die von seinem Leben sich bildet; darauf sollen die denken, welche auf die Zeit keinen „Reiz" üben.

Zuletzt: wir irren ebenso über die Dinge, weil wir sie nach den Wirkungen in uns beurtheilen: wie verschieden scheint uns Blau und Roth, und es handelt sich um etwas mehr oder weniger Länge des Nerven! Oder dieselben chemischen Bestandtheile, so und so der Lage nach gestellt, ergeben Verschiedenes, und wie empfinden wir diese Verschiedenheit! Wir messen alles nach der Explosion, die ein Reiz in uns hervorruft, als gross, klein u. s. w.

412.

„Wirkung". Der Reiz, den einer ausübt, die Anregung, die er giebt, bei der andere ihre Kräfte auslösen, (zum Beispiel der Religionsstifter), ist gewöhnlich mit der

Wirkung verwechselt worden: man schliesst aus grossen Kraft-Auslösungen auf grosse „Ursachen“. Falsch! Es können unbedeutende Reize und Menschen sein: aber die Kraft war angesammelt und lag zur Explosion bereit! — Blick auf die Weltgeschichte!

413.

Die grössten Einwirkungen übersehen wir nicht: wir können immer noch die Rasse zu Grunde richten, — denn wir messen die Wirkungen nach Individuen, höchstens nach Jahrhunderten. Ob zum Beispiel der Kaffee oder der Alkohol nicht Gifte sind, die in der regelmässigen Weise eingenommen, wie es geschieht, in 2000 Jahren die Menschheit vernichtet haben?

414.

Durch Alkohol bringt man sich auf Stufen der Cultur zurück, die man überwunden hat. Alle Speisen haben irgend eine Offenbarung über die Vergangenheit, aus der wir wurden.

415.

Habt ihr kein Mitleiden mit der Vergangenheit? Seht ihr nicht, wie sie preisgegeben ist und von der Gnade, dem Geiste, der Billigkeit jedes Geschlechts wie ein armes Weibchen abhängt? Könnte nicht jeden Augenblick irgend ein grosser Unhold kommen, der uns zwänge, sie ganz zu verkennen, der unsere Ohren taub gegen sie machte, oder uns gar eine Peitsche in die Hand gäbe,

sie zu misshandeln? Hat sie nicht dasselbe Loos wie die Musik, die beste Musik, die wir haben? Ein neuer böser Orpheus, den jede Stunde gebären könnte, wäre vielleicht im Stande, uns durch seine Töne zu überreden, wir hätten noch gar keine Musik gehabt, und das Beste sei, allem, was bisher so hiess, aus dem Wege zu laufen.

416.

Das Meer nimmt ab, der Mensch, das feste Land, nimmt immer zu, — aber weil er nur sieht, dass sich alles verändert, so glaubt und fühlt er umgekehrt und meint, seine Unfestigkeit sei im Wachsen, und er werde schliesslich dem Meere nicht mehr Widerstand leisten können. — Die Langsamkeit der Vorgänge in der Geschichte des Menschen ist nicht dem menschlichen Zeitgefühl angemessen, — und die Feinheit und Kleinheit alles Wachsens spottet der menschlichen Sehkraft. Deshalb wird sie immer nur ein Glaubensartikel sein: diese wirkliche Menschengeschichte! Und deshalb hat sie so schweren Kampf gegen alle anderen Glaubensartikel, sie kann sich gleichfalls nicht *ad oculos* demonstriren. — Ja, wider alle unsere „Wahrheiten“ spricht der Augenschein und wird dabei leicht zum Advocaten alles Scheins und selber der Lüge.

417.

Feinere Sinne und einen feineren Geschmack haben, an das Ausgesuchte und Allerbeste wie an die rechte und natürliche Kost gewöhnt sein, eines starken und kühnen Körpers geniessen, der zum Wächter und Erhalter und noch mehr zum Werkzeug eines noch stärkeren,

kühneren, waghalsigeren, gefahrsuchenderen Geistes bestimmt ist: wer möchte nicht, dass dies alles gerade sein Besitz, sein Zustand wäre! Aber er verberge sich nicht: mit diesem Besitz und diesem Zustand ist man das leidensfähigste Geschöpf unter der Sonne, und nur um diesen Preis kauft man die Auszeichnung, auch das glücksfähigste Geschöpf unter der Sonne zu sein! Die Fülle der Arten des Leides fällt wie ein unendlicher Schneewirbel auf einen solchen Menschen, wie ebenfalls an ihm die stärksten Blitze des Schmerzes sich entladen. Allein unter dieser Bedingung, von allen Seiten und bis in's Tiefste hinein dem Schmerze immer offen zu stehen, kann er den feinsten und höchsten Arten des Glücks offen stehen: als das empfindlichste, reizbarste, gesundeste, wechselndste und dauerhafteste Organ der Freude und aller gröberen und feineren Entzückungen des Geistes und der Sinne: wenn nämlich die Götter ihn nur ein wenig in Schutz nehmen und nicht aus ihm (wie leider gewöhnlich!) einen Blitzableiter ihres Neides und Spottes auf die Menschheit machen. — An solchen Menschen war Athen ein paar Jahrhunderte lang sehr reich, zu anderen Zeiten einmal Florenz und noch neuerlicher Paris. Und im Angesichte solcher letzten und höchsten Erzeugnisse der bisherigen Cultur gilt immer noch der gute Glaube der Aufklärer, dass Glück, mehr Glück die Frucht der wachsenden Aufklärung und Cultur sein werde, und niemand setzt hinzu: auch Unglück, mehr Unglück, mehr Leidensfähigkeit, vielartigeres und grösseres Leid als je! — Warum doch brachen die philosophischen Schulen Athens im vierten Jahrhundert gerade inmitten der höchsten bisher erreichten Aufklärung und Cultur so mächtig hervor, und warum suchten sie, jede auf ihre Weise, den damaligen Athenern eine harte, zum Theil

fürchterliche oder mindestens überaus beschwerliche und kümmerliche Lebensweise und als Ziel Schmerzlosigkeit und eine Art von Starrheit aufzureden? Sie hatten die leidensfähigsten Menschen um sich und gehörten zu ihnen, — sie verzichteten allesammt auf das Glück im Schooss dieser höchsten Cultur, weil dieses „Glück“ nicht ohne die Bremse: Schmerz und deren ewige Anstachelung zu haben war! Dass, gut gerechnet, ein der Erkenntniss und dem *nil admirari* geweihtes Leben selbst unter den härtesten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten erträglicher sei als das Leben der Glücklichen, Reichen, Gesunden, Gebildeten, Geniessenden, Bewundernden, Bewunderten einer solchen „höchsten Cultur“, — mit dieser Paradoxie führte sich die Philosophie in Athen ein und fand im Ganzen doch sehr viel Gläubige und Nachsprecher! — und gewiss nicht nur unter den Freunden des Paradoxen! — Man kann die Seltsamkeit dieser Thatsache nicht lange genug ansehen. — —

418.

Die Entstehung vieler freier Individuen bei den Griechen: Ehe nicht der Wollust wegen. Die Knabenliebe als Ableitung von der Weiber-Verehrung und -Verzärtelung, — und somit Verhinderung der Übernervosität und Schwäche der Weiber. Der Wettkampf und die Billigung des Neides. Die einfache Lebensweise. Die Sclaven und die Taxation der Arbeit. Die Religion keine Moralpredigerin, also Sitten frei lassend, im Ganzen. Die Tödtung des Embryo, Beseitigung der Früchte unglücklicher Coitus u. s. w.

419.

Die griechischen Gesetzgeber haben den *agon* so gefördert, um den Wettkampfgedanken vom Staate abzulenken und die politische Ruhe zu gewinnen. (Jetzt denkt man an die Concurrenz des Handels.) Das Nachdenken über den Staat sollte durch agonale Erhitzung abgelenkt werden; ja turnen und dichten sollte man: dies hatte den Nebenerfolg, die Bürger stark, schön und fein zu machen. — Ebenso förderten sie die Knabenliebe, einmal um der Übervölkerung vorzubeugen (welche unruhige, verarmte Kreise erzeugt, auch innerhalb des Adels), sodann als Erziehungsmittel zum *agon*: die Jungen und die Älteren sollten bei einander bleiben, sich nicht trennen und das Interesse der Jungen festhalten, sonst hätte sich der Ehrgeiz der abgesonderten Älteren auf den Staat geworfen, aber mit Knaben konnte man nicht vom Staate sprechen. So benutzte vielleicht Richelieu die Galanterie der Männer, um die ehrgeizigen Triebe abzulenken und andere Gespräche als über den Staat in Curs zu bringen.

420.

Die Beängstigungen einer feigen, furchtsamen und argwöhnischen Seele, die Unfähigkeit, irgend einen boshaften Einfall zurückzuhalten, wenn er Geist hatte, machen die Komödie in Rousseau's Leben aus.

421.

. . . Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slavischen Völkern; und die Begabung der Slaven schien mir höher als die der Deutschen,

ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slavischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es that mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmanns zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluss einer Versammlung umzuwerfen; und der Pole Copernikus schien mir von diesem Rechte gegen den Beschluss und Augenschein aller anderen Menschen eben nur den grössten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben. Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung als gegen dieselbe. An Chopin verehrte ich namentlich, dass er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Hässlichen, Dumpfen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigthuerischen freigemacht habe: Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die südländische Gluth und Schwere der Empfindung hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck. Mit ihm verglichen, war mir selbst Beethoven ein halbbarbarisches Wesen, dessen grosse Seele schlecht erzogen wurde, so dass sie das Erhabene vom Abenteuerlichen, das Schlichte vom Geringen und Abgeschmackten nie recht zu unterscheiden gelernt hat. (Unglücklicherweise, wie ich jetzt hinzufügen will, hat Chopin einer gefährlichen Strömung des französischen Geistes zu nahe gewohnt, und es giebt nicht wenige Musik von ihm, welche bleich, sonnenarm, gedrückt und dabei reich gekleidet und elegant daherkommt — der kräftigere Slave hat die Narkotica einer überfeinerten Cultur nicht von sich abweisen können.)

422.

Aus der Ferne und im Auslande sieht man die Dinge der Heimath nicht gerade schwarz oder weiss, aber gewiss nicht so bunt, als sie wirklich sind: man vereinfacht die Farben. Als Beispiel einer grossen Vereinfachung der Farben gebe ich dies Urtheil: „die Deutschen zerfallen jetzt in Juden und Misojuden: letztere möchten gar zu gern wirkliche Deutsche sein.“

423.

Kühnheit nach innen und Bescheidung nach aussen, nach allem „Aussen“ — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte, — habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie Jacob Burckhardt? Thut die grosse Berühmtheit des Naturforschers Häckel der grösseren Ruhmwürdigkeit Rütimeyer's irgend welchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch wachsen dort Alpen- und Alpenthalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein rathsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirthschaft hinauszublicken.

2. Modernität und Zukunft.

424.

Unsere Gesetze sind Versuche, aus Papier den weisen Mann zu machen, der allen Umständen gewachsen ist, und dessen Gerechtigkeit so gross ist wie seine Unerschrockenheit; — ach, wo ist das ehrfurchterweckende Gesicht des Gesetzgebers hin, welcher mehr bedeuten muss als das Gesetz, nämlich den Wunsch, es aus Liebe und Ehrfurcht heilig zu halten?

425.

Die Menschen des Mittelalters, die unbeugsamen, würden uns verachten, wir sind unter ihrem Geschmack.

426.

Unsere jetzige Erziehung hat den Werth einer Art Wanderzwangs in der Zeit des Mittelalters und der Zünfte. Das Gegengewicht, es sich zu Hause nach heimatlichem Werthmaasse bequem einzurichten, wirkte ehemals. Jetzt wirkt die Absicht auf Sinnen-Wohlstand, und daneben das Bild aller anderen Culturen, welche etwas wollten über oder wider den Sinnen-Wohlstand.

427.

Oh über diesen neuen Ehrgeiz der Gegenwärtigen! Es ist unter seinen Künstlern das Zeitalter der nachgeahmten Originalität und namentlich der nachgeahmten Leidenschaften: sie haben nämlich die alte Furcht vor

dem Auslande, man möchte ihnen nicht genug Leidenschaft und überhaupt nicht die Leidenschaften zutrauen, deshalb machen sie sofort Grimassen und Ausschweifungen in Ton und Gebärde, nicht aus der Stärke des Affects heraus, sondern um sich Glauben an die Stärke ihres Affects zu schaffen. Ihre Theaterfiguren wie die Gestalten auf ihren Gemälden laufen den Leidenschaften so nach, dass man jeden für toll halten würde, der es so im Leben machte. Aber es steht zu befürchten, dass diese öffentliche Schule die Deutschen dahin treibt, sich auch im Leben, zum Beispiel in der Politik, wie toll zu gebärden. Ihre ehemaligen Neigungen zum Behaglichen und Gemüthlichen machen ihnen jetzt Scham, sie argwöhnen, dass man sich mit solchen Neigungen zur Mittelmässigkeit des Geistes verurtheilt habe und unfähig sei, in grossen Dingen mitzureden, zum Beispiel über die Frage des Glückes. Man will jetzt nicht das Glück selber, aber man will jedenfalls den Stolz, zu den letzten Richtern und Messkünstlern des Glückes zu gehören — man hat den Ehrgeiz des Geistes und der Leidenschaft zugleich. So zum Beispiel in Betreff des Glückes der Liebe: daraus machen die deutschen Künstler jetzt ein vampyrisches Gebilde: ihre „Liebe“ will im Glück die ganze Welt ausstechen, austrinken und gleichsam trocken zurücklassen: und wenn ihr dies nicht gelingt, so will sie wenigstens an allem, was noch von Glück sonst übrig bleibt, Rache nehmen. Aber das ist die Liebe im Irrenhause — oder sie gehört in's Irrenhaus: oder sie macht ein Irrenhaus. —

428.

Man redet dem Luxus jetzt das Wort als dem stärksten Reizmittel auf Arme, Arbeit-Geplagte und Ver-

heirathete: um seinetwillen streben sie nach Reichthum: man befeindet die Zufriedenheit und die idyllische Philosophie als Schädiger des National-Reichthums und der -Arbeitskraft. Möglichst viel Reichthum, möglichst viel Neid und Unlust, möglichst viel Concurrenz! In reichen Staaten seien die Künste am besten gefördert worden, durch Luxusmenschen, — die Kunst ein Mittel den Neid der Niederen zu erregen, als ein Stück Luxus. — Andererseits soll ihr Emporwachsen im Luxus eine Apologie des Luxus und der Absicht auf Unzufriedenheit sein: Künste vorübergehend die Unlust solcher Zustände beschwichtigend und betäubend, jedenfalls verherrlichend.

429.

Ein Mensch sinkt in meiner Achtung 1. wenn er 200—300 Thaler jährlich hat und trotzdem Kaufmann, Beamter oder Soldat noch wird, bei der Wahl eines Lebensberufes; 2. wenn er soviel verdient und trotzdem ein noch zeitraubenderes Amt sucht (auch als Gelehrter). Wie! Sind das intellectuelle Menschen! Sich verheirathen wollen und den Sinn des Lebens darüber verlieren!

430.

Diese Sclaven sind oft müde und regelmässig müde — deshalb nehmen sie mit ihren Vergnügungen so fürlieb (was das seltsamste Merkmal unserer Zeit ist). Ihre Bier- und Weinstuben, ihr Maass angenehmer Unterhaltung, ihre Feste, ihre Kirchen — alles ist so mittelmässig, denn es darf da nicht viel Geist und Kraft verbraucht werden, also auch nicht gefordert werden — man will sich ausruhen. — Ja! Otium! Das ist der Müssiggang solcher, die noch alle Kraft bei sich haben.

431.

Die Mittelstände streben mit allem Eifer die Arbeiter in ihre Lage zu bringen: sind sie denn glücklicher?

432.

Der Wohlstand, die Behaglichkeit, die den Sinnen Befriedigung schafft, wird jetzt begehrt, alle Welt will vor allem das. Folglich wird sie einer geistigen Sclaverei entgegengehen, die nie noch da war. Denn das Ziel ist zu erreichen, die grössten Beunruhigungen jetzt dürfen nicht täuschen. Die Chinesen sind der Beweis, dass auch Dauer dabei sein kann. Der geistige Cäsarismus schwebt über allem Bestreben der Kaufleute und Philosophen.

433.

Die Sclaverei ist allgemein sichtbar, obwohl sie sich das nicht eingesteht; — wir müssen darnach streben, überall zu sein, alle Verhältnisse derselben zu kennen, alle ihre Meinungen am besten zu vertreten; so allein können wir sie beherrschen und benutzen. Unser Wesen muss verborgen bleiben: gleich dem der Jesuiten, welche eine Dictatur in der allgemeinen Anarchie ausübten, aber sich als Werkzeug und Function einführten. Welches ist unsere Function, unser Mantel der Sclaverei? Lehrerthum? — Die Sclaverei soll nicht vertilgt werden, sie ist nothwendig. Wir wollen nur zusehen, dass immer wieder solche entstehen, für welche gearbeitet wird, damit diese ungeheure Masse von politisch-commerciellen Kräften nicht umsonst sich verbraucht. Selbst schon, dass es Zuschauer und Nicht-mehr-Mitspieler giebt!

434.

Die neue Erziehung hat zu verhindern, dass die Menschen einer ausschliesslichen Neigung verfallen und zum Organ werden, gegenüber der natürlichen Tendenz zur Arbeitstheilung. Es sollen die herrschenden, überschauenden Wesen geschaffen werden, die dem Spiel des Lebens zuschauen und es mitspielen, bald hier, bald dort, ohne allzuheftig hineingerissen zu werden. Ihnen muss schliesslich die Macht zufallen, ihnen wird sie anvertraut, weil sie keinen heftigen, ausschliesslich auf ein Ziel gerichteten Gebrauch davon machen. Zunächst giebt man ihnen das Geld in die Hand zum Zwecke der Erziehung (die ersten Erzieher müssen sich selber erziehen!), dann weil Geld in ihren Händen am sichersten ist (überall sonst wird es verbraucht für überheftige, einseitige Tendenzen). So bildet sich eine neue regierende Kaste.

435.

Die Weisen müssen das Monopol des Geldmarktes sich erwerben: darüber erhaben durch ihre Lebensweise und Ziele, und Richtung gebend für den Reichthum —: es ist absolut nöthig, dass die höchste Intelligenz ihm die Richtung giebt.

436.

Aus dem Geiste der Function heraus denken jetzt die Philosophen darüber nach, die Menschheit in einen Organismus zu verwandeln, — es ist der Gegensatz meiner Tendenz: möglichst viele wechselnde, verschiedenartige Organismen, die, zu ihrer Reife und Fäulniss gekommen, ihre Frucht fallen lassen: die Indi-

viduen, von denen zwar die Meisten zu Grunde gehen, aber auf die Wenigen kommt es an. — Der Socialismus ist eine Gährung, welche eine Unzahl von Staats-Experimenten ankündigt, also auch von Staats-Untergängen und neuen Eiern. Das Reifwerden von jetzigen Staaten geschieht schneller; die militärische Gewaltsamkeit wird immer grösser.

437.

Im Allgemeinen ist die Richtung des Socialismus wie die des Nationalismus eine Reaction gegen das Individuellwerden. Man hat seine Noth mit dem *ego,* dem halbreifen, tollen *ego:* man will es wieder unter die Glocke stellen.

438.

Es bildet sich ein Sclavenstand — sehen wir zu, dass auch ein Adel sich bildet.

439.

Ihr Selbsteigenen! Ihr Selbstherrlichen! Jene alle, deren Wesen die Zugehörigkeit ist, jene Ungezählten, Unzähligen arbeiten nur für euch, wie es auch dem Oberflächlichen anders erscheinen möge! Jene Fürsten, Kaufleute, Beamten, Ackerbauer, Soldaten, die sich vielleicht über euch hinausglauben, — sie alle sind Sclaven und arbeiten mit einer ewigen Nothwendigkeit nicht für sich selber: niemals gab es Sclaven ohne Herren — und ihr werdet immer diese Herren sein, für die da gearbeitet wird: ein späteres Jahrhundert wird das Auge für dieses Schauspiel haben! Lasst jenen doch ihre Ansichten und Einbildungen, mit denen sie ihre Sclaven-

Arbeit vor sich selber rechtfertigen und verhehlen — kämpft nicht gegen Meinungen, welche eine Barmherzigkeit für Sclaven sind! Aber haltet immer fest, dass diese ungeheure Bemühung, dieser Schweiss, Staub und Arbeitslärm der Civilisation für die da ist, die dies alles zu benutzen wissen, ohne mitzuarbeiten: dass es Überschüssige gèben muss, welche mit der allgemeinen Überarbeit erhalten werden, und dass die Überschüssigen der Sinn und die Apologie des ganzen Treibens sind! So seid denn die Müller und lasst von diesen Bächen euch die Räder umdrehen! Und beunruhigt euch nicht über ihre Kämpfe und das wilde Tosen dieser Wasserstürze! Was für Staats- und Gesellschaftsformen sich auch ergeben mögen, alle werden ewig nur Formen der Sclaverei sein, — und unter allen Formen werdet ihr die Herrschenden sein, weil ihr allein euch selber gehört und jene immer Zubehöre sein müssen!

440.

Fortwährend findet ein Fortschritt in der klimatischen Anpassung statt, und jetzt ist er ungeheuer beschleunigt, weil die Ausscheidung der ungeeigneten Personen so leicht ist: und ebenfalls, weil jetzt die Anpassung durch die Wissenschaft unterstützt wird (zum Beispiel Wärme, Grundwasser u. s. w.)

Die thierischen Gattungen haben meistens, wie die Pflanzen, eine Anpassung an einen bestimmten Erdtheil erreicht, und haben nun darin etwas Festes und Festhaltendes für ihren Charakter, sie verändern sich im Wesentlichen nicht mehr. Anders der Mensch, der immer unstät ist und sich nicht einem Klima endgültig anpassen will; die Menschheit drängt hin zur Erzeugung

eines allen Klimaten gewachsenen Wesens (auch durch solche Phantasmen wie „Gleichheit der Menschen“): ein allgemeiner Erdenmensch soll entstehen, deshalb verändert sich der Mensch noch (wo er sich angepasst hat, zum Beispiel in China, bleibt er durch Jahrtausende fast unverändert). Der überklimatische Kunstmensch, der die Nachtheile jedes Klimas zu compensiren weiss und die Ersatzmittel für das, was dem Klima fehlt (zum Beispiel Öfen), in jedes Klima schleppt, — ein anspruchsvolles, schwer zu erhaltendes Wesen! Die „Arbeiternoth“ herrscht dort, wo das Klima im Widerspruch zum Menschen steht, und nur wenige die Ersatzmittel sich schaffen können (im Kampfe natürlich und tyrannisch).

441.

Ich möchte, Deutschland bemächtigte sich Mexico's, um auf der Erde durch eine musterhafte Forstcultur im conservativen Interesse der zukünftigen Menschheit den Ton anzugeben. — Die Zeit kommt, wo der Kampf um die Erdherrschaft geführt werden wird, — er wird im Namen philosophischer Grundlehren geführt werden. Schon jetzt bilden sich die ersten Kräftegruppen, — man übt sich ein in dem grossen Princip der Bluts- und Rassenverwandtschaft. „Nationen“ sind viel feinere Begriffe als Rassen, im Grunde eine Entdeckung der Wissenschaft, die man jetzt dem Gefühle einverleibt: Kriege sind die grossen Lehrmeister solcher Begriffe und werden es sein. — Dann kommen sociale Kriege — und wieder werden Begriffe einverleibt werden! Bis endlich Begriffe nicht mehr nur Vorwände, Namen u. s. w. für Völkerbewegungen abgeben, sondern der mächtigste Begriff sich durchsetzen muss.

Die socialen Kriege sind namentlich Kriege gegen den Handelsgeist und Einschränkungen des nationalen Geistes. Klimatische Entscheidungen über Bevölkerungen und Rassen in Amerika. — Slavisch-germanisch-nordische Cultur! — die geringere, aber kräftigere und arbeitsamere!

442.

Die Geschichte der Philosophie ist bis jetzt erst kurz: es ist ein Anfang; sie hat noch keine Kriege geführt und die Völker zusammengeführt; das höchste ihres Vorstadiums sind die kirchlichen Kriege, das Zeitalter der Religion ist noch lange nicht zu Ende. Später wird man philosophische Meinungen einmal so als Lebens- und Existenzfragen nehmen, wie bisher mitunter religiöse und politische, — der Geschmack und der Ekel in Meinungen wird so gross, dass man nicht mehr leben will, so lange noch eine andere Meinung besteht. Die ganze Philosophie wird vor diesem Forum des Massen-Geschmacks und Massen-Ekels durchgelebt werden —: wahrscheinlich gab es vor dem Zeitalter der Religionen auch schon vorlaufende, aber gänzlich gleichgültige religiöse Einzelne, entsprechend den vorlaufenden und gleichgültigen einzelnen Philosophen. — Als „Wahrheit“ wird sich immer das durchsetzen, was nothwendigen Lebensbedingungen der Zeit, der Gruppe entspricht: auf die Dauer wird die Summe von Meinungen der Menschheit einverleibt sein, bei welchen sie ihren grössten Nutzen, das heisst die Möglichkeit der längsten Dauer hat. Die wesentlichsten dieser Meinungen, auf denen die Dauer der Menschheit beruht, sind ihr längst einverleibt, zum Beispiel der Glaube an Gleichheit, Zahl, Raum u. s. w. Darum wird sich der Kampf nicht drehen —:

es kann nur ein Ausbau von diesen irrthümlichen Grundlagen unserer Thierexistenz sein. — Wichtig als bedeutendstes Denkmal des Dauergeistes ist die chinesische Denkweise. — Es wird also schwerlich die Geschichte der „Wahrheit“ werden, sondern die eines organischen Irrthümer-Aufbaues, welcher in Leib und Seele übergeht und die Empfindungen und Instincte endlich beherrscht. Es wird eine fortwährende Selection des zum Leben Gehörigen geübt. Der Anspruch auf Lebenserhaltung wird immer tyrannischer an die Stelle des „Wahrheitssinnes“ treten, das heisst er wird den Namen von ihm erhalten und festhalten. — Leben wir Einzelnen unser Vorläufer-Dasein, überlassen wir den Kommenden Kriege um unsere Meinungen zu führen — wir leben in der Mitte der menschlichen Zeit: grösstes Glück!

443.

Das „Wissen“ um die Zukunft hat immer züchtend gewirkt, — so dass die Hoffen-Dürfenden übrig blieben.

XI.

Kritische persönliche Bemerkungen.

(1881—1883.)

444.

Mir die ganze Immoralität des Künstlers in Hinsicht auf meinen Stoff (Menschheit) zu erobern: das war die Arbeit meiner letzten Jahre, — die geistige Freiheit und Freudigkeit mir zu erobern, um schaffen zu können und nicht durch fremde Ideale tyrannisirt zu werden. Im Grunde kommt wenig darauf an, wovon ich mich loszumachen hatte: meine Lieblings-Form der Losmachung aber war die künstlerische: das heisst, ich entwarf ein Bild dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: so Schopenhauer, Wagner, die Griechen, Genie, der Heilige, die Metaphysik, alle bisherigen Ideale, die höchste Moralität — zugleich ein Tribut der Dankbarkeit.

445.

Es sind vorläufige Abrechnungen mit dem, was mich am meisten im Leben gehemmt und gefördert hat, Versuche, von einigem loszukommen, dadurch dass ich es verunglimpfte oder verherrlichte —: ach, die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht! — So weit ich etwas von meinen Zeitgenossen

weiss, habe ich von Schopenhauer und Wagner den besten Gebrauch gemacht: vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, denn ich habe sie um einen Zoll zu tief kennen gelernt.

Ich könnte sie *Juvenilia et Juvenalia* nennen, deutlich genug, wie ich meine, aber in einer Latinität, welche mich erröthen macht. Viel Jugendliebe und Jugendhass ist darin, in allen Arten.

Geburt der Tragödie 1) gegen Wagner's Satz „die Musik ist Mittel zum Zweck" und zugleich Apologie meines Geschmacks an Wagner; 2) gegen Schopenhauer und die moralische Deutung des Daseins, — ich stellte darüber die ästhetische, ohne die moralische zu leugnen oder zu ändern.

446.

„Dies habe ich zu hoch geschätzt und zu theuer bezahlt — wie so vieles! Ich wähnte zu bezahlen und ich beschenkte. Ich bin arm geworden, weil ich an einige Dinge geglaubt habe, als seien sie überaus schätzenswerth — ach, und so, wie ich bin, werde ich immer noch ärmer werden!"

447.

Hinter meiner ersten Periode grinst das Gesicht des Jesuitismus, ich meine: das bewusste Festhalten an der Illusion und zwangsweise Einverleibung derselben als Basis der Cultur. Oder aber: Buddhismus und Verlangen in's Nichts. (Der Schopenhauerische Widerspruch zwischen Theorie und Praxis unhaltbar.) Der ersten Gefahr ist Wagner erlegen.

448.

Es that Noth, mich von dem Wahne zu erlösen, dass die Natur verlernen müsse, Ziele zu haben Lösung von der Weltmüdigkeit: dafür jetzt meine Lehre von der Erlösung des Menschen von sich selber.

„Sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln.“ (Geburt der Tragödie p. 55.) „Sie rettet die Kunst, und durch die Kunst rettet sie sich das Leben.“ Grundgedanke. Mein weiteres Leben ist die Consequenz.

Künstler (Schaffender), Heiliger (Liebender) und Philosoph (Erkennender) in einer Person zu werden: — mein practisches Ziel!

Die Bescheidung: um Raum und Kraft und Muth zum Schaffen zu finden. Begrenzung auf das Menschliche, im Gegensatz zu „Weltprocess“ und „Hinterwelt.“

Um mir Freiheit von den alten Idealen zu schaffen, wandte ich mich mit Wohlwollen hin nach den entgegengesetzten Idealen: ich suchte das Beste auch an dieser Zeit heraus.

449.

Eisumschläge. — Mein Ekel an den Menschen war zu gross geworden. Ebenso der Gegenekel an der moralischen Arroganz meines Idealismus. Ich näherte mich dem Verachteten, ich suchte in mir alles das, was ich verachtete: ich wollte meine Gluth dämpfen. Ich nahm die Partei gegen alle die Ankläger der Menschheit — ich entriss ihnen und mir das Recht zu hohen Worten.

Der kritische Trieb wollte das Leben. —

Heroismus darin von der geringsten Kost zu leben: Wüste.

Heroismus, sich den intellectuellen Trieb selber zu erniedrigen, als Affect auszudenken. Ich verunglimpfte den Affect, um nachher zu sagen: ich hatte einen Affect, nichts mehr!

Das Leben unter der Moral gar nicht auszuhalten (Bedrückung Wagner's schon früher).

450.

Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „grossen Stile“: er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen.

Ich selber bin vielleicht sein grösster Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, dass in diesem Falle das Bild länger lebt als der, welchen es abschilderte: das liegt darin, dass in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagner: und vor allem für viel reicher begabte und reiner wollende.

451.

Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört.

452.

Zur Überwindung der bisherigen Ideale (Philosoph, Künstler, Heiliger) that eine Entstehungs-Geschichte Noth.

An Stelle des Heiligen-Liebenden stellte ich den, der alle Phasen der Cultur liebevoll-gerecht nachempfindet: den historischen Menschen der höchsten Pietät.

An Stelle des Genie's setzte ich den Menschen, der über sich selber den Menschen hinausschafft (neuer Begriff der Kunst, gegen die Kunst der Kunstwerke).

An Stelle des Philosophen setzte ich den freien Geist, der dem Gelehrten, Forscher, Kritiker überlegen ist und über vielen Idealen noch leben bleibt: der, ohne Jesuit zu werden, trotzdem die unlogische Beschaffenheit des Daseins ergründet: den Erlöser von der Moral.

453.

Es gereicht einem Zeitalter nicht immer zum Vorwurf, wenn es seinen grössten Geist nicht erkennt und für das erstaunlichste Gestirn, das aus seiner eigenen Nacht emporsteigt, keine Augen hat. Vielleicht ist dieser Stern bestimmt, viel ferneren Welten zu leuchten; vielleicht wäre es sogar ein Verhängniss, wenn er zu früh erkannt würde — es könnte sein, dass damit das Zeitalter von seiner Aufgabe weggelockt würde und dadurch wieder einem kommenden Zeitalter Schaden zufügte: dadurch dass es ihm eine Arbeit übrig liess, die bereits hätte abgethan sein sollen und welche vielleicht gerade den Kräften dieses kommenden Zeitalters weniger angemessen ist.

454.

Meine Gedanken betreffen zu hohe und ferne Dinge, sie könnten nur wirken, wenn der stärkste persönliche Druck hinzukäme. Vielleicht wird der Glaube an meine

Autorität erst durch Jahrhunderte so stark, um die Menschen zu vermögen, ohne Beschämung das Buch dieser Autorität so streng und ernst zu interpretiren wie einen alten Classiker (zum Beispiel Aristoteles). Der Glaube an den Menschen muss wachsen, damit sein Werk nur den nöthigen Grad von entgegenkommender Intelligenz findet: der Glaube also und das Vorurtheil. Deshalb bestand man ehemals so auf „Inspiration“: jetzt — — —

455.

Mir ist nie einen Augenblick der Gedanke gekommen, dass etwas von mir Geschriebenes nach ein paar Jahren einfach todt sei und somit einen Erfolg in der Bälde haben müsse, wenn es einen Erfolg haben wolle. Ohne je den Gedanken der *gloria* gehabt zu haben, ist mir nie der Zweifel aufgestiegen, dass diese Schriften länger leben als ich. Dachte ich je an Leser, so immer nur an verstreute, über Jahrhunderte hin ausgesäte Einzelne: und mir geht es nicht so wie dem Sänger, dem erst ein volles Haus die Stimme geschmeidig, das Auge ausdrucksvoll, die Hand gesprächig macht.

456.

Im Alterthum hatte jeder höhere Mensch die Begierde nach dem Ruhme, — das kam daher, dass jeder mit sich die Menschheit anzufangen glaubte und sich genügende Breite und Dauer nur so zu geben wusste, dass er sich in alle Nachwelt hinein dachte, als mitspielenden Tragöden der ewigen Bühne. Mein Stolz dagegen ist: „ich habe eine Herkunft“, — deshalb brauche ich den Ruhm nicht. In dem, was Zarathustra,

Moses, Muhammed, Jesus, Plato, Brutus, Spinoza, Mirabeau bewegte, lebe ich auch schon, und in manchen Dingen kommt in mir erst reif an's Tageslicht, was embryonisch ein paar Jahrtausende brauchte. Wir sind die ersten Aristokraten in der Geschichte des Geistes — der historische Sinn beginnt erst jetzt.

457.

Wenn ich von Plato, Pascal, Spinoza und Goethe rede, so weiss ich, dass ihr Blut in dem meinen rollt — ich bin stolz, wenn ich von ihnen die Wahrheit sage — die Familie ist gut genug, dass sie nicht nöthig hat, zu dichten oder zu verhehlen: und so stehe ich zu allem Gewesenen, ich bin stolz auf die Menschlichkeit, und stolz gerade in der unbedingten Wahrhaftigkeit.

458.

Was liegt an meinem Buche, wenn es nicht aushält, wenigstens *sub specie trecentorum annorum* betrachtet zu werden?

459.

Ich will das Ganze als eine Art Manfred und ganz persönlich schreiben. Von den Menschen suche ich weder „Lob noch Mitleid noch Hülfe", ich will sie vielmehr „durch mich überwältigen".

460.

Ihr beklagt euch darüber, dass ich schreiende Farben gebrauche? Nun, ich nehme die Farben aus der Natur, — was kann ich für die Natur! Aber ihr sagt, es sei

dies meine Natur und nicht die eure und die aller Welt! Und ihr habt vielleicht Recht: vielleicht habe ich eine Natur, welche schreit, — „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser“. Wäret ihr selber dieses frische Wasser, wie gefällig würde euch meine Stimme klingen! Aber ihr seid verdriesslich darüber, mir nicht von meinem Durste helfen zu können — und ihr möchtet vielleicht mir so gerne helfen? — —

461.

Rede ich wie einer, dem es offenbart worden ist? So verachtet mich und hört mir nicht zu. — Seid ihr noch solche, welche Götter nöthig haben? Hat eure Vernunft noch keinen Ekel dabei, so billig und schlecht sich speisen zu lassen?

462.

Sind diese Dinge denn wichtig? Ich gehe durch grosse Städte und finde keinen, der sie dafür halten würde — oder solche, die es heucheln — von Berufs wegen. Wichtig ist aber, dass sie es nicht mehr wichtig nehmen! Savonarola in Florenz ist vorüber! ganz!

463.

Erst müssen die Menschen die neue Begierde lernen, — und dazu muss jemand da sein, der sie ihnen erregt, ein Lehrer: ich vertraue, dass sie dann schon fein und erfindsam genug sein werden, die Wege zur Befriedigung der Begierde selber zu finden, — schritt- und versuchsweise, wie sie es gewöhnt sind. — Es thut nichts, wenn meine Vorschläge „unpracticabel“ sind, — sie sollen nur dem Appetit Reiz geben.

464.

Ich verwundere mich mehr über einen Tadel als ein Lob; ich verachte das Lob mehr als den Tadel.

465.

Es lebt niemand, der mich loben dürfte.

466.

Warum finde ich die Menschen nicht unter den Lebenden, die höher hinaus schauen als ich und mich unter sich sehen müssen? Habe ich denn nur schlecht gesucht? — Und es verlangt mich so gerade nach solchen!!

467.

Was habe ich gelernt bis heute (15. October 1881)? Mir selber aus allen Lagen heraus wohlzuthun und anderer nicht zu bedürfen.

468.

Ich habe etwas zu lange in der Nähe des Todes gelebt, um mich noch vor dem Leben zu fürchten!

469.

Meine Art, krank und gesund zu sein, ist ein gutes Stück meines Charakters — und rechtfertigt sich und mich.

470.

Meine Virtuosität: das zu ertragen, was mir unangenehm ist, ihm gerecht zu sein, ja artig dagegen — Mensch und Erkenntniss. Darin bin ich am besten geübt.

471.

Ich bin am verbindlichsten gegen Leute, die mich sehr gut kennen (mich selber eingerechnet): gegen einen Fremden bin ich vorsichtig, bis er meine Vorgebirge und Klippen gewahr geworden ist: ich will nicht, dass er sich an mir stosse und sich über sich selber dabei verdriesse.

472.

So will ich es doch eingestehen, — ich stelle mich vor mir selber erzürnt über die gelegentliche Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden und ehemaligen Vertrauten erfahre: — im tiefsten Grunde lässt dies alles mich unbewegt, und das Gefühl dieser gewöhnlichen Unbewegtheit ist es, welches mich mitunter wünschen macht, es möchte etwas recht stark mich erschüttern und herumreissen. Ich suche ein Mittel gegen die Langeweile, wenn ich mich erzürnt über solche Dinge stelle, und es gelingt mir schlecht damit — ich bin euch gut und bleibe der Mensch des versöhnlichsten Herzens! —

473.

„Gut von den Menschen denken — das begreift sich bei dir! Sie verstellen sich in deiner Gegenwart und werden vielleicht sogar besser, — genug, du lernst sie

so kennen, als ob sie Spiegel wären, in denen du selber wiederstrahlst". Auf Reisen! *ego.*

474.

Ich habe eine Neigung, mich bestehlen, ausbeuten zu lassen. Aber als ich merkte, dass alles darauf aus war, mich zu täuschen, gerieth ich in den Egoismus.

475.

Gelegentlich habe ich eine ungeure Geringschätzung der Guten — ihre Schwäche, ihr Nichts-erleben-wollen, ihr Nichts-sehen-wollen, ihre willkürliche Blindheit, ihr banales Sich-drehen im Gewöhnlichen und Behaglichen, ihr Vergnügen an ihren guten „Eigenschaften" u. s. w.

476.

Jene haben nöthig, Nacht zu machen, um ihr Licht leuchten zu lassen, — was hätte ich mit ihnen zu thun, der ich nicht zum Nachtlicht tauge? Ja, ich leugne öfter, als gut ist, die Nacht, wo sie nicht erst zu machen ist.

477.

Es soll für mich keinen Menschen geben, vor dem ich Ekel oder Hass habe.

478.

Meine stärkste Eigenschaft ist die Selbstüberwindung. Aber ich habe sie auch am meisten nöthig, — ich bin immer am Abgrunde.

479.

So wie ich vom Leben und der Welt denke: sitze ich gleichsam inmitten eines tragischen Hausraths, und wohin ich blicke, sind Anreizungen, Tragödien zu dichten — ja kaum kann ich verhindern, dass diese heimlichen leidenschaftlichen Mücken nicht selber Tragödie spielen und mich in ihr Spiel hineinlocken: ein solcher Drang ist um mich jetzt.

480

Mit meinen halbblinden und arbeitsscheuen Augen gehe ich jetzt die Wege am liebsten, wo meine Füsse nicht mehr zu denken brauchen, — ich kann und mag nicht mehr im Gebirge und in schlecht gepflegten Kleinstädten wohnen, wo Leben und Stolpern zusammengehört.

481.

Dazu sehe ich schlecht und meine Phantasie ist (im Traum und im Wachen) an manches gewöhnt und hält manches für möglich, was anderen nicht immer bereit sein würde. — Ich fliege im Traum, ich weiss, dass es mein Vorrecht ist, ich erinnere mich darin nicht eines Zustandes, wo ich nicht zu fliegen vermöchte. Jede Art von Bogen und Winkeln mit einem leichten Impuls auszuführen, eine fliegende Mathematik — das ist ein so eignes Glück, dass es gewiss bei mir die Grundempfindung des Glücks auf die Dauer durchtränkt hat. Wenn es mir ganz wohl zu Muthe werden will, bin ich immer in einem solchen freien Schweben, nach Oben, nach Unten, willkürlich, ohne Spannung das Eine und ohne Herablassung

und Erniedrigung das Andere. „Aufschwung“ — so wie viele dies beschreiben, ist mir zu muskelhaft und gewaltsam. — Ich verstehe die Korybanten und selbst das dionysische Wesen am besten als Versuche von ungeflügelten Thieren, sich Flügel einzubilden und sich über die Erde zu heben. Lärm gewaltsamster Bewegung wie ein ungeheures Flügelschlagen — es wirkt zuletzt fast, als ob sie in der Höhe wären.

482.

Ich gehe immer noch allem Leuchtenden nach — und du legst die Hand über die Augen, wenn du aussiehst.

483.

Ich stehe still, ich bin auf einmal müde. Voran, scheint es, geht es abwärts, blitzschnell, ringsum Abgrund — ich mag nicht hinsehen. Hinter mir ragt das Gebirge. Ich greife zitternd nach einem Halt. Wie? ist alles um mich plötzlich zum Gestein und Absturz geworden? Hier das Gesträuch — es zerbricht in meiner Hand, und vergilbte Blätter und ärmliche Würzelchen rieseln abwärts. Mich schaudert und ich schliesse das Auge. — Wo bin ich? Ich sehe in eine purpurne Nacht, sie zieht mich an sich und winkt mir. Wie ist mir doch? Was geschah, dass die Stimme dir plötzlich versagt und du dich wie verschüttet fühlst unter einer Last trunkener und undurchsichtiger Gefühle? Woran leidest du jetzt! — ja leiden — das ist das rechte Wort! — Welcher Wurm biss dir in's Herz?

484.

Unglückseliger! Du hast nun auch das Leben des Einsamen, Freien durchschaut: und wieder, wie ehedem, hast du dir den Weg dazu eben durch dein Erkennen verschlossen.

Ich will alles, was ich verneine, ordnen und das ganze Lied absingen: es giebt keine Vergeltung, keine Weisheit, keine Güte, keine Zwecke, keinen Willen: um zu handeln, musst du an Irrthümer glauben; und du wirst noch nach diesen Irrthümern handeln, wenn du sie als Irrthümer durchschaut hast.

485.

Ich würde an jedem einzelnen meiner Affecte zu Grunde gegangen sein. Ich habe immer einen gegen den anderen gesetzt.

486.

Man hat gut reden von aller Art Immoralität: aber sie aushalten können! Zum Beispiel würde ich ein gebrochenes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten: — langes oder kürzeres Siechthum und Untergang wäre mein Loos! ganz abgesehen vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung derselben.

487.

Ich muss ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen!

488.

Aus der vollendeten alten Moralität heraus verlangte mich nach der Selbstsucht.

489.

Er schämte sich seiner Heiligkeit und verkleidete sie.

490.

Es ist vornehm, sich seiner besten Dinge zu schämen, weil wir sie allein haben.

491.

Ah, wie ich der tragischen Gesichte und Worte satt bin!

492.

Nein, dazu bin ich nicht gemacht, das Gewissen der Menschen noch zu beschweren! Ich will, dass sie ihres Glückes mehr Acht haben, „aller der hundert Quellen, selbst in der Wüste", wie ein deutscher Dichter sagt, — und dass sie selber von ihrem Unglücke, Unvermögen und Untugenden besser denken als bisher, — sie nützen damit ebenfalls, und wahrscheinlich sogar liegen da ihre eignen Lust- und Glücks- und Kraft- und Tugend-Bedingungen.

493.

Zuerst das Nöthige — und dies so schön und vollkommen, als du kannst! „Liebe das, was nothwendig ist" — *amor fati*, dies wäre meine Moral. Thue ihm alles Gute an und hebe es über seine schreckliche Herkunft hinauf zu dir.

XII.

Verschiedenes.

494.

Zur Erklärung der sogenannten „spiritistischen Erscheinungen“. — EinTheil der intellectuellen Functionen des Mediums verläuft ihm unbewusst: sein Zustand ist darin hypnotisch (Trennung eines wachen und schlafenden Intellectes). Auf diesen unbewussten Theil concentrirt sich die Nervenkraft. — Es muss zwischen den durch die Hände verbundenen Personen eine elektrische Leitung nach dem Medium zu stattfinden, vermöge dessen Gedanken einer jeden Person in das Medium übergehen. Eine solche Leitung von Gedanken ist nicht wunderbarer, als die Leitung vom Gehirn zum Fusse, im Fall eines Stolperns, innerhalb eines Menschen. Die Fragen werden durch die Intellectualität der betheiligten Personen beantwortet: wobei das Gedächtniss oft etwas leistet und liefert, was für gewöhnlich vergessen scheint. Folge der nervösen Emotion. (— Es giebt kein Vergessen. —) Auch unbewusster Betrug ist möglich: ich meine, ein betrügerisches Medium fungirt mit allerlei betrügerischen Manipulationen, ohne darum zu wissen: seine Art Moralität äussert sich instinctiv in diesen Handlungen. — Zuletzt geht es immer so zu, bei allen unseren

Handlungen. Das Wesentliche verläuft uns unbewusst, und der Schelm ist sich unbewusst hundertmal mehr und häufiger Schelm als bewusst.

Elektricitäts-Erscheinungen, kalte Ströme, Funken sind möglich dabei. Gefühle (Angefasst-werden) können die Sache der Täuschung sein, Hallucinationen der Sinne: wobei möglich ist, dass es für mehrere Personen Hallucinations-Einheit giebt. (Wie bei den alten orgiastischen Culten.)

Der Glaube an die Wiederbegegnung mit Todten ist die Voraussetzung des Spiritismus. Es ist eine Art Freigeisterei. Wirkliche Fromme haben diesen Glauben nicht nöthig. (Buckle über Unsterblichkeit.)

495.

Das Unorganische bedingt uns ganz und gar: Wasser, Luft, Boden, Bodengestalt, Elektricität u. s. w. Wir sind Pflanzen unter solchen Bedingungen.

496.

Wie fremd und überlegen thun wir hinsichtlich des Todten, des Anorganischen, und inzwischen sind wir zu drei Viertel eine Wassersäule und haben anorganische Salze in uns, die über unser Wohl und Wehe vielleicht mehr vermögen, als die ganze lebendige Gesellschaft!

497.

Grundfalsche Werthschätzung der empfindenden Welt gegen die todte. Weil wir sie sind! Dazu

gehören! Und doch geht mit der Empfindung die Oberflächlichkeit, der Betrug los: was hat Schmerz und Lust mit dem wirklichen Vorgange zu schaffen! — Es ist ein Nebenher, welches nicht in die Tiefe dringt! Aber wir nennen's das Innere, und die todte Welt sehen wir als äusserlich an — grundfalsch! Die „todte" Welt: ewig bewegt und ohne Irrthum, Kraft gegen Kraft! Und in der empfindenden Welt alles falsch, dünkelhaft!

Es ist ein Fest, aus dieser Welt in die „todte Welt" überzugehen — und die grösste Begierde der Erkenntniss geht dahin, dieser falschen dünkelhaften Welt die ewigen Gesetze entgegenzuhalten, wo es keine Lust und keinen Schmerz und Betrug giebt. Ist dies Selbstverneinung der Empfindung, im Intellect? Der Sinn der Wahrheit ist: die Empfindung als die äusserliche Seite des Daseins zu verstehen, als ein Versehen des Seins, ein Abenteuer. Es dauert dafür kurz genug! Lasst uns diese Komödie durchschauen und so geniessen! Lasst uns die Rückkehr in's Empfindungslose nicht als einen Rückgang denken! Wir werden ganz wahr, wir vollenden uns. Der Tod ist umzudeuten! Wir versöhnen uns so mit dem Wirklichen, das heisst mit der todten Welt.

498.

Vom Leben erlöst zu sein und wieder todte Natur werden, kann als Fest empfunden werden — von Sterbenwollenden. Die Natur lieben! Das Todte wieder verehren! Es ist nicht der Gegensatz, sondern der Mutterschooss, die Regel, welche mehr Sinn hat als die Ausnahme: denn Unvernunft und Schmerz sind bloss bei der sogenannten zweckmässigen Welt, im Lebendigen.

499.

Der Selbstmord als übliche Todesart: neuer Stolz des Menschen, der sich sein Ende setzt und eine neue Festfeier erfindet — das Ableben.

500.

Die Nesselsucht: jetzt eine Krankheit, scheint mir ursprünglich ein Vertheidigungszustand der Haut zu sein, gegen Insecten und dergleichen, aus der Zeit her, wo der Mensch noch längere und härtere Haare hatte; vielleicht konnte der Mensch diesen Zustand kleiner Hautverhärtungen willkürlich herbeiführen: jetzt ein Atavismus. Bei manchen Menschen entsteht es, wenn sie gewisse Früchte, zum Beispiel Erdbeeren essen: vielleicht weil die Insecten, gegen die man ehemals so sich schützte, gerade um diese Früchte schwärmten und man das Schutzmittel anwendete, um diese Früchte geniessen zu können?

501.

Es giebt einen Theil der Nacht, von welchem ein Einsiedler sagen wird: „Horch! jetzt hört die Zeit auf!“ Bei allen Nachtwachen, insbesondere wenn man sich auf ungewöhnlichen nächtlichen Fahrten und Wanderungen befindet, hat man in Bezug auf diesen Theil der Nacht (ich meine die Stunden von Eins bis Drei) ein wunderliches, erstauntes Gefühl, eine Art von „viel zu kurz!“ oder „viel zu lang!“, kurz den Eindruck einer Zeit-Anomalie. Sollten wir es in jenen Stunden, als ausnahms-

weise Wachende, abzubüssen haben, dass wir für gewöhnlich um jene Zeit uns in dem Zeit-Chaos der Traumwelt befinden? Genug, Nachts von Eins bis Drei haben wir „keine Uhr im Kopfe“. Mich dünkt, dass eben dies auch die Alten ausdrückten mit *„intempestiva nocte“* und *„ἐν ἀωρονυκτί“* (Äschylos), also „da in der Nacht, wo es keine Zeit giebt“; und auch ein dunkles Wort Homer's, zur Bezeichnung des tiefsten, stillsten Theiles der Nacht, lege ich mir etymologisch auf diesen Gedanken zurecht, mögen die Übersetzer es immerhin mit „Zeit der Nachtmelke“ wiederzugeben glauben: — wo in aller Welt war man denn je dermaassen thöricht, dass man da die Kühe des Nachts zwischen Eins und Drei melkte! — Aber wem erzählst du da deine Nachtgedanken? —

502.

Ich will nur eine Gleichheit: die, welche die äusserste Gefahr und der Pulverdampf um uns giebt. Da haben wir alle einen Rang! Da können wir alle miteinander lustig sein!

503.

Die Morgenröthe hat geleuchtet — aber wo ist die Sonne? Dieser Tag wird Sturm bringen — Sturmwolken ziehen um den Horizont.

504.

Die Sonne gieng hinter das Meer, und die Felsen, auf denen sie tagsüber sich ausgeruht hatte, athmen einen warmen Hauch aus.

505.

Das Erste, was man in einer fremden Sprache zu lernen hat, sind die Höflichkeiten des fremden Landes — das Zweite sind die Namen der Bedürfnisse. Aber erst das Zweite — im schlimmsten Falle kommt man schon mit den Höflichkeiten aus: wer lässt einen Höflichen (dem es nicht an Anstand und Geld fehlt) hungern?

506.

Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben, — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel, — aber im Süden nicht mehr!

507.

Paracelsi mirabilia. Nacherzählt von F. N. — Von allem Wunderbaren, — so erzählte mir Paracelsus — was ich je sah und hörte, ist eins das Erstaunlichste, und ich muss nicht nur ein muthiges Herz wie ein Löwe, sondern auch die unschuldige Geduld eines Lammes dazu haben, es gerade so zu berichten, wie es sich zugetragen hat. Denn gesetzt, es wäre das Blendwerk eines mir übel wollenden Geistes gewesen, so gab es nie für mich eine ärgere Versuchung: und sprach das, was mir erschien, die Wahrheit —

508.

Von wem hast du das Alles gelernt, fragte Saadi einen weisen Mann. „Von dem Blinden, der den Fuss nicht eher in die Höhe hebt, als bis er zuvor den Boden, auf den er treten soll, mit dem Stocke untersucht hat.“

509.

Recept wider die Medicin. — „Das sind lauter neue Lehren und lauter neue Medicinen, — sagt ihr mir; das will uns nicht schmecken!“ Nun, macht es nur so, wie es alle klugen Kranken machen, — trinkt den Trank in einem langen Zuge hinunter, und dann schnell noch etwas Süsses und Würziges hinterdrein, das euch den Gaumen wieder rein spüle und euer Gedächtniss betrüge! Die „Wirkung“ wird trotzdem nicht ausbleiben — dessen seid versichert! Denn ihr habt nunmehr „den Teufel im Leibe“, wie alle alten Medicinmänner euch sagen werden.

Aus der Zeit

des

Zarathustra.

(1882—1886.)

Sprüche und Sentenzen.

(1882—1884).

I.

1.

Jedes Ding hat zwei Gesichter, eins des Vergehens, eins des Werdens.

2.

Das Zukünftige ist ebenso eine Bedingung des Gegenwärtigen wie das Vergangene. „Was werden soll und werden muss, ist der Grund dessen, was ist.“

3.

Blicke in die Welt, wie als ob die Zeit hinweg sei: und dir wird alles Krumme gerade werden.

4.

Mit festen Schultern steht der Raum gestemmt gegen das Nichts. Wo Raum ist, da ist Sein.

5.

Meine Brüder, die Natur ist dumm: und soweit wir Natur sind, sind wir alle dumm. Auch die Dummheit hat einen schönen Namen: sie nennt sich Nothwendigkeit. Kommen wir doch der Nothwendigkeit zu Hülfe!

6.

Ihr sagt: „Wehe! es ist alles Schein!“ Aber es ist alles Lüge. Ihr sagt: „Alles ist Leiden und Untergehen!“ Aber ihr sagt immer nicht genug: denn alles will leiden machen und untergehen machen!

7.

Dieser sagt: alle Welt ist Gedanke, Wille, Krieg, Liebe, Hass: meine Brüder, ich sage euch: alles dies einzeln ist falsch, alles dies zusammen ist wahr.

8.

Wenn ihr den Zweck denkt, müsst ihr auch den Zufall und die Thorheit denken.

9.

Müsste man nicht mehr Vernunft haben, um aus dem Leben eine Vernunft zu machen?

10.

Die Natur muss nach Analogie des Menschen vorgestellt werden, als irrend, versuchend, gut und böse — als kämpfend und sich überwindend.

11.

Ich fand einen Übermuth in allen Dingen, den heisse ich göttlich. Und weil ich diesen Übermuth auch in meiner Seele fand, heisse ich auch meine Seele göttlich.

12.

Der Gedanke ist nur ein Zeichen, wie das Wort nur ein Zeichen für den Gedanken ist.

13.

Erkennen, das heisst: alle Dinge zu unserem Besten verstehen.

14.

So beginnt die ehrliche Wissenschaft: sie fragt: Was ist? und nicht: Was ist es werth?

15.

Sehen und doch nicht glauben — ist die erste Tugend des Erkennenden; der Augenschein ist sein grösster Versucher.

16.

Was uns von innen her bewegt, das staunen wir an, als unbegreiflich: nun erfinden wir Ton und Wort dafür — und nun meinen wir auch, es sei begreiflich worden. Dieser Aberglaube ist in allem, was tönt: der Wahn des Ohres.

17.

Sie lernten die Namen tauschen: und so täuschten sie sich über die Dinge. Siehe da die ganze Kunst der Weisesten!

18.

Wir verachten alles, was sich erklären lässt. Irgend eine Dummheit hat sich überraschen lassen und stand nackend da vor ihrem Erklärer.

19.

Wir dichten da nicht: wir rechnen. Aber damit wir rechnen können, hatten wir zuerst gedichtet.

20.

Unser Auge sieht falsch, es verkürzt und zieht zusammen: ist dies ein Grund, das Sehen zu verwerfen und zu sagen: es ist nichts werth?

21.

Da die Erkennenden allein von dem Erkennen redeten, so ist viel Verlogenheit dabei — sie hatten ein Interesse daran, es als den werthvollsten Zustand erscheinen zu lassen.

22.

Auch die Wahrheit verlangt, gleich allen Weibern, dass ihr Liebhaber um ihretwillen zum Lügner werde, — aber nicht ihre Eitelkeit verlangt dies, sondern ihre Grausamkeit.

23.

Das Leben um der Erkenntniss willen ist vielleicht etwas Tolles: aber doch ein Zeichen von Frohmüthigkeit. Der Mensch dieses Willens ist so lustig anzusehn wie ein Elephant, welcher versucht, auf seinem Kopfe zu stehen.

24.

Liebhaber der Erkenntniss! Und du hast noch nicht einmal einen Menschen getödtet, um dies Gefühl kennen zu lernen!

25.

Vernunft ist auch noch im Weisesten die Ausnahme: Chaos und Nothwendigkeit und Wirbel der Sterne — das ist die Regel.

26.

Auch die Wahrhaftigkeit ist nur eins von den Mitteln zur Erkenntniss, eine Leiter — aber nicht die Leiter.

27.

Für den Erkennenden hört alles Eigenthums-Recht auf.

28.

Die Wahrheit thut weh, weil sie einen Glauben zerstört: nicht an sich.

29.

Der Besitz der Wahrheit ist nicht schrecklich, sondern langweilig, wie jeder Besitz.

30.

Wer das Auge des Denkers stark zu empfinden vermag, der hat dabei jenen schrecklichen Eindruck, welchen jene Thiere machen, deren Auge sich langsam wie an einem Stiele aus dem Kopfe herausschiebt und um sich blickt.

31.

Ihr Wissenden, sorgt nur, dass es euch nicht an der Scham gebreche! Denn zum guten Apfel gehört auch der Flaum.

32.

Der höchste Muth des Erkennenden zeigt sich nicht da, wo er Staunen und Schrecken erregt, — sondern da wo er von den Nicht-Erkennenden als oberflächlich, niedrig, feige, gleichgültig empfunden werden muss.

33.

„Ich könnte dies oder das oder jenes thun, alles würde lehrreich sein, zumal wenn es mir missriethe und mich in Noth brächte“ — so denkt und redet der freie Geist, der Liebhaber der Erkenntniss: er lacht darüber, wenn man ihm deshalb Willens-Schwäche und Unvernunft vorwirft.

34.

Es ist ein Fehler des Geschmacks, wenn der Mensch der Erkenntniss sich noch als „moralischer Mensch“ aufputzt: ihm soll man gerade ansehen, dass er die Moral „nicht nöthig hat“.

35.

Die Gefahr der Weisen ist, sich in die Thorheit zu vernarren.

36.

Das Vergnügen im Erkennen ist ein äusserst intensives Glauben. Bringt man es nicht dazu, so giebt es ein Erkennen-Wollen nach Reizen, zum Beispiel als Begierde nach Sicherheit oder Neuigkeiten oder Begierde nach Begehrenswerthem, das zu entdecken wäre.

37.

Er hat seiner Erkenntniss Menschen geopfert und ist auf nichts so stolz als auf diese Grausamkeit gegen sich selber.

38.

Weib und Genie arbeiten nicht. Das Weib war bisher der höchste Luxus der Menschheit. In allen Augenblicken, wo wir unser Bestes thun, arbeiten wir nicht. Arbeit ist nur ein Mittel zu diesen Augenblicken.

39.

Was nützt es, den Geist frei zu machen, wenn er dann keine Flügel hat, um davonzufliegen?

40.

Der freie Geist. — Wer fliegen kann, weiss, dass er sich zum Fortfliegen nicht erst stossen lassen muss: wie ihr festgesessenen Geister es nöthig habt, um überhaupt „fortzukommen".

41.

Ob die Wahrheit euch oder mir nützt und schadet — was geht's mich an! Lasst uns Menschen schaffen, denen die Wahrheit nützt!

42.

Sein Gold ungemünzt bei sich tragen ist unbequem; so thut der Denker, der keine Formeln hat.

43.

Der Erkennende vermeidet die Selbsterkenntniss und lässt seine Wurzeln in der Erde stecken.

44.

Die höchsten tragischen Motive sind bisher unbenutzt geblieben: die Dichter wissen von den hundert Tragödien des Erkennenden nichts aus Erfahrung.

45.

Faust, die Tragödie der Erkenntniss? Wirklich? Ich lache über Faust.

46.

Was wisst ihr davon, wie ein Wahnsinniger die Vernunft liebt, wie ein Fieberkranker das Eis liebt!

47.

Als ich die Lust an der Wahrheit haben wollte, da erfand ich die Lüge und den Schein, das Nahe und das Ferne, das Vergangene und das Künftige; da legte ich in mich selber den Trug und die Dämmerung.

48.

Wahrlich, ihr Wachgewordenen! Vom Leben sollt ihr mir träumen lernen: und ich selber will euch mit dem Gürtel des Traumes an's Leben binden.

Denn vom Leben zu träumen — das heisst mir erst: „Wach-sein.“

49.

Ihr Fieberkranken seht alle Dinge als Gespenster, und ihr Fieberlosen als leere Schatten: und doch braucht ihr beide die gleichen Worte!

50.

In einem bestimmten krankhaften Zustand kann man gar nicht anders, als geizig sein. Geiz ist ein Affect. Ihr liebt mir die Nüchternheit des Geistes zu sehr: auch dieser Geiz ist Krankheit.

51.

Kalt auf die Dinge sehen, so dass sie nackt und ohne Flaum und Farbe daliegen — das nennt sich „Liebe zur Wahrheit", und ist nur die Ohnmacht zu lügen.

52.

Erst wenn ihr durstet, sollt ihr trinken: und erst wenn der Geist euch treibt, sollt ihr tanzen. Und lernt erst lügen, damit ihr versteht, was Wahrheit-reden ist!

Der Hunger erst soll euch zur Wahrheit zurücktreiben: und wenn ihr voll seid der guten Weine der Wahrheit, werdet ihr auch tanzen wollen.

53.

In grosse Worte seid ihr verliebt wie in bunte Bälge: und auf Teppichen von Lügen versteht euer Fuss sich ein Fest zu machen, ihr Weichlinge

54.

Noch war euch der Geist keine Sorge und Herzeleid: noch ist euer Brod des Lebens nicht vom Gedanken durchsäuert.

55.

Seid redlich: ich errieth, woran ihr am besten glaubt. Nun will ich, dass all euer Erkennen diesem besten Glauben diene!

56.

Du hast nicht den Muth dich zu verbrennen und zu Grunde zu gehen: und so weisst du niemals ein Neues. Das, was mir heute Flügel, Farbe, Kleid und Kraft ist, soll morgen mir Asche sein.

57.

Der Erkennende muss es auch verstehen, sich seinen eigenen Siegeskranz aufzusetzen: er kann nicht warten, weil es ihn zu neuen Verwandlungen drängt.

58.

— Ihr Leichen-Räuber, die ihr allen diesen Todten noch etwas abzustehlen wisst! —

59.

Ihr wolltet beweisen, dass euer Grossvater Recht hatte und dass die Wahrheit immer bei den Grossvätern war.

Mehr Volk ist nämlich der Grossvater stets als irgend ein Enkel.

60.

Keine erbärmlichere Gesellschaft giebt es, als die von Gelehrten: jene wenigen abgerechnet, die militärische Gelüste im Leibe und Kopfe haben.

61.

Süss und matt wie der Geruch alter Mädchen, ihr Gelehrten!

62.

Sie wollen Würfel spielen mit den kleinsten Würfelchen oder tanzen sehen, was schwer zu sehn ist: die Zwerge des Daseins, die lustigen Urkörperchen: aber sie nennen's Wissenschaft und schwitzen dabei.

Aber Kinder sind es nur, die ihr Spiel wollen: und wenn etwas Lachen bei ihrem Spiele wäre, so wollte ich ihre „fröhliche Wissenschaft" gut heissen.

63.

Mit dem Geiste selber habt ihr geschachert, mit Schacher habt ihr euer Blut vergiftet: verblutend nur könnt ihr euch von eurem Gifte heilen!

64.

Ihr wähnt, frei zu sein: aber ihr dreht euch nach unsern Drähten. Werthe und Meinungen hängen über und in euch: von uns den Schätzenden seid ihr aufgezogen worden, ihr Uhrwerke!

65.

Ich will wissen, ob du ein schaffender oder ein umsetzender Mensch bist, in irgend einem Betrachte: als Schaffender gehörst du zu den Freien, als Umsetzender bist du deren Sclave und deren Werkzeug.

66.

Wollust und Selbstverstümmelung sind nachbarliche Triebe. Es giebt auch unter den Erkennenden Selbstverstümmler: sie wollen durchaus nicht Schaffende sein.

67.

Ihr Selbständigen — ihr müsst euch selber stellen lernen oder ihr fallt um. —

68.

„Ich glaube an nichts mehr“ — das ist die richtige Denkweise eines schöpferischen Menschen.

69.

Alles Schaffen ist Mittheilen. Der Erkennende, der Schaffende, der Liebende sind Eins.

70.

„Religiöser Mensch“, „Narr“, „Genie“, „Verbrecher“, „Tyrann“ — das sind schlechte Namen und Einzelheiten an Stelle eines Unnennbaren.

71.

Durchschauen durch das vergängliche Netz und den letzten Schleier — das wäre die grosse Müdigkeit und aller Schaffenden Ende.

72.

Erkennen: das ist ein Begehren und Durst und Schätzen und Kampf der Werthe. Als ein Schaffen muss aber alles Erkennen auch ein Nicht-Erkennen sein.

73.

Seid menschlich gegen die Schaffenden! Es ist in ihrer Art, dass sie arm an Nächstenliebe sind.

74.

Der Trieb zur Zeugung, zum Zwecke, zur Zukunft, zum Höheren — das ist die Freiheit in allem Wollen. Nur im Schaffen giebt es Freiheit.

75.

Wer schafft, liebt sich selber darin; so muss er sich auch am tiefsten hassen — er ist ausschweifend in diesem Hasse.

76.

Der Wille zum Leiden: ihr müsst zeitweilig in der Welt leben, ihr Schaffenden. Ihr müsst beinahe zu Grunde gehen — und hinterdrein euer Labyrinth und eure Verirrung segnen. Ihr könnt sonst nicht schaffen,

sondern nur absterben. Ihr müsst eure Auf- und Untergänge haben. Ihr müsst euer Böses haben und zeitweilig wieder auf euch nehmen. Ihr ewig Wiederkehrenden, ihr sollt selber aus euch eine Wiederkehr machen.

77.

Schaffen: das heisst etwas aus uns hinausstellen, uns leerer, ärmer und liebender machen. Als Gott die Welt geschaffen hatte, da war er nichts mehr als ein hohler Begriff — und Liebe zum Geschaffenen.

78.

Einem schöpferischen Menschen kommt nach jeder Erntezeit das Gefühl, dass nunmehr der Wind über die abgemähten Felder wehe und irgend einen ungeheuren Verlust beseufze.

79.

Als Schaffender lebst du über dich hinweg — du hörst auf, dein Zeitgenosse zu sein.

80.

Wer ein Führer der Menschen werden will, muss ihnen eine gute Zeit als ihr gefährlichster Feind gelten wollen.

81.

Ich gieng den Ursprüngen nach: da entfremdete ich mich allen Verehrungen — es wurde fremd um mich und einsam.

Aber das Verehrende selber in mir — heimlich schlug es aus; da erwuchs mir der Baum, in dessen Schatten ich sitze, der Baum der Zukunft.

82.

Hellere Augen will ich euch geben und Grausen vor dem Wirklichen: so will ich euch lehren, mir nachzuschweben in ferne Zukünfte.

83.

Die Vergangenheit befruchten und die Zukunft zeugen — das sei mir Gegenwart!

84.

Das Gewürm, mit dem ich kämpfe — das habe ich mir zum Drachen erst geschaffen: so jung und klein war es noch, und so kämpfe ich den Kampf mit eurer Zukunft.

Aber, wenn ihr kämpfen und siegen wolltet, so müsste ich euch erst die Drachen von heute in Regenwürmer verwandeln!

85.

Ein Brand und eine Gefahr will ich heissen allen trockenen Seelen; glühende Asche soll vor mir herstäuben.

86.

Niesen sollt ihr mir ob meines Getränkes, und meine schäumenden Weine sollen eure Nasen kitzeln und wollüstig machen.

87.

Schüttelt mich zusammen mit allen Thränen, mit allem Menschen-Elend: immer wieder muss ich obenauf sein, wie Öl auf Wasser.

Und muss ich einmal der Erde gram werden: so reisst meine Bosheit die Sterne zu ihr herab vom Himmel: das ist mir meine liebste Rache.

88.

— Nun brüllt die Unterwelt, alle Schatten zeugen wider dich und schreien: Leben — das ist Folterung! — und doch willst du dem Leben fürsprechen?

89.

Ich bin ein Seher: aber unerbittlich folgt meinem Schauen das Gewissen: also bin ich auch der Deuter meiner Gesichte.

90.

Schlief ich je auf meinem Ruhm ein? Wie ein Bett von Stacheln war mir jeder Ruhm.

91.

Ich that Busse für tausend Lügen des Verehrenden und den Willen seines Auges zur Blindheit. Mit tausend Bosheiten nahm ich Rache an aller Verschönerei und Schwarmgeisterei.

92.

Erkennen wollte ich: grausam musste ich sein. Floh ich die Rache? Wusste ich nicht um die stummen Augen aller Verletzten?

93.

„Wie will ich Athem holen und die Glieder strecken, wenn ich meine Last auf die letzte Höhe getragen haben

werde!“ — so dachte oft der Held unterwegs. Aber als er oben war und die Last niederwarf, da that er nicht so, — da bezwang er auch noch seine Müdigkeit: und hierbei lief ihm ein göttlicher Schauer über den Leib.

94.

Ein neues Heimweh zehrt mich, die Noth der freiesten Seelen, wie nenne ich's? Das Heimweh ohne Heim, die leidigste, schneidigste Herzensfrage, welche fragt: „wo darf ich — heimisch sein?“

95.

Bist du ein Stern? So musst du auch wandern wollen und ohne Heimath sein, du Unstäter!

96.

Wenn der, welcher befehlen könnte, überredet und seine königlichen Hände unter dem Mantel birgt: Höflichkeit heisse ich das.

97.

Wie hoch ich wohne? Niemals noch zählte ich, wenn ich stieg, die Treppen bis zu mir: wo alle Treppen aufhören, da beginnt mein Dach und Fach.

98.

Ein Ungeheuer von Überfluss und Vernunft, ein Verschwender mit tausend Händen, gleichgültig darin gleich einer Sonne —

99.

Im dunklen Gewitter will ich verschwinden: und für meine letzten Augenblicke will ich Mensch zugleich und Blitz sein.

100.

Und ich selber, meine thörichten Freunde! — was bin ich denn, wenn ich nicht das bin, worüber zu streiten ist: ein Geschmack!

101.

„Ihr wollt euch an mir wärmen? Kommt mir nicht zu nahe, rathe ich euch: — ihr möchtet euch sonst die Hände versengen. Denn seht doch, ich bin überheiss. Mit Mühe zwinge ich meine Flammen, dass sie mir nicht aus dem Leibe brechen.“

102.

Das ist so der Hang der kleinen Seelen: sie möchten das Grosse zu sich herabschmeicheln, dass es mit ihnen zu Tische sitze.

103.

Knirschend schlage ich an das Ufer eurer Flachheit, knirschend wie eine wilde Woge, wenn sie widerwillig in den Sand beisst —

104.

Wie müsste man zu euch reden, damit ihr verstündet! Erst wenn ihr krank werdet, bekommt ihr Ohren.

105.

Wie ist es möglich, sich mitzutheilen? Wie kann man gehört werden? Wann komme ich aus der Höhle in's Freie? Ich bin der Versteckteste aller Versteckten.

106.

Und wozu ist alle Natur geschaffen, wenn nicht dazu, dass ich Zeichen habe, mit denen ich zu den Seelen reden kann!

107.

Mein süssestes Wort soll ihm zum Sauerteige werden, dem Geist der Schwere: überschwellen über den Topf soll seine Rache.

Und erst wenn er mir ganz durchsäuert ist und aufgegangen in seiner Bosheit, will ich ihn schmecken und schmackhaft finden: diesen Geist der Schwere.

Seine Heimlichkeiten will ich an's Licht bringen: dazu lache ich ihm in's Antlitz mein Gelächter der Höhe.

108.

Ich weiss euch schon bunte Decken aufzulegen: und wer sich auf's Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf's Satteln.

109.

Ihr fürchtet den gespannten Bogen: wehe, es könnte einer einen Pfeil darauf legen —

110.

Die Wahrnehmung, dass ich mit anderen übereinstimme, macht mich leicht misstrauisch gegen das, worüber wir übereinstimmen.

111.

Dies ist ein Gegengrund, und ich bin dir dankbar. Nun aber widerlege mir noch den Gegengrund, Freund!

112.

Gieb mir zu rathen: dein Beweisen ermüdet den Hunger meines Geistes.

113.

Seltsam! Sobald ich mir einen Gedanken verschweigen und fernhalten will, kommt mir gewiss dieser Gedanke in leibhafter Gestalt, als Mensch, entgegen, und ich muss nun mit diesem „Engel Gottes“ artig thun!

114.

Er ist einsam und hat nichts als seine Gedanken: was Wunder, dass er oft gegen sie zärtlich und neckisch ist und sie an den Ohren zupft! — Aber ihr Plumpen sagt, er sei ein Sceptiker.

115.

Vorausgesetzt, dass einer einen starken Willen hat, so ist eine sceptische Philosophie die beste, um seinen Willen so gut als möglich zur That zu bringen.

116.

Wessen Gedanke nur ein Mal die Brücke zur Mystik überschritten hat, kommt nicht davon ohne ein Stigma auf allen seinen Gedanken.

117.

Wenn Scepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik.

118.

Wem ein Widerwille gegen das Erhabene zu eigen ist, findet nicht nur das Ja, sondern auch das Nein schon zu pathetisch: — er gehört nicht zu den verneinenden Geistern, und wenn er auf deren Wege geräth, so macht er plötzlich einmal Halt und läuft fort — in die Büsche der Scepsis.

119.

Ein labyrinthischer Mensch sucht niemals die Wahrheit, sondern immer nur seine Ariadne, — was er uns auch sagen möge.

120.

Ich unterscheide unter den philosophischen Menschen zwei Gattungen: die einen sinnen immer über ihre Vertheidigung nach, die andern über einen Angriff auf ihre Feinde.

121.

Voller Leidenschaften, aber herzlos und schauspielerisch: so waren die Griechen, so waren selbst die griechischen Philosophen, wie Plato.

122.

Freund, alles, was du liebtest, hat dich enttäuscht: die Enttäuschung wurde endlich deine Gewohnheit: und deine letzte Liebe, die du „Liebe zur Wahrheit“ nennst, ist vielleicht eben die Liebe zur — Enttäuschung.

II

123.

Moral ist eine Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur.

124.

Was ist aller gemeinen Dinge Gemeinstes? Ein Schluss, aller Schlüsse ältester und jüngster Schluss: „Es thut weh, also ist es schlecht".

Seit ich dies „also" verstand und diesen Ursprung des Schlechten, lache ich über all euer „Gut und Schlecht". Jenseits von „Gut und Schlecht" tönt mein Gelächter.

125.

„Es will mir befehlen? Wohlan, ringen wir mit einander: vielleicht ist mein Wille der Stärkere!" — zur Entstehung der Bösen.

126.

Nichts ist kostspieliger als ein falscher Wahn über Gut und Böse!

127.

Mit eurem Gut und Böse habt ihr euch das Leben verleidet, euren Willen müde gemacht; und euer Schätzen selber war das Zeichen des absteigenden Willens, der zum Tode sich sehnt.

128.

Als du beim Schädlichen Grauen fühltest, da sagtest du: „das ist böse“: aber als du Ekel fühltest, da entstand „das Schlechte“.

129.

Das Böse kommt erst dann in Verruf, wenn es mit dem Niedrigen und Ekelhaften verwechselt wird. Bis dahin zieht es an und reizt zur Nachahmung.

130.

Man soll den verächtlichen Menschen nicht durch ein Wort mit dem furchtbaren Menschen zusammenkoppeln.

131.

Alles Gute ist die Verwandlung eines Bösen: jeder Gott hat einen Teufel zum Vater.

132.

Ideal bilden, das heisst seinen Teufel zu seinem Gott umschaffen. Und dazu muss man erst seinen Teufel geschaffen haben.

133.

Wer als Gott das Gute neu schafft, den haben die Bewahrer des alten Guten immer für einen Teufel ausgegeben.

134.

„Vielleicht erfand ein Teufel die Moral, um die Menschen durch Stolz zu quälen: und ein zweiter Teufel nimmt sie ihnen irgendwann einmal, um sie durch Selbstverachtung zu quälen“ —

135.

Nicht die angenehmen Gefühle nannte man gut — sondern die vollen, mächtigen Zustände.

136.

Der Grad von psychologischer Feinheit entscheidet, ob einer seine Handlungen gut oder böse auslegt. Und nicht nur Feinheit, sondern seine Rachsucht, Verstimmung, Gutartigkeit, Leichtsinnigkeit u. s. w. —

137.

Es giebt keine sittlichen Triebe, aber alle Triebe sind durch unsere Werthschätzungen gefärbt.

138.

Die Worte des Werthes sind Fahnen, dort aufgepflanzt, wo eine neue Seligkeit erfunden wurde — ein neues Gefühl.

139.

Wenn ich ein Gefühl ehre, so wächst die Ehre in das Gefühl hinein.

140.

Der Auslegung bedarf jede That: allen Räthselrathern winkt sie. Neue Worte und Weisen gab ich den Auslegern: dass sie die Wetterzeichen des Menschen besser reden machen.

141.

Alle Schätzungen sind geschaffen: jede Schätzung vernichtet. Aber das Schätzen selber, wie könnte das vernichtet werden! Ist doch das Leben selber — Schätzen!

142.

Was können alle? — loben und tadeln. Das ist die Tugend des Menschen, das ist der Wahnsinn des Menschen.

143.

Je näher du der völligen Erkaltung kommst, in Bezug auf alles bisher Werthgeschätzte, um so mehr näherst du dich auch einer neuen Erhitzung.

144.

Werthe ansetzen das heisst ebenso Unwerthe ansetzen. Um die Glückseligkeit der Werthschätzungen zu haben — muss man alles Böse mitnehmen und alle Unlust der Verachtung.

145.

Die Scepsis an allen moralischen Werthen ist ein Symptom davon, dass eine neue moralische Werthtafel im Entstehen ist.

146.

Die moralischen Zustände und Strebungen sind nur Mittel der Erkenntniss, die unmoralischen auch.

147.

„Die Moral selber war der erste Sündenfall: die Moral selber ist die Erbsünde“ — so denkt jeder Erkennende.

148.

Die vollkommene Erkenntniss der Nothwendigkeit würde alles „Soll“ aufheben, — aber auch die Nothwendigkeit der „Solls“ begreifen, als Consequenz der Unkenntniss.

149.

Die Moral ist die Sache jener, welche sich von ihr nicht frei machen können: für sie gehört sie eben deshalb unter die „Existenz-Bedingungen“. Existenz-Bedingungen kann man nicht widerlegen: man kann sie nur — nicht haben!

150.

Die Moral ist durch die Freigeisterei auf die Spitze getrieben und überwunden.

151.

Erst wenn der Geist in die Moral fährt, geht der Teufel los.

152.

Man wird euch die Vernichter der Moral nennen: aber ihr seid nur die Erfinder von euch selber.

153.

Jesus von Nazareth liebte die Bösen, aber nicht die Guten: der Anblick von deren moralischer Entrüstung brachte selbst ihn zum Fluchen. Überall, wo gerichtet wurde, nahm er Partei gegen die Richtenden: er wollte der Vernichter der Moral sein.

154.

In jeder Handlung eines höheren Menschen ist euer Sittengesetz hundertfach gebrochen.

155.

Die Stärke eines Guten liegt darin, dass sein Böses stark ist.

156.

Das Böse und der grosse Affect erschüttern uns und werfen alles um, was morsch und klein an uns ist: ihr müsst erst versuchen, ob ihr nicht gross werden könnt.

157.

„Der schwächere Mensch ist der bessere“ — sagen unsere Moralprediger.

158.

Ihr werdet immer nur die Moral haben, die zu eurer Kraft passt.

159.

Der Zweck ist es, der jedes Ding und Thun entheiligt: denn was ist Heiligkeit, wenn sie nicht im Herzen und Gewissen des Dings und Thuns sitzt!

160.

Ich lache eures freien Willens und auch eures unfreien: Wahn ist mir das, was ihr Willen heisst, es giebt keinen Willen.

Aus Schmerzen und Gedanken gebar sich dieser Wahn, den ihr Wille heisst. Und weil kein Wille ist, so ist auch kein Müssen.

161.

Sie wollen alle etwas: aber über allen schwebt nicht der Sinn eines Willens.

Wozu lebt dieser? Wozu stirbt jener? Niemand kann es wissen, denn es giebt kein Wozu darin.

Ehedem hielt man die Hand auf, wenn der Tod kam, und sagte „ein Geschenk von Oben".

162.

Der Mensch macht eine Handlung werthvoll: aber wie sollte eine Handlung den Menschen werthvoll machen!

163.

Jede Handlung schafft uns selber weiter, sie webt unser buntes Gewand. Jede Handlung ist frei, aber das Gewand ist nothwendig. Unser Erlebniss — das ist unser Gewand.

164.

Wer das Dasein rechtfertigen will, muss auch Gottes Anwalt vor dem Teufel sein können.

165.

Damit es des Hemmschuhs bedürfe, bedarf es vorerst des Rades! Die Guten sind der Hemmschuh: sie halten auf, sie erhalten.

166.

Man soll das Böse schonen, wie man den Wald schonen soll. Es ist wahr, dass durch das Lichten und Ausroden des Waldes die Erde wärmer wurde — —

167.

Ob jemand zu den Guten oder Bösen gehört, das liegt durchaus nicht an seinen Handlungen, — sondern an seinen Meinungen über diese Handlungen.

168.

Nun ist alle Luft erhitzt, Brand ist der Athem der Erde. Nun geht ihr alle nackend, ihr Guten und Bösen! So hat der Erkennende sein Fest.

169.

La Rochefoucauld blieb auf halbem Wege stehen: er leugnete die „guten“ Eigenschaften des Menschen — er hätte auch die „bösen“ leugnen sollen.

170.

Immer noch fehlt der umgekehrte La Rochefoucauld: der, welcher zeigt, wie die Eitelkeit und Selbstsucht der Guten gewisse Eigenschaften des Menschen verrufen und endlich böse und schädlich — gemacht hat.

171.

Wenn der moralische Sceptiker beim Misstrauen gegen die Moral angelangt ist, so bleibt ihm noch ein Schritt zu thun — die Scepsis gegen sein Misstrauen. Leugnen und Vertrauen — das giebt einander die Hände.

172.

Wenn der Teufel sich häutet, fällt auch sein Name mit ab.

173.

Nur der Lasterhafte ist unglücklich, bei dem das Bedürfniss zum Laster zusammen mit dem Ekel vor dem Laster wächst — und niemals von ihm überwachsen wird.

174.

Unbezwingliches Bedürfniss nach etwas und zugleich Ekel davor — das macht das Gefühl des Lasterhaften.

175.

Was ist denn das, was ihr euer Gewissen nennt? Nicht ein Gesetz, sondern dass ihr ein Gesetz nöthig habt und einen Arm, der euch halte, ihr trunkenen Stolperer!

176.

Gewissen ist das Gefühl, in dem uns die Rangordnung unserer Triebe zum Bewusstsein kommt.

177.

„Was ist Freiheit? — Ein gutes Gewissen“ — sagte Periander, der siebente Weise.

178.

Hatte ich je einen Gewissensbiss? — Mein Gedächtniss schweigt auf diese Anfrage still.

179.

Das schlechte Gewissen ist die Steuer, welche die Erfindung des guten Gewissens den Menschen auflegt.

180.

Die moralischen Menschen haben ihre Selbstgefälligkeit beim Gewissensbiss.

181.

Es giebt einen Grad von eingefleischter Verlogenheit, den nennt man „das gute Gewissen“.

182.

„Gehorsam“ und „Gesetz“ — das klingt aus allen moralischen Gefühlen heraus. Aber „Willkür“ und „Freiheit“ könnte am Ende noch der letzte Klang der Moral werden.

183.

Der Hass gegen das Böse ist der Prunkmantel, mit dem der Pharisäer seine persönlichen Antipathien verkleidet.

184.

Seine Neigungen und Abneigungen als seine Pflicht auslegen — ist die grosse Unreinlichkeit der „Guten".

185.

Unter den Verbrechern soll man nicht die Schufte suchen, sondern unter denen, die nichts „verbrechen"

186.

„Du sollst" klingt den Meisten angenehmer, als „ich will": in ihren Ohren sitzt immer noch der Heerden-Instinct.

187.

Die schwachen Menschen sagen „ich muss", die starken „es muss".

188.

Ach, wie weich seid ihr gebettet! Ihr habt ein Gesetz und einen bösen Blick gegen den, der gegen das Gesetz auch nur denkt. Wir aber sind frei: was wisst ihr von der Qual der Verantwortlichkeit gegen sich selber! —

189.

Gegen Mücken und Flöhe soll man kein Mitleid haben. Man thäte Recht, nur die kleinen Diebe, die kleinen Verleumder und Ehrabschneider zu hängen.

190.

Es kommt in der Weltgeschichte nur auf die grossen Verbrecher an, eingerechnet jene Vielen, welche eines grossen Verbrechens fähig waren, durch Zufall aber es nicht thaten.

191.

Wehe, wenn die Guten, die ewigen Pharisäer, Geschichte treiben! Sie überpinseln die grossen Menschen der Vergangenheit so lange, bis sie dick und brav wie gute Menschen aussehen!

192.

So wie wir auch nur einen Schritt über das Mittelmaass menschlicher Güte hinausgehen, erregen unsere Handlungen Misstrauen. Die Tugend ruht nämlich „in der Mitte".

193.

Gegen einen unabhängigen Menschen, welcher es verschmäht, Leithammel zu sein, nährt der europäische Mensch einen Verdacht, als ob er ein schweifendes Raubthier sei.

194.

Begriff und Gefühl „edel" hat eine andere Vorgeschichte als Begriff und Gefühl „gut".

195.

Immer wurde Gerechtigkeit am besten gelobt: sie hat das Lob der Meisten — derer, die gleiches Recht nicht haben durften!

196.

Gleiches Recht für alle — das ist die ausbündigste Ungerechtigkeit; denn dabei kommen die höchsten Menschen zu kurz.

197.

Es handelt sich gar nicht um ein Recht des Stärkeren, sondern Stärkere und Schwächere sind alle darin gleich: sie dehnen ihre Macht aus, so weit sie können.

198.

In der Moralität äussert sich, physiologisch zu reden, der Assimilationstrieb der Schwachen hin zu den Starken.

199.

Wie man am besten zur Masse redet? Ich weiss es nicht, es gehört nicht zu meiner Aufgabe. Es scheint mir, dass man ihr das Leben sehr erschweren muss durch die Forderungen strenger Tugenden: sonst werden sie faul und genüsslich, auch im Denken.

200.

Für die niederen Menschen gelten die umgekehrten Werthschätzungen: es kommt darauf an, in sie die Tugenden zu pflanzen. Die absoluten Befehle, furchtbare Zwingmeister, sie dem leichten Leben entreissen —

201.

Die Masse muss man zu ihrer Vernunft zwingen und selbst zu ihrem Nutzen noch peitschen.

202.

Seid ihr zu schwach, euch selber Gesetze zu geben, so soll ein Tyrann auf euch sein Joch legen und sagen: „gehorcht!“ „knirscht und gehorcht!“ — und alles Gute und Böse soll im Gehorsam gegen ihn ertrinken.

203.

Da stehen sie da, die Kleinen, wie Gras und Kraut und Gestrüpp — unschuldig an ihrer Erbärmlichkeit. Und nun schleiche ich mich durch sie hindurch und zertrete so wenig ich kann — aber der Ekel frisst mir dabei am Herzen.

204.

Sie klammern sich an Gesetze an und möchten Gesetze „festes Land“ heissen, denn sie sind der Gefahren müde; aber im Grunde suchen sie einen grossen Menschen, einen Steuermann, vor dem sich die Gesetze selber auswischen.

205.

Durch den guten Willen, zu helfen, mitzuleiden, sich zu unterwerfen, persönliche Ansprüche aufzugeben, werden auch die unbedeutenden und oberflächlichen Menschen vielleicht für das Auge etwas Erträgliches: man soll ihnen ja nicht ausreden, dieser Wille sei „die Tugend selber“.

206.

Wer die Menschen am meisten verachtete, war er nicht eben dadurch ihr grösster Wohlthäter?

207.

Willst du das Leben leicht haben? So bleibe immer bei der Heerde und vergiss dich über der Heerde.

208.

Moral ist jetzt die Ausrede für die Überflüssigen und Zufälligen, für das geistes- und kraftarme Gewürm, das nicht leben sollte, — Moral ist insofern eine Barmherzigkeit: denn sie sagt zu jedem „du bist doch etwas sehr Wichtiges“: — was freilich eine Lüge ist.

209.

Erlöser? Binder waret ihr und Bändiger: das soll man euch zu Ehren sagen.

210.

Die Krankheit zu entkräften, habt ihr den Kranken entkräftet, ihr Afterärzte.

211.

Mit vielen kleinen Pulvern kann man den Muthigen zum Feiglinge machen: aber auch den Feigling zum Muthigen.

212.

Euer Leben in den Lüsten ist eine Selbstpeinigung: und beides sind Krankheiten und Unwürdigkeiten.

213.

Die Schweine wälzen sich im Geniessen: und wer das Geniessen predigt, siehe zu, er trägt wohl auch seinen Schweine-Rüssel? —

214.

„Liebe deinen Nächsten“ — das heisst zu alleroberst: „lass deinen Nächsten laufen!“ — Und gerade dieser Theil der Tugend ist der schwerste!

215.

Wenn wir unser selber satt werden, so ist zur Cur die Nächstenliebe anzurathen: insofern die Nächsten sehr bald uns nöthigen werden, an unsere „Liebenswürdigkeit“ zu glauben.

216.

Wäre es wahr, dass das Leben nicht verdient bejaht zu werden, so triebe der moralische Mensch gerade durch seine Selbstverleugnung und Hülfsbereitschaft Missbrauch mit seinem Nächsten — zu seinem persönlichsten Vortheil.

217.

Aus der Ferne denkt man übel von einander. Aber zwei Menschen beisammen — wie sollten sie sich nicht wohlwollen!

218.

Wenn der Nutzen vieler unser Nutzen ist, so sollen wir's nicht Tugend nennen, wenn wir vielen nützen. Zur Nächstenliebe.

219.

Saht ihr wirklich je einen Menschen, der that, was ihm nützlich ist?

220.

Zum Eigennutz sind die Meisten zu dumm —

221.

Das *utile* ist nur ein Mittel; sein Zweck ist immer irgend ein *dulce* — seid doch ehrlich, meine Herren Dulciarier!

222.

Was liegt daran, dass möglichst viele Menschen möglichst lange leben? Ist ihr Glück eine Rechtfertigung alles Daseins? Und nicht vielmehr eine verächtliche Sache?

223.

Ihr vergasst die Zukünftigen, als ihr rechnetet: ihr vergasset das Glück der Meisten.

224.

Nicht das Nützliche, sondern das Schwere bestimmt den Werth: der Edle ist das Resultat vieler Arbeit.

225.

Die Liebe ist die Frucht des Gehorsams und die Freiheit ist die Frucht der Liebe: aber oft liegen Geschlechter zwischen Frucht und Wurzel.

226.

Einstmals war das Ich in der Heerde versteckt: und jetzt ist im Ich noch die Heerde versteckt.

227.

Willst du dein Eigenstes, dein Individuum nicht vertreten, sondern widersprichst du ihm, so gehört der Widerspruch in dein Individuum.

228.

Individuum est aliquid novum: man hat keine Handlung mit jemandem gemeinsam.

229.

Wenn wir lieben, schaffen wir Menschen nach dem Ebenbilde unseres Gottes: und dann erst hassen wir unseren Teufel von Grund aus.

230.

Man hasst an seinem Nächsten, dass er nicht unser Ideal haben kann.

231.

Zuerst wurde das „für alle“ heilig, dann das „für den Anderen“, endlich das „für meinen Gott“.

232.

Nur dem allein soll eure Tugend nützlich werden, um dessentwillen ihr euch und euren Nutzen verachtet. Sonst sei Verachtung der Nützlichkeit im Blick eurer Tugend.

233.

Ich erkläre euch eure Tugenden aus dem Zukünftigen.

234.

An dem Schlimmsten ehre ich's noch, wenn er redlich schlimm ist; und ein Gran Heuchelei macht mir auch den Heiligsten übelriechend; so will es meine Nase und mein Geschmack.

Aber freilich, was soll heute solche Rede? Sollte man nicht gerade zu den Heutigen reden: „viel und selten ist schon ein Korn Redlichkeit"? Stinkt nicht die Heuchelei der Besten heute zum Himmel?

235.

Weil ihr über das, was ist, lügt, darum entsteht euch nicht der Durst nach dem, was werden soll.

236.

Sie werfen die Bilder um und sagen: es giebt nichts Hohes und Anbetungswürdiges — weil sie selber kein Bild und keinen Gott schaffen können.

Erbarmt euch ihrer! Hört doch die Verachtung aus ihrer Wuth gegen die Bilder — die grosse Verachtung gegen sich selber!

237.

Das sind meine Feinde: die wollen umwerfen und sich selber nicht aufbauen. Sie sagen: „alles das ist ohne Werth" — und wollen selber keinen Werth schaffen.

238.

Nicht die Grösse des menschlichen Egoismus ist das Schwert, das über der Menschheit hängt, sondern umgekehrt dessen Schwäche, vermöge deren die Menschheit gar zu leicht ihrer selber satt werden könnte.

239.

Ich kenne euch Menschen nicht: aber was ich kenne und wessen ich müde wurde, das sind die höchsten Menschen.

240.

Und wenn das Gewürm euch Ekel macht, dass ihr einen Schritt seinetwegen schneller emporsteigt — so soll es zu Recht bestehen!

241.

Mein Auge sieht die Ideale anderer Menschen, und dieser Anblick entzückt mich oft: aber ihr Kurzsichtigen denkt dann, es seien meine Ideale!

242.

Und wenn ihr frei werden wollt, so müsst ihr nicht nur die lästigen Ketten von euch werfen: die Stunde muss kommen, wo ihr von euren Liebsten flieht.

Dein Weib musst du verlassen können, dein Land, deinen Nutzen, deinen werthesten Glauben: und eine Zeitlang soll die Sonne deines Lebens dir untergehen.

243.

Liebe ich die Menschen? Liebe ich mich? Aber sie gehören zu meinem Vorhaben, gleich mir.

244.

Dies lehrte ich mich: die Menschen haben sich alle Moral gegeben: obschon sie jetzt glauben, sie hätten sie nur genommen. Wohlan! Auch wir können uns noch ein Gutes und ein Böses geben!

245.

Das Recht zu meinen eigenen Werthen — woher nahm ich das? Aus den Rechten aller alten Werthe und den Grenzen dieser Werthe.

246.

Ein grosser Mensch, ein Solcher, der um seiner Sache willen sein Mitleiden hinwirft und sein billiges Herz zu zerbrechen weiss: der es wagt und von sich erlangt, viele und vieles zu opfern, damit er gedeihe —

247.

Wenn du auch nur dein Ideal willst, musst du alle Welt dazu zwingen.

248.

Stehst du hoch genug, so musst du erziehen, zu dir hinauf ziehen!

249.

Auch dein Ideal ist noch nicht deine Grenze: weiter reicht deine Kraft als die Sehnsucht deines Auges.

250.

Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein: — dies Mittel blieb zurück, den Menschen zu veredeln.

251.

Was ich euch thun muss, das könntet ihr mir nicht wieder thun: es giebt keine Vergeltung!

252.

Sein Liebstes thun, ohne es mit hohen Worten zu nennen — kann Heroismus sein. Scham vor den erhabenen Gebärden.

253.

Ich liebe den, welcher seinem Gegner nicht nur seine Fehlgriffe verzeiht, sondern auch seinen Sieg.

254.

Er opfert sich, aber nicht aus Mitleiden, sondern aus Reichthum: er giebt ab, er giebt sich ab!

255.

Ihr heisst mich einen Aufopfernden: aber wer je Opfer brachte, weiss, dass es nicht Opfer waren, was er brachte.

256.

Es geht eine taische Rede: „Wer sich selber nicht erlösen kann, wie könnte der andere erlösen?“ Aber wenn ich den Schlüssel zu deiner Kette habe, warum müsste dein und mein Schloss dasselbe sein?

257.

Du hast dich selber überwunden: aber warum zeigst du dich mir nur als den Überwundenen? Ich will den Siegreichen sehen: wirf Rosen in den Abgrund und sprich: „hier mein Dank dem Unthiere dafür, dass es mich nicht zu verschlingen wusste!“

258.

Man gewinnt etwas lieb: und kaum hat man es von Grund aus lieb gewonnen, so ruft jener Tyrann in uns: „gerade das gieb mir zum Opfer!“ — und wir geben's.

259.

Das kleine Leiden verkleinert uns, das grosse vergrössert uns. Der Wille zum grossen Leiden sollte also eine Forderung der Selbstsucht sein.

260.

Ich kann auf der schmalsten Stufe des Lebens noch stehen: aber wer wäre ich, wenn ich diese Kunst euch zeigte? Wollt ihr einen Seiltänzer sehen?

261.

Zwischen zwei Gefahren läuft mein schmaler Weg: eine Höhe ist meine Gefahr, die heisst „Über-Muth“, ein Abgrund ist meine Gefahr, die heisst „Mitleiden“.

262.

Ich liebe den, der so mitleidig ist, dass er aus der Härte seine Tugend und seinen Gott macht.

263.

Heute liebe ich mich wie meinen Gott: wer könnte mich heute einer Sünde zeihen? Ich kenne nur Sünden an meinem Gott; wer aber kennt meinen Gott?

264.

Wir müssen so gut grausam als mitleidig sein: hüten wir uns, ärmer zu werden, als die Natur es ist!

265.

Es ist schon möglich, sich selber auszuhalten: aber wie hält man seinen Nächsten aus? er leidet zu viel.

266.

Wir sind zu geduldig gegen schlechte Luft: und du selber bist anderen schlechte Luft.

267.

Ich kam euch zu helfen, und ihr beklagt euch, dass ich nicht mit euch weinen will.

268.

Man hat zum Verkehre mit Menschen die Lüge nicht mehr nöthig, wenn man genug der Wahrheit hat: mit ihr kann man sie betrügen und verführen, wohin man nur will.

269.

Zwei Wege giebt es, vom Leid euch zu erlösen: den schnellen Tod und die lange Liebe.

270.

Wer sehr leidet, auf den wird der Teufel neidisch und wirft ihn hinaus in den Himmel.

271.

Ihr habt euch noch gar nicht entschlossen zum Leben, sondern fürchtet euch und zittert, wie Kinder vor dem Wasser, in das sie tauchen sollen. Und inzwischen verläuft eure Zeit, und ihr trachtet nach Lehren, die euch sagen: „fürchtet und zittert vor dem Meere, welches Leben heisst," — und ihr heisst die Lehre gut und sterbt frühe.

272.

Dein Leben sei ein hundertfältiger Versuch: dein Misslingen und Gelingen sei ein Beweis; und sorge dafür, dass man wisse, was du versucht und bewiesen hast.

273.

Bekenne dich zu deinem Willen und sprich zu uns allen „nur dies will ich sein": hänge dein eigenes Gesetz der Strafe über dich auf: wir wollen ihre Vollstrecker sein!

274.

„Was muss ich thun, damit ich selig werde?" Das weiss ich nicht, aber ich sage dir: sei selig und thue dann, wozu du Lust hast.

275.

„So du weisst, was du thust, bist du selig. So du es aber nicht weisst, bist du verflucht und ein Frevler am Gesetz“ — sagte Jesus zu einem, der den Sabbath brach — ein Wort für alle Brecher und Verbrecher.

276.

Ihr führt Krieg? Ihr fürchtet euren Nachbar? So nehmt doch die Grenzsteine weg: so habt ihr keinen Nachbar mehr. Aber ihr wollt den Krieg: und darum erst setztet ihr die Grenzsteine.

277.

Eure Tugenden passen euch nicht auf den Leib: eures Leibes Krankheiten verklagen eure Tugenden, deren ihr euch brüstet.

278.

Sie haben alle keinen Charakter: was half's! sie mussten sich einen stehlen.

279.

Alle Tugend ist erworbene Tugend, es giebt keine zufällige Tugend. Von Vätern her angesammelt —

280.

Die bürgerlichen und die ritterlichen Tugenden verstehen einander nicht und verleumden sich.

281

Ihr seid mir zu arm an Leben geworden: nun wollt ihr, dass die Sparsamkeit die Tugend selber sei.

282.

Wie! Tugend ist das, was still, starr, kalt, glatt, was zum Bilde und zur Säule macht? Was sich an Tempeln zur Schau aufstellt?

283.

Verwerfe ich denn eure Tugenden? Ich verwerfe eure Tugendhaften.

284.

„Du glaubst an Tugenden, wie das Pöbel-Volk an Wunder glaubt: wie unreinliche junge und alte Weibchen, so glaubst du an Reinheit.“

285.

Vor Tugenden und Entsagenden auf den Knieen, wie aller Pöbel: sonderlich aber vor der grossen Unschuld: da betest du an.

286.

Ich suchte mich und wo mein Ich heim sein dürfte: — das war meine schwerste Heimsuchung.

Ich suchte mein schwerstes Joch: da fand ich meine Selbst-Sucht.

287.

Und alles, was gut sie heisst, diese heilige Selbstsucht, das heisst ihr „gut für mich“; sie blickt nicht begehrlich nach den Tugenden der Schwachen.

An vielen Tugenden geht sie vorüber wie an hübschen Mägden: einer hohen Herrin gilt ihre hohe Liebe; und sie verachtet nicht immer, wo sie doch vorübergeht.

288

Wenn die Selbstsucht erst einmal grösser, klüger, feiner, erfinderischer geworden ist, wird die Welt „selbstloser“ aussehen.

289.

Die Selbstsucht ist bei Dieben, Räubern, Wucherern und Speculanten im Grunde anspruchslos und bescheiden genug: man kann ja nicht leicht weniger von den Menschen wollen, als wenn man nur ihr Geld will.

290.

Nicht das Verbrechen des Verbrechers, sondern seine Feigheit und Albernheit nach dem Verbrechen lässt uns überhaupt verächtlich von Verbrechern denken.

291.

Mit den Gründen, durch die man die Strafe eines Verbrechens rechtfertigt, kann man auch das Verbrechen rechtfertigen.

292.

Mit der Rache würde man auch die Dankbarkeit verlernen müssen: aber nicht die Liebe.

293.

Es ist unmöglich, zu leiden, ohne irgend wen es entgelten zu lassen; schon jede Klage enthält Rache.

294.

Man nehme sich vor den Menschen der moralischen Entrüstung in Acht: sie haben den Stachel der feigen, vor sich selber maskirten Bösartigkeit.

295.

Die moralische Entrüstung ist die perfideste Art der Rache.

296.

Was aus Liebe gethan wird, das ist nicht moralisch, sondern religiös.

297.

Deine Tugend ward dir lieb: so heisse sie nunmehr auch nicht mehr Tugend, sondern deinen Geschmack: — so nämlich will es guter Geschmack!

298.

Unser Zartgefühl hält uns in der Verstellung und macht uns gedrückt; sagen wir frei: „so gefällt es mir — was gehen mich Gründe an!“

299.

Wir werden am härtesten für unsere Tugenden bestraft. Und also lerne rathen, wo deine Tugend liegt: dort, wo du am härtesten bestraft worden bist.

300.

Du würdest an dieser Tugend zu Grunde gehen, mein Freund: aber der Himmel schenkte dir eine zweite, die dich bisweilen der ersten untreu macht.

301.

Nicht wo euer Auge aufhört zu erkennen, sondern schon dort, wo eure Redlichkeit aufhört, da sieht das Auge nichts mehr.

302.

So blind ihr schon seid: grösser fand ich in euren Augen den Willen zur Blindheit.

Ach, ich kenne die blauen Abend-Fernen eurer Falschheit: lieber noch als eure Lügen ist mir die Lüge dessen, der um seine Lügen weiss!

303.

Dieser gute, feine, strenge Sinn im Erkennen, aus dem ihr durchaus euch keine Tugend machen wollt, ist die Blüthe vieler Tugenden: aber das „Du sollst“ ist nicht mehr zu sehen, aus dem er entsprang; die Wurzel ist unter der Erde.

304.

Bekenne dich zu etwas, zum Beispiel „ich will gerecht sein!“ Nur eine Sünde: Feigheit.

305.

Seine Seele jauchzt im Verborgenen darob, dass Rache noch in aller Gerechtigkeit geübt wird: und die

meine darob, dass noch in aller Rache ein Funken vom Ambos der Gerechtigkeit abspringt.

306.

Wer die Leidenschaft zur Gerechtigkeit hat, empfindet auch seinen schmerzhaftesten Affect noch als eine Erleichterung.

307.

Die eigentlich gerechten Menschen sind unbeschenkbar: sie geben alles zurück. Weshalb sie den Liebenden ein Greuel sind.

308.

Es giebt gebende Naturen, es giebt zurückgebende.

309.

Jedem das Seine geben: das wäre die Gerechtigkeit wollen und das Chaos erreichen.

310.

Das heisse ich Gnade und gnädigen Sinn, fremdes Unrecht auf seine Schultern heben und unter einer doppelten Last keuchen.

311.

Zwei neue Tugenden — die weise Vergesslichkeit und die Kunst, die Segel nach dem Wind zu stellen.

312.

— Und muss ich schuldig sein, so will ich, dass alle meine Tugenden vor meiner Schuld auf den Knieen liegen.

313.

Er hat sich von der Tugend überwinden lassen: und nun nimmt all sein Schlimmes in ihm Rache dafür.

314.

Ich hasse die Menschen, die nicht zu vergeben wissen.

315.

Bevor man vergeben kann, muss man erst erleben, was einem angethan ist: und bei tiefen Menschen dauern alle Erlebnisse lange.

316.

Es genügt nicht, etwas wieder gut zu machen, man muss auch sich selber wieder gut machen, sich selber wieder gut werden, zum Beispiel durch eine kleine überflüssige Bosheit oder Wohlthat.

317.

Das Unheil aller öffentlichen Strafen liegt darin, dass sie lehren, eine Handlung um einer äusserlichen Folge willen nicht zu thun.

318.

Die natürlichen Folgen einer Handlung werden wenig erwogen, so lange öffentliche Strafen und Beschimpfungen unter diesen Folgen sind. Hier fliesst die grosse Quelle aller Oberflächlichkeit.

319.

Eigennutz und Leidenschaft sind mit einander verheirathet: diese Ehe nennt man Selbstsucht: diese unglückliche Ehe!

320.

Die Lüge ist die Menschenfreundlichkeit der Erkennenden.

321.

Die Oberflächlichen müssen immer lügen, weil sie keinen Inhalt haben.

322.

Erziehen: das heisst für gewöhnlich „zum Lügen erziehen“

323.

Ursprünglich war die Lüge moralisch. Man gab die Meinungen der Heerde vor.

324.

Der Wahrhaftige endet damit, zu begreifen, dass er immer lügt.

325.

Der Anblick des naiven Menschen ist meine Wollust, wofern er von Natur böse ist und Geist hat.

326.

Der Instinct in moralischen Dingen bedarf wie in künstlerischen des feinsten ausgebildeten auswählenden Geschmacks. Die meisten menschlichen Handlungen sind „nicht zum Ansehen“ für mich.

327.

Wenn du blau siehst, was nützt es dir, dich selber zu überwinden und zu dir zu sprechen: du sollst nicht blau sehen!

328.

Der Vollkommene nützt so wenig mit Absicht, als er mit Absicht schadet.

329.

Selten ist der Wille, der Ungeheures fordert: leichter findest du den, welcher es thut.

330.

Menschen, die nach Grösse streben, sind gewöhnlich böse Menschen: es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen.

331.

Dem wehethun, den wir lieben — ist die eigentliche Teufelei. In Bezug auf uns selber ist es der Zustand des heroischen Menschen — die höchste Vergewaltigung. Das Streben in den Gegensatz gehört hierzu.

332.

Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen, welcher ein Ziel erstrebt, gegen das gerechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum Selbst-Untergange.

333.

Der Gegensatz des heroischen Ideals ist das Ideal der harmonischen All-Entwickelung: ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für gute Menschen!

334.

Wer selber den Willen zum Leiden hat, steht anders zur Grausamkeit: er hält sie nicht an sich für schädlich und schlecht.

335.

Wer ein Finder seiner selber werden will, muss lange als ein Verlorener gelten.

336.

Etwas wollen und es durchsetzen: gilt als Zeichen des starken Charakters. Aber etwas nicht einmal wollen und es doch durchsetzen, ist den Stärksten eigenthümlich, welche sich als fleischgewordenes Fatum fühlen.

337.

Unter Umständen ist der allgemeine Schaden geringer, wenn einer seine Affecte an anderen, als wenn

er sie an sich selber auslässt: namentlich gilt dies von den schöpferischen Menschen, deren Nutzen in die Ferne geht.

338.

Den, der uns liebt, zu verführen, dass er thut, worüber er Scham leidet vor sich und uns, — das ist das Grausamste des Grausamen.

339.

Die Grausamkeit des Gefühllosen ist der Gegensatz des Mitleidens; die Grausamkeit des Gefühlvollen ist die höhere Potenz des Mitleidens.

340.

Grausamkeit ist eine versetzte und geistiger gewordene Sinnlichkeit.

341.

Es giebt viele Grausame, die nur zu feige zur Grausamkeit sind.

342.

Man muss sowohl mitleidig als grausam sein, um eins von beidem sein zu können.

343.

Ich liebe das Mitleiden, das sich unter einer harten Schale birgt: ich liebe das Mitleiden, um dessen willen man sich einen Zahn ausbeisst.

344.

Dass ihr mitleidig seid, setze ich voraus: ohne Mitleid sein heisst krank im Geiste und Leibe sein. Aber man soll viel Geist haben, um mitleidig sein zu dürfen! Denn euer Mitleid ist euch und allen schädlich.

345.

Der Cultus des Mitleidens ist nur anständig für Menschen, welche es nicht aus ihrer Erfahrung kennen.

346.

Die schönsten Farben, in denen die Tugenden leuchten, sind die Erfindung derer, welche ihrer ermangelten. Woher stammt zum Beispiel der sammtene Glanz der Güte und des Mitleids? — Gewiss nicht von den Guten und Mitleidigen.

347.

„Lieber zu Bett liegen und sich krank fühlen, als etwas thun müssen“ — nach diesem heimlichen Grundsatze leben alle Selbstquäler.

348.

Es ist ein grosser Herzenstrost, zu verachten, wo man nicht mehr verehren kann: aber ich verlernte, mich also zu trösten.

349.

Im Verehren ist mehr des Ungerechten noch als im Verachten.

350.

Habe Mitleiden mit deinem Fusse, dass er nicht auf Morast trete: und also sollst du den, der seinen Freund verrieth, nicht einmal mit dem Fusse treten.

351.

Er that mir Unrecht — das ist schlimm. Aber dass er mir nun gar noch sein Unrecht abbitten will, das ist zum Aus-der-Haut-fahren!

352.

Ich begreife nicht, wozu man nöthig hat, zu verleumden. Will man jemandem schaden, so braucht man ja nur über ihn irgend eine Wahrheit zu sagen.

353.

Goldene Zeit, da man den Übermuth für die Quelle des Bösen hielt!

354.

Aus seiner Erbitterung gegen einen Menschen macht man sich die moralische Empörung zurecht — und bewundert sich dann: und aus dem Müdewerden seines Hasses die Vergebung — und bewundert sich noch einmal.

355.

Es ist leichter, seinem Feinde zu vergeben als seinem Freunde.

356.

Ich empfehle allen Märtyrern zu überlegen, ob nicht die Rachsucht sie zum Äussersten trieb.

357.

Ich wollte es nicht vorher; so muss ich es schon nachher wollen — alles muss ich also „gut machen“.

358.

Auch wenn ein Volk rückwärts geht, läuft es einem Ideale nach: es glaubt immer an ein Vorwärts.

359.

Wer nicht nöthig hat, zu lügen, thut sich etwas darauf zu Gute, nicht zu lügen.

360.

Die Unschuld des Egoismus ist dem Kinde eigen: und so ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nie in dies Himmelreich kommen.

361.

Muss der Vater nicht dem Sohne auch noch in seinem Besten widerstreben? Und wer je sich ein Recht nahm, wird aus Liebe dies Recht auch dem eigenen Sohne nicht geben.

362.

Der Hund bezahlt Wohlwollen mit Unterwerfung. Die Katze geniesst sich selber dabei und hat ein wollüstiges Kraftgefühl: sie giebt nicht zurück.

363.

Nimm dich vor den Katzen in Acht: sie geben nie, sie vergelten nicht einmal — sie entgegnen nur und schnurren dabei.

364.

Der Glaube an Ursache und Wirkung hat seinen Sitz im stärksten der Instincte, in dem der Rache.

365.

Dass uns jemand bequem fällt, rechnen wir seiner Moralität zu Gute.

366.

Um die unangenehmen Folgen der eigenen Thorheit wirklich seiner Thorheit und nicht seinem Charakter zur Last zu legen — dazu gehört mehr Charakter, als die Meisten haben.

367.

Die Menschen zerfallen in solche, welche einer fürchterlichen Handlung fähig sind, und in solche, die es nicht sind.

368.

„Ernst", „streng", „moralisch" — so nennt ihr ihn. Mir scheint er böse und ungerecht gegen sich selber, immer bereit, uns dafür zu strafen und an uns den Henker zu spielen — und verdrossen darüber, dass wir es ihm nicht erlauben.

369.

Er möchte, dass endlich die Sternbilder seiner Tugend leuchten: dazu hat er seinen Geist verdunkelt und eine neue Nacht sich vorgehängt.

370.

„Wer in seinem Urtheile über andere zu streng ist, den halte ich für schlecht“ — sage ich mit Demosthenes.

371.

Du willst nach deinen Absichten bemessen sein und nicht nach deinen Wirkungen? Aber woher hast du denn deine Absichten? Aus deinen Wirkungen!

372.

Die Einsamkeit macht uns härter gegen uns und sehnsüchtiger gegen die Menschen: in beidem verbessert sie den Charakter.

III.

373.

Wille — das ist eine Annahme, welche mir nichts mehr erklärt. Für den Erkennenden giebt es kein Wollen.

374.

Sobald der Wille auftritt, hat das Gefühl den Eindruck der Befreiung. Das Gefühl ist nämlich leidend — und sobald der Wille auftritt, pausirt es und leidet nicht. Das nennt man Freiheit des Willens.

375.

Wer die Unfreiheit des Willens fühlt, ist geisteskrank: wer sie leugnet, ist dumm.

376.

Dass es ein Vergessen giebt, ist noch nie bewiesen worden: sondern nur, dass uns mancherlei nicht einfällt, wenn wir wollen.

377.

Der Mensch eine Atomgruppe, vollständig in seinen Bewegungen abhängig von allen Kräften, Vertheilungen und Veränderungen des Alls — und andererseits wie jedes Atom unberechenbar, ein An-und-für-sich.

378.

— Und wohin ich auch steige, überallhin folgt mir mein Hund, der heisst „Ich“.

379.

Du sagst „ich liebe mich“, „ich verachte mich“, „ich bedaure mich“ — mein Freund und Gottesleugner, ich will dir dein „Ich“ nicht streitig machen, aber dies dein „Mich“ ist ebenso erdichtet und erfunden, wie irgend ein Gott es ist! — du musst es auch leugnen!

380.

Ich und Mich sind immer zwei verschiedene Personen.

381.

Ich begreife nur ein Wesen, welches zugleich eins ist und vieles, sich verändert und bleibt, erkennt, fühlt, will, — dies Wesen ist meine Urthatsache.

382.

Bewusst werden wir uns nur als eines Haufens von Affecten: und selbst die Sinneswahrnehmungen und Gedanken gehören unter diese Offenbarungen der Affecte.

383.

Man spricht von den Ursachen der Affecte und meint ihre Gelegenheiten.

384.

Seinen Affect besiegen heisst in den meisten Fällen, ihn zeitweilig hemmen und aufstauen: also die Gefahr grösser machen.

385.

Für den, der viel von seiner Vernunft beschwert wird, ist der Affect eine Erholung: nämlich als eine Unvernunft.

386.

Seiner Affecte hat man sich nicht zu schämen, dazu sind sie zu unvernünftig.

387.

Im Affect enthüllt sich nicht der Mensch, sondern sein Affect.

388.

Will denn ein Trieb, wie ihr lehrt, „befriedigt“ sein? Will er frei von sich selber sein und Frieden haben? Wollte jemals ein Wille das Nicht-Wollen?

Dass er schaffe, das ist aller Triebe Treiben: und wenn er eine Weile schläft, so schläft er sich nur aus, um nachher — sich auszuwachen.

389.

Ist denn Schlaf eine Erfindung zum Tode? Und wer schlafen will, wäre ein Sterbensmüder? Schnaufen und schnarchen kann auch der Lebendigste.

Aber ihr misskehrtet des Willens Wesen zum Widerwillen und Wider-sich-wollen, ihr missdeutet immer des

müden Willens Stimme und das Schnaufen und Schnarchen des Schlafenden.

390.

Man hat den Tod nahe genug, um sich nicht vor dem Leben fürchten zu müssen.

391.

Die Krankheit ist ein plumper Versuch, zur Gesundheit zu kommen: wir müssen mit dem Geiste der Natur zu Hülfe kommen.

392.

Fast in jedem Lebenden steckt ein Parasit.

393.

„Es giebt gar keine Menschen, denn es gab keinen ersten Menschen“: so schliessen die Thiere.

394.

Man hat nie: denn man ist nie. Man gewinnt oder verliert beständig.

395.

Hier steht mein Wille: an ihm bricht sich noch meines Stolzes Brandung.

396.

Im Kampfe giebt man wohl sein Leben dran; aber der Siegende ist versucht, sein Leben wegzuwerfen. In jedem Sieg ist Verachtung des Lebens.

397.

Unsere Mängel sind unsere besten Lehrer: aber gegen die besten Lehrer ist man immer undankbar.

398.

Es giebt eine Härte, welche als Stärke verstanden werden möchte.

399.

Der beständige Feuereifer für eine Sache und sei es die höchste, die eigene, verräth, wie alle Dinge, die auf unbedingtem Glauben beruhen, einen Mangel an geistiger Vornehmheit: deren Abzeichen ist nämlich immer — der kühle Blick.

400.

Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. Oh über die Sprache!

401.

Seit ich das Meer im Sturm und über ihm einen reinen leuchtenden Himmel sah, mag ich alle die sonnenlosen, umwölkten Leidenschaften nicht mehr, die kein anderes Licht kennen, als den Blitz.

402.

Die Eifersucht ist die geistreichste Leidenschaft und trotzdem noch die grösste Thorheit.

403.

Jede heftige Erwartung überlebt ihre Erfüllung, wenn sie eher eintritt, als man erwartete.

404.

Wir werden misstrauisch, nicht weil wir einen Grund dazu finden, sondern „wir finden immer einen Grund dazu", misstrauisch zu sein, wenn wir misstrauisch werden.

405.

Man erschrickt bei der Vorstellung, plötzlich erschreckt zu werden.

406.

Vieles kleine Glück beschenkt uns mit vielem kleinen Elend: und verdirbt damit den Charakter.

407.

Alles kleine Glück soll man benutzen wie ein Kranker das Bett: zur Genesung — und sonst gar nicht.

408.

Die Liebe zum Leben ist beinahe der Gegensatz der Liebe zum Lang-Leben. Alle Liebe denkt an den Augenblick und die Ewigkeit, — aber nie an „die Länge".

409.

Man glaubt an vieles nur deshalb nicht, weil man nicht an die Erklärung glaubt, die im Schwange ist.

410.

Zum Verdauen gehört, von Gesundheitswegen, eine Art Faulheit. Auch zum Verdauen eines Erlebnisses.

411.

Der Mensch allein widerstrebt der Richtung der Gravitation: er möchte beständig nach oben — fallen.

412.

Es ist verrätherisch, wenn jemand nach Grösse strebt. Die Menschen der besten Qualität streben nach Kleinheit.

413.

Schauspieler des Grossen ohne Bewusstsein der Schauspielerei wirken wie ächte Grössen und haben vor ihnen sogar — den Glanz voraus.

414.

Der Blick der Menschheit war bisher zu stumpf, zu erkennen, dass die mächtigsten Menschen grosse Schauspieler waren.

415.

Elf Zwölftel aller grossen Männer der Geschichte waren nur Repräsentanten einer grossen Sache.

416.

„Hohe Empfindungen"! — In der Höhe fühlt man sich nicht hoch, sondern tief und endlich einmal auf festem Grunde: sofern man wirklich die Unschuld der Höhe hat.

417.

Wer von seiner Zeit angefeindet wird, ist noch nicht weit genug über sie hinaus — oder hinter ihr zurück.

418.

Mancher wird erst nach seinem Tode gross — durch den Widerhall.

419.

Du glaubst an dein „Leben nach dem Tode“? So musst du lernen, während deines Lebens todt zu sein.

420.

Es dauert lange, bis man zum zweiten Male stirbt: das gilt von jedem, der nach seinem Tode wieder zum Leben kam.

421.

Vieles erleben, vieles Vergangene dabei miterleben, vieles eigene und fremde Erleben als Einheit erleben: dies macht die höchsten Menschen; ich nenne sie „Summen“.

422.

Die tragischen Naturen zu Grunde gehen sehen und noch lachen können, über das tiefste Verstehen, Fühlen und Mitleiden mit ihnen hinweg, — ist göttlich.

423.

Ehret mir die Schauspieler und sucht die besten ja nicht auf der Bühne!

424.

Der Mensch des Erhabenen wird beim Anblick des Erhabenen frei, fest, breit, ruhig, heiter: aber der Anblick des vollkommenen Schönen erschüttert ihn und wirft ihn um: vor ihm verneint er sich selber.

425.

Wer im Erhabenen nicht zu Hause ist, fühlt das Erhabene als etwas Unheimliches und Falsches.

426.

Es giebt Personen, welche jedermann zu einem Ja oder Nein in Bezug auf ihre ganze Person nöthigen möchten: zu ihnen gehörte Rousseau: ihr Leiden am Grössenwahn stammt aus ihrem Misstrauen gegen sich.

427.

Lange und grosse physische Schmerzen erziehen zum Tyrannen.

428.

Die sogenannten Liebenswürdigen wissen uns auf die kleine Münze der Liebe herauszugeben.

429.

Von besserem Stoffe dünkt ihr euch, ihr Schwärmerischen? Dass ihr euch nur nicht bloss besser auf Kleider und Verkleidung versteht! Ihr wisst euren Stoff besser zu bemänteln!

430.

Hier diese Beiden haben im Grunde denselben schlechten Geschmack: aber der Eine von ihnen möchte sich und uns überreden, dass es der beste sei. Und der Andere schämt sich seines Geschmackes und möchte sich und uns überreden, dass er einen anderen und besseren habe — unseren Geschmack. Von einer dieser zwei Arten sind alle Bildungs-Philister.

431.

Pfui über das gebildete Gesindel, welches sich zu sagen schämt: „Hier fühle ich nichts!“ „hier weiss ich nichts!“

432.

Schauspieler haben keine Zeit, auf Gerechtigkeit zu warten: und oft sah ich mir die Ungeduldigen darauf an, ob es nicht Schauspieler seien.

433.

Man verwechsele nicht: Schauspieler gehen am Ungelobtsein, ächte Menschen am Ungeliebtsein zu Grunde.

434.

Diese machen das Volk wahnsinnig und strotzend, so dass das Gefäss überläuft — sie dienen dem Tyrannen: und jene machen, dass der Tyrann strotzt und springt und platzt — so dienen sie dem Volke.

435.

Mancher findet sein Herz nicht eher, als bis er — seinen Kopf verliert.

436.

An diesem Menschen ist nicht sein Äusseres, sondern sein Inneres hinzugelogen: er will durchaus nicht Schein und Oberfläche scheinen, was er doch ist.

437.

Das Bedürfniss des Gemüthes ist nicht zu verwechseln mit dem Bedürfniss nach Gemüth, das einige kalte Personen haben.

438.

Die schlauen Menschen sind gewöhnlich einfache und nicht complicirte Menschen.

439.

Nimm dich vor dem in Acht: er redet nur, um nachher hören zu dürfen, — und du hörst eigentlich nur, weil es nicht angeht, immerfort zu reden: das heisst du hörst schlecht, und er hört nur zu gut.

440.

Dies ist seine Narrheit: er kann alle Warner und Vogelstimmen nicht aushalten — er läuft in seinen Abgrund, weil er vor ihm gewarnt wurde.

441.

Auch noch in der Befriedigung ihrer Begierde (nach Nahrung, Weib, Besitz, Ehre, Macht) handeln die meisten Menschen als Heerdenvieh und nicht als Personen — selbst wenn sie Personen sind.

442.

— Kalte kühle Menschen, solche denen man ihre Thorheiten nicht glauben will: man legt sie schlimm aus als schlimme Klugheiten —

443.

Das, was wir an einem Menschen erkennen, das entzünden wir an ihm auch; und wer nur die niedrigen Eigenschaften eines Menschen erkennt, hat auch eine anreizende Kraft für dieselben und bringt sie zur Entladung. Die Affecte deiner Nächsten gegen dich sind die Kritik deiner Erkenntniss, nach Höhe und Niedrigkeit.

444.

Manches Dasein hat keinen Sinn, es sei denn den, ein anderes Dasein vergessen zu machen. Und ebenso giebt es opiatische Handlungen.

445.

Mit unsichtbaren Fäden wird man am festesten gebunden.

446.

In der Ermüdung werden wir auch von längst überwundenen Begriffen angefallen.

447.

Auch unser Lernen und unser Fleiss sind Sache der Begabung.

448.

Wenn man das Glück hat, obscur zu bleiben, so soll man sich auch die Freiheiten nehmen, die das Dunkel giebt und namentlich „gut munkeln“.

449.

Er ahmt sich selber nach — das ist seine zweite Kindheit.

450.

Armuth an Liebe verkleidet sich gern als Entbehrung des Liebens-Würdigen.

451.

Ich empfinde alle Menschen als schädlich, welche dem, was sie lieben, nicht mehr Gegner sein können: sie verderben damit die besten Dinge und Personen.

452.

Menschen, die gegen sich misstrauisch sind, wollen mehr noch geliebt sein als lieben, um einmal, für einen Augenblick wenigstens, an sich glauben zu dürfen.

453.

„Meine Liebe erregt Furcht, sie ist so anspruchsvoll! Ich kann nicht lieben, ohne zu glauben, der, den ich liebe, sei bestimmt, etwas Unsterbliches zu thun. Und er erräth, was ich glaube, was ich — fordere!“

454.

Die tiefste Liebe, welche ihren Namen nicht weiss und fragt: „heisse ich nicht Hass?“ —

455.

Liebe entsteht mitunter so plötzlich aus Neid, wie eine Explosion aus der Reibung eines Zündholzes entsteht.

456.

Die Opfer, die wir bringen, beweisen nur, wie wenig werth uns jedes andere Ding wird, wenn wir etwas lieben.

457.

Die grosse Liebe will nicht zurückgeben und vergelten, im Meere der grossen Liebe ist die Vergeltung ertrunken.

458.

„Was man lieben muss, warum muss man das immer zugleich auch hassen? Ist nicht Liebe die grösste aller Qualen?“ Deshalb muss der Mensch überwunden werden.

459.

Nicht was uns hindert geliebt zu werden, sondern was uns hindert ganz zu lieben, hassen wir am meisten.

460.

Die unbedingte Liebe enthält — auch die Begierde misshandelt zu werden: sie ist dann Trotz gegen sich selber, und aus der Hingebung wird zuletzt selbst der Wunsch der Selbstvernichtung: „gehe unter in diesem Meere!“

461.

„Ich ärgere mich: denn du hast Unrecht“ — so denkt der Liebende.

462.

Der tiefe Hass ist auch ein Idealist: ob wir aus unserem Gegner dabei einen Gott oder einen Teufel bilden, jedenfalls thun wir ihm damit zu viel Ehre an.

463.

Auch im Hasse giebt es Eifersucht: wir wollen unseren Feind für uns allein haben.

464.

Feinde zu haben ist die älteste Gewöhnung des Menschen und folglich das stärkste Bedürfniss.

465.

Nach dem Rausch des Sieges entsteht immer ein Gefühl des grossen Verlustes: unser Feind, unser Feind ist todt! Wir beklagen selbst den Verlust eines Freundes nicht so tief — und daher lauter!

466.

Wenn du nicht zuerst und unter allen Umständen Furcht einflössest, so wird dich niemand so ernst nehmen, um dich endlich zu lieben.

467.

Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig.

468.

In allem Verkehr von Menschen dreht es sich nur um Schwangerschaft.

469.

Wer es redlich mit den Menschen meint, ist geizig selbst noch mit seiner Höflichkeit.

470.

Auch bei seinem Hunger nach Menschen sucht man vor allem eine bequeme Nahrung, wenn sie auch nur wenig nahrhaft ist: gleich den Kartoffeln.

471.

Machen wir es nicht im Wachen wie im Traum? Immer erfinden und erdichten wir erst den Menschen, mit dem wir verkehren — und einen Augenblick nachher schon haben wir das vergessen.

472.

In dem Bestreben, sich selber nicht zu erkennen, sind auch die gewöhnlichen Geister noch sehr fein.

473.

„Daran erkenne ich den Überreichen! Er dankt dem, der nimmt.“

474.

Wenn Hundert bei einander stehen, verliert ein Jeder seinen Verstand und bekommt einen anderen

475.

Misslingt etwas, so soll man seinen Mithelfern die Hülfe doppelt bezahlen.

476.

Wir haben beide etwas für uns: wie schön ist es da zu streiten — du hast die Leidenschaft, ich die Gründe!

477.

An welche Menschen hast du einmal geglaubt? Ihre Summe verräth dir deinen Glauben an dich.

478.

In aller Bewunderung ist etwas Schrecken und Flucht vor uns selber — ja mitunter sogar Selbst-Leugnung.

479.

Wir sind gegen andere aufrichtiger als gegen uns selber.

480.

Wenn wir einen Menschen los sein wollen, so brauchen wir uns nur vor ihm zu verkleinern — das wirkt sofort auf seine Eitelkeit, und er läuft davon.

481.

Er nennt es Treue gegen seine Partei: aber es ist nur seine Bequemlichkeit, welche ihn nicht mehr aus diesem Bette aufstehen lässt.

482.

„Alles an der Welt missfällt mir, so denkt er, am meisten aber, dass ich allen missfalle.“ Darum redet er von der Zukunft.

483.

Nicht in seine Hände zu gerathen ist mir das Schlimmste: sondern in seine Gedanken.

484.

Man kann mit jemandem so verwandt sein, dass man alles, was jener wirklich thut und erleidet, in seinem Traum ihn thun und erleiden sieht: weil man es selber thun und erleiden könnte.

485.

Man gefällt durch den Geist, den man zu kosten giebt: aber man wird gefürchtet um des Geistes willen, den man verschluckt.

486.

Unser plötzlich ausbrechender Widerwille gegen uns selber kann ebenso gut das Resultat eines verfeinerten Geschmacks — als eines verdorbenen Geschmacks sein.

487.

Indem wir fortwährend uns üben, es mit allerlei Mitmenschen auszuhalten, üben wir uns unbewusst darin, uns selber auszuhalten: was eigentlich die unbegreiflichste Leistung des Menschen ist.

488.

Die giftigsten Pfeile werden dem nachgesandt, der von einem Freunde sich losmacht, ohne ihn selbst nur — zu beleidigen.

489.

Nach einem Zwiespalt. — „Man mag mir sagen, was man will, um mir wehe zu thun: man kennt mich zu wenig, um zu wissen, was mir am meisten wehe thut“

490.

Ich liebe die Menschen: und am meisten dann, wenn ich diesem Triebe widerstrebe.

491.

In der Leutseligkeit ist viel Menschenverachtung, aber nichts von Menschenhass und -Liebe.

492.

Mit aller Kenntniss anderer Menschen kommt man nicht aus sich hinaus, sondern immer mehr in sich hinein.

493.

Ich liebe mich mit einer schlechten und wankelmüthigen Liebe — und mitunter denke ich, ich verdiene wohl eine bessere Liebe, als ich sie mir schenke.

494.

Sobald die Klugheit sagt: „Thue das nicht, es wird dir übel ausgelegt“, habe ich ihr immer entgegengehandelt.

495.

Wer aus sich kein Hehl macht, empört.

496.

In der Art, wie und was man ehrt, zieht man eine Distanz um sich.

497.

Nur der Unbeugsame darf von sich selber schweigen.

498.

— Er ist unerschütterlich; und wenn er klagt, thut er es mehr aus Nachsicht gegen euch als gegen sich.

499.

Er singt: da flog er wohl auch über sein Unglück weg, der Vogel? Denn der Unglückliche schweigt. —

500.

„Mein Glück beginnt, wenn ich mich unter mir, als ein Wesen neben anderen Wesen, sehe.“

501.

In einem Leib von Eis geborgen ein kostbarer Tropfen süssen scharfen Weins — das ist mir das Glück — ja wenn es Götter gäbe, sie wären mir auf diesen Tropfen neidisch!

502.

Soll ich dastehen und schimpfen auf die Metze Glück und die Stiefmutter Natur?

503.

Die Leiter meiner Gefühle ist lang, und ich sitze gar nicht ungern auf ihren niedrigsten Stufen, gerade weil ich oft zu lange auf den höchsten sitzen muss: da bläst nämlich der Wind scharf, und das Licht ist oft zu hell.

504.

Bevor das Schicksal uns trifft, soll man es führen wie ein Kind und ihm die Ruthe geben: hat es uns aber getroffen, so soll man es zu lieben suchen.

505.

„Mancher ward seiner selber müde: und siehe, da erst kam das Glück zu ihm, das auf ihn gewartet hatte von Anbeginn.“

506.

Nun ist mir meine Hoffnung übersatt geworden: da hörte sie auf zu hoffen.

507.

Wünsche will ich, nichts als Wünsche: und immer an Stelle der Erfüllung einen neuen Wunsch.

508.

Wunsch sein von Grund aus, und ein Vogel nach fernen Küsten: das ist mir Glück.

509.

Die beste Maske, die wir tragen, ist unser eigen Gesicht.

510.

Nun lebt keiner mehr, der mich liebt; wie sollte ich noch das Leben lieben!

511.

Glatt und hart zu werden muss man in's Gedränge hinein, aber seine heimliche Einsamkeit mitnehmen.

512.

Es kommt niemand mehr zu mir. Und ich selber: ich gieng zu allen, aber ich kam zu niemand!

513.

Jetzt erst bin ich einsam: ich verlangte nach Menschen, ich suchte nach Menschen — ich fand immer nur mich, — und nach mir verlangt mich nicht mehr!

514.

Für den sehr Einsamen ist schon Lärm ein Trost.

515.

— Voll tiefen Misstrauens, überwachsen vom Moose der Einsamkeit, langen Willens, ein Schweigsamer, der Feind aller Lüsternen —

516.

Nicht die Menschen — aber „der Mensch“ ist es, den der Einsame liebt: und wenn diese Menschen-Liebe in ihm sich angehäuft und gestaut hat, dann stürzt sie

wie ein Strom über irgend einen Menschen her, der ihm in den Sinn kommt, gleichgültig ob es sein Feind oder Freund ist.

517.

Warum so abseits? — Ich finde niemanden mehr, dem ich gehorchen könnte, und niemanden auch, dem ich befehlen möchte.

518.

„Ich fliehe nicht die Nähe der Menschen: gerade die Ferne, die ewige Ferne zwischen Mensch und Mensch treibt mich in die Einsamkeit.“

IV.

519.

Die Ehrfurcht vor Gott ist die Ehrfurcht vor dem Zusammenhang aller Dinge und Überzeugung von höheren Wesen, als der Mensch ist.

520.

Die Stellung der Religion zur Natur war ehemals die umgekehrte: die Religion entsprach der populären Auffassung der Natur.

Jetzt ist die populäre Auffassung die materialistische. Folglich muss das von der Religion, was jetzt da ist, so zum Volke reden: materialistisch.

521.

Sobald ihr glaubt, es gebe neben der absoluten Causalität noch einen Gott oder einen Zweck, so ist der Gedanke an die Necessität unerträglich.

522.

Ihr glaubt, wie ihr sagt, an die Nothwendigkeit der Religion? Seid ehrlich! Ihr glaubt nur an die Nothwendigkeit der Polizei.

523.

Der Christ lässt rauben, drücken, schinden, schaben, fressen, toben, wer da will: weltlich Ding — das geht ihn nicht an.

524.

Ein Gott, der uns liebte, hätte um unseretwillen einige Thorheiten thun müssen! Was ist mir euer Lob der „Weisheit“ eures Gottes!

525.

Oh über den wunderlichen und grausamen Gott, den ihr als „die Liebe“ preist! Als der Gott entstand, war wohl alle Liebe noch wenig göttlich?

526.

„Liebe mich!“ — ein Gott, der so zu den Menschen redet, ist toll geworden — vor Eifersucht.

527.

„Ich liebe meinen Gott von Grund aus: wie dürfte ich wollen, dass er mich wieder liebte! Er soll nicht so thöricht sein, an mich zu glauben, wie alle Liebenden thun.“

528.

Man soll nur da Götter befragen, wo allein Götter antworten können.

529.

Wer zu seinem Gotte spricht: ich will dir auch mit all meiner Bosheit dienen — ist der frömmste Mensch.

530.

Jede Kirche ist der Stein am Grabe eines Gottmenschen: sie will durchaus, dass er nicht wieder auferstehe!

531.

Gott erstickte an der Theologie; und die Moral an der Moralität.

532.

Ihr nennt es die Selbstzersetzung Gottes: es ist aber nur seine Häutung: — er zieht seine moralische Haut aus! Und ihr sollt ihn bald wiedersehen, jenseits von Gut und Böse.

533.

Ihrer Kunst kühnster Griff war es, wenn sie den Teufel sich zu nahe fühlten, an Gott zu glauben.

534.

Und was zu schlecht war zum Frass der Hunde — das gerade warft ihr noch eurem Gotte vor. Starb er vielleicht an eurer Nahrung?

535.

„Unglückseliger, dein Gott ist zerborsten und zerbrochen, und Schlangen hausen um ihn. Und nun liebst du selbst diese Schlangen noch um seinetwillen.“

536.

Wer das Grosse nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht mehr — er muss es leugnen oder schaffen.

537.

Der Gläubige hasst am besten nicht den freien Geist, sondern den neuen Geist, der einen neuen Glauben hat.

538.

Man ist stolz anzubeten, wenn man nicht Götze sein kann.

539.

Befehlerische Menschen werden auch ihrem Gotte befehlen, so sehr sie ihm auch zu dienen glauben.

540.

Allen Frauen, denen die Sitte und die Scham die Befriedigung des Geschlechtstriebes untersagt, ist die Religion, als eine geistigere Auslösung erotischer Bedürfnisse, etwas Unersetzbares.

541.

Ich habe den ganzen Gegensatz einer religiösen Natur absichtlich ausgelebt. Ich kenne den Teufel und seine Perspectiven für Gott.

542.

Er hat seinen eigenen Gott für sich: aber seit ich den sah, fand ich in ihm nur den Affen seines Gottes.

V.

543.

Nicht ein Geschmack, sondern ein Hunger soll euch Schönheit sein: eine Nothdurft soll euch Schönheit heissen: oder ich will euch nicht.

544.

Wenn die Göttin Musik in Worten, statt in Tönen, reden wollte, so würde man sich die Ohren zuhalten.

545.

Unsere Augen hören feiner als unsere Ohren: wir verstehen und schmecken lesend besser als hörend — bei Büchern wie bei Musik.

546.

Ihr habt mir gesagt, was der Ton und das Ohr ist: aber was geht dies die Künstler der Töne an? Habt ihr die Musik damit erklärt — oder gar widerlegt?

547.

Liebe ich die Musik? Ich weiss es nicht: auch hasse ich sie zu oft. Doch liebt mich die Musik, und sobald jemand mich verlässt, springt sie herzu und will geliebt sein.

548.

„Ich rede“: denn ich sah. Nun muss ich ganz Mund sein: denn jüngst war ich ganz Auge und Unschuld des Spiegels. So spricht der Künstler.

549.

Sprachst du von dir oder von mir? Aber ob du nun mich oder dich verriethest, du gehörst zu den Verräthern, du, der Dichter!

550.

— Schamlos gegen das, was du lebtest, dein Erlebniss ausbeutend, dein Geliebtestes zudringlichen Augen preisgebend, dein Blut in alle trockenen ausgetrunkenen Becher eingiessend, du Eitelster! —

551.

„Der Held ist heiter“ — das entgieng bisher den Tragödiendichtern.

552.

Wir loben, was nach unserem Geschmack ist: das heisst wir loben, wenn wir loben, unseren Geschmack: — geht das nicht wider allen guten Geschmack?

553.

Du sagst: „das gefällt mir“ und meinst mich damit zu loben. Aber du gefällst mir nicht —!

554.

Der Glaube in der Form, der Unglaube im Inhalt — das macht den Reiz der Sentenz aus — also eine moralische Paradoxie.

555.

Ein bezauberndes Werk! Aber wie unausstehlich, dass sein Schöpfer uns immer daran erinnert, es sei sein Werk! Weiss er denn nicht, das „der Vater“ immer eine komische Person ist?

556.

Das Mütterliche verehrt mir. Der Vater ist immer nur ein Zufall.

557.

„Er hat gelernt, sich auszudrücken — aber man glaubt ihm seitdem nicht mehr. Man glaubt nur den Stammelnden.“

558.

Es ist nicht leicht möglich, ein Buch zu finden, das uns so viel lehrte wie das Buch, welches wir machen.

559.

Was erhielt mich denn? Immer nur die Schwangerschaft. Und jedesmal wenn das Werk geboren war, hieng mein Leben dabei an einem dünnen Faden.

560.

Zu schreiben und nicht zu fragen, welche Dauer jetzt alles Geschriebene hat, wäre sehr oberflächlich!

561.

Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird — kurz die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft: alles das also, was nicht geschrieben werden kann. Deshalb ist es nichts mit Schriftstellerei.

562.

Zur Lehre vom Stil.

Das Erste, was noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.

Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst. (Gesetz der doppelten Relation.)

Man muss erst genau wissen: „so und so würde ich dies sprechen und vortragen", — bevor man schreiben darf. Schreiben muss eine Nachahmung sein.

Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muss er im Allgemeinen eine sehr ausdrucksvolle Art von Vortrag zum Vorbilde haben: das Abbild davon, das Geschriebene, wird schon nothwendig viel blässer ausfallen.

Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Gebärden. Man muss alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunctionen, die Wahl der Worte, die

Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen.

Vorsicht vor der Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Athem auch im Sprechen haben. Bei den Meisten ist die Periode eine Affectation.

Der Stil soll beweisen, dass man an seine Gedanken glaubt und sie nicht nur denkt, sondern empfindet.

Je abstracter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muss man erst die Sinne zu ihr verführen.

Der Tact des guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten.

Es ist nicht artig und klug, seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und sehr klug, seinem Leser zu überlassen, die letzte Quintessenz unserer Weisheit selber auszusprechen.

VI.

563.

Gott erdachte die Teleologie der Schwangerschaft: da erdachte er das Weib.

564.

Die Frauen sind sinnlicher als die Männer, aber sie wissen weniger um ihre Sinnlichkeit.

565.

Herzensbedürfnisse. — Die Thiere, welche eine Brunstzeit haben, verwechseln nicht so leicht ihr Herz und ihre Begierde: wie es die Menschen und namentlich die Weibchen thun.

566.

Das Weib will es vor sich selber nicht Wort haben, wie sehr es in einem Geliebten „den Mann“ (einen Mann) liebt: deshalb vergöttlicht es „den Menschen“ in ihm — vor sich und anderen.

567.

Das Weib versucht zu lieben, wo es fühlt, gehorchen und dienen zu müssen: es ist sein Kunststück, um das Joch leichter zu tragen.

568.

Musik ist bei Frauen eine Form der Sinnlichkeit.

569.

In der Musik von heute giebt es eine tönende Einheit von Religion und Sinnlichkeit: und folglich mehr Weib, als jemals in der Musik war.

570.

Es ist erstaunlich, wie die Sinnlichkeit allen guten Geschmack verliert und das Hässliche schön heisst, sobald ihr die Liebe zuredet.

571.

Vermöge der Liebe sucht der Mann die unbedingte Sclavin, das Weib die unbedingte Sclaverei. Liebe ist das Verlangen nach einer vergangenen Cultur und Gesellschaft — sie weist nach dem Orient zurück.

572.

Function-werden-wollen: weibliches Ideal der Liebe. Das männliche Ideal ist Assimilation und Überwältigung, oder Mitleid (Anbetung des leidenden Gottes).

573.

Das Verlangen nach Gegenliebe ist nicht das Verlangen der Liebe, sondern der Eitelkeit und Sinnlichkeit.

574.

Lieben-wollen verräth Selbstmüdigkeit und Sattheit an sich, Geliebt-werden-wollen aber Selbst-Verlangen, Selbst-Sucht. Der Liebende schenkt sich weg; der, welcher geliebt werden will, möchte sich selber geschenkt bekommen.

575.

Das männliche Thier ist grausam gegen das, was es liebt, — nicht aus Bosheit, sondern weil es in der Liebe zu heftig sich selber fühlt und gar kein Gefühl mehr für das Gefühl des Andern übrig hat.

576.

Die Männer gelten als grausam, aber die Weiber sind es. Die Weiber gelten als gemüthvoll, aber die Männer sind es.

577.

Dass ihr mir nicht des Weibes Bildniss verwischt und verwascht, ihr Zeitgemässen!

578.

Das Weib begeht zehnmal weniger Verbrechen als der Mann — folglich ist es moralisch zehnmal besser: sagt die Statistik.

579.

Man soll das Weib im Weibe freigeben!

580

Es entkindlicht die Weiber, dass sie sich mit Kindern immer als deren Erzieher abgeben.

581.

Dieses Jahrhundert liebt es, den geistigsten Männern einen Geschmack für unreife, geistig arme und demüthige Volks-Weiberchen zuzusprechen, den Geschmack Faustens für Gretchen: dies zeugt wider den Geschmack des Jahrhunderts und seiner geistigsten Männer.

582.

In Sachen der Ehre sind die Frauen grob und schwerfällig.

583.

Dass „ein thörichtes Weib mit Güte des Herzens hoch über dem Genie steht", das klingt sehr artig — im Munde des Genie's. Es ist seine Höflichkeit — es ist auch seine Klugheit.

584.

Bei vielen Frauen ist wie bei Hypnotischen der Intellect nur plötzlich und stossweise da und in unerwarteter Kraft: der Geist kommt dann „über sie" und scheinbar nicht aus ihnen. Daher ihre dreiäugige Klugheit in verflochtenen Dingen —, daher auch ihr Glaube an Inspiration.

585.

Wenn ein Weib einen Mann angreift, so ist es nur, um sich vor einem Weibe zu vertheidigen.

Wenn ein Mann mit einem Weibe Freundschaft schliesst, so meint es, er thue es, weil er nicht mehr erreichen könne.

586.

Niemand will sie geschenkt: so muss sie sich schon verkaufen!

587.

Es sind gründverschiedene Menschen: diese, welche Scham bei der Ebbe ihres Gefühls (in Freundschaft oder Liebe) empfinden, und jene, welche sich der Fluth schämen.

588.

Dem unglücklich Liebenden redet sein Stolz zu, die Geliebte verdiene es gar nicht, von ihm geliebt zu werden. Aber ein höherer Stolz sagt ihm: „niemand verdient geliebt zu werden — du liebst sie nur nicht genug!“

589.

„Ich liebe sie: und deshalb wünsche ich, dass sie liebt, — aber warum gerade mich? ich liebe mich selber nicht genug dazu“ — so spricht die göttliche Liebe aus dem Manne.

590.

Voraussetzung der Zeugung sollte der Wille sein, ein Abbild und Fortleben der geliebten Person haben zu wollen: und ein Denkmal der Einheit mit ihr, ja eine Vollendung des Triebes nach Einheit, durch ein neues Wesen. — Sache der Leidenschaft und nicht der Sympathie.

591.

Es wäre eine hochmoralische Verlogenheit denkbar, in der der Mensch seinen Geschlechtstrieb sich nur als die Pflicht, Kinder zu zeugen, zum Bewusstsein bringt.

592.

Wer von Natur keusch ist, denkt nicht hoch von der Keuschheit, einige Eitelkeits-Narren abgerechnet. Ihre Vergötterer sind die, welche Gründe haben, zu wünschen, sie möchten keusch sein oder gewesen sein, — die Schweine der Circe.

593.

Schlimm genug! Die Zeit zur Ehe kommt viel früher als die Zeit zur Liebe: letztere gedacht als das Zeugniss der Reife, bei Mann und Weib.

594.

Die Ehe ist die verlogenste Form des Geschlechter-Verkehrs; und eben deshalb hat sie das gute Gewissen auf ihrer Seite.

595.

Die Ehe ist für die durchschnittlichen Menschen ausgedacht, welche weder der grossen Liebe noch der grossen Freundschaft fähig sind, für die Meisten also: aber auch für jene ganz Seltenen, welche sowohl der Liebe als der Freundschaft fähig sind.

596.

Cultur ist nur ein dünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.

597.

Sit tibi terra levis; will man einem in Deutschland wohl, so wünscht man ihm, dass er die Erde recht schwer finden möge.

598.

In Deutschland ehrt man das Wollen weit mehr als das Können: es ist die rechte Gegend für die Unvollkommenen und Prätensiösen.

599.

Diesen constitutionellen Königen gab man die Tugend: sie können seitdem nicht mehr „Unrecht thun“ — aber man nahm ihnen dafür die Macht.

600.

Unser Zeitalter ist ein aufgeregtes Zeitalter, und eben deshalb kein Zeitalter der Leidenschaft; es erhitzt sich fortwährend, weil es fühlt, dass es nicht warm ist, — es friert im Grunde. Ich glaube nicht an die Grösse aller dieser „grossen Ereignisse“, von denen ihr sprecht.

601.

Das Zeitalter der grössten Ereignisse wird trotz alledem das Zeitalter der kleinsten Wirkungen sein, wenn die Menschen von Gummi und allzu elastisch sind.

602.

Jetzt ist es erst der Widerhall, durch den die Ereignisse „Grösse“ bekommen, — der Widerhall der Zeitungen.

603.

Lasst euch nicht täuschen! Die thätigsten Völker sind jetzt die müdesten! Sie haben nicht mehr Kraft genug zur Faulheit.

604.

Wozu sich in hässliche Sprachen verlieben, weil unsere Mütter sie sprachen? Warum dem Nachbar gram sein, wenn an mir und meinen Vätern so wenig zu lieben ist?

605.

Diese zwei Weibspersonen, Vergangenheit und Zukunft, machen jetzt einen solchen Lärm, dass die Gegenwart vor ihnen davonläuft.

606.

Nun ist alles wohlgethan! Denn jetzt tragen die Krämer Säbel und Schnauzbärte, und selber das Regiment ist zu den Krummbeinigen kommen.

607.

Lieber noch Händel als Händler!

Sprich früh und Abends: „Ich verachte den Krämer, ich will ihm die langen Finger zerbrechen“.

608.

Geld und Wechsler soll man mit Handschuhen angreifen: und alles, was durch alle Finger geht.

609.

Wessen Seele eine Geldkatze und wessen Glück schmutzige Papiere waren, — wie möchte dessen Blut je rein werden?

Bis in's zehnte Geschlecht noch wird es matt und faulicht fliessen: der Krämer Nachkommen sind unanständig.

610.

Zum Eigennutz sind die Meisten zu wahnsinnig: ihr Glück macht sie alle wahnsinnig.

Sie opfern alles für eins: — das ist irgend eine Liebe. Dieser Eigensinn und Eigen-Hang hängt über allen.

Aus ihrer Liebe quillt ihnen ihr heisser Wahnsinn: der aber ist ein schlechter Rechner und verachtet die kalten Krämer-Tugenden.

Die Krämer-Tugend nämlich, des Krämers geldklebrige Finger und lüsternes Auge, — das ist noch unter der Würde des Thieres.

611.

Alles, was bezahlt werden kann, ist wenig werth: diese Lehre speie ich den Krämern in's Gesicht.

612.

„Wo ist ein Meer, in dem man wirklich noch ertrinken kann? nämlich ein Mensch!“ — dieser Schrei klingt durch unsere Zeit.

613.

Wie lange dauert es, bis eine Grösse den Menschen als Grösse sichtbar wird und leuchtet? — ist mein Maassstab der Grösse. Bisher sind wahrscheinlich alle die Grössten gerade verborgen geblieben.

614.

Wann war je ein grosser Mensch sein eigener Anhänger und Liebhaber? Trat er doch eben von sich bei Seite, als er auf die Seite — der Grösse trat!

615.

Vielfrasse die Einen, die Andern Schmetterlinge, — verächtlich beide.

616.

— Lüsterne Augen und andere Zukost gallichter Seelen —

617.

Wenn sich die grosse Stadt selber auf's Land trägt, so bringt sie nicht Dünger dem Lande, sondern Fäulniss und Greuel.

618.

Sie tanzen wohl zum Besten der Armen, es ist jede Scham vor dem Unglücke dahin.

619.

An euren öffentlichen Meinungen seid ihr kränker noch als an euren öffentlichen Mädchen: und das gerade sind eure heimlichsten Krankheiten.

620.

— Ausgetrunkene trockene Seelen, Hefen auf dem Grunde und sandige Flussbetten —

621.

Was ist ihnen noch „Erleben"? Wie Mücken sitzen die Ereignisse auf ihnen, ihre Haut wird noch zerstochen, aber ihr Herz weiss nichts mehr davon.

622.

Und wer von ihnen sagt noch ehrlich für sein Übermorgen gut? Wer — darf noch schwören und versprechen? Wer von ihnen bleibt noch fünf Jahre in einem Hause und einer Meinung?

623.

Menschen des guten Willens, aber unverlässlich und nach Neuem gelüstig. — Diese Käfige und engen Herzen, diese Rauchkammern und verdumpften Stuben, — sie wollen freien Geistes sein —

624.

Schwimmend in Billigkeit und Milde, ihrer Dummheit froh und dass Glück auf Erden so wohlfeil ist —

625.

Eures Friedens Sonne dünkt mich zu schwül: lieber noch sitze ich im Schatten eurer Schwerter. —

626.

Seht nicht in die Sonne! Der Mond ist noch zu hell für eure nächtigen Augen!

627.

Ihr meint, ihr suchtet „die Wahrheit“? Ihr sucht einen Führer und wollt euch gerne commandiren lassen!

628.

Gern wohl baut ihr an der Stadt der Zukunft: aber dazu bestehlt ihr die Grabmäler und Würden vergangener Welten

629.

Ihr redet mir von eurer Hoffnung? Aber ist sie nicht kurzbeinig und schieläugig? Sieht sie nicht immer um die Ecke, ob dort nicht schon die Verzweiflung warte?

630.

Da sitzest du am Strande, frierst und hungerst: es ist nicht genug, sein Leben zu retten!

631.

Der Widerglanz ihres Glückes flog wie ein Schatten über mich, und als sie sich stark fühlten und sicheren Fusses, schlich Misstrauen an mich heran und sein Geschwister, die Schwäche.

632.

Ich wusste nicht, wie arm sie sind — ich wusste nicht, dass Nehmen schwerer ist als Geben.

633.

Liebe ich die Vergangenheit? Ich vernichtete sie, um zu leben. Liebe ich die Gegenwärtigen? Ich sehe von ihnen weg, um leben zu können.

634.

Du sagst, ich solle dein Lehrer sein! Sieh zu, dass ich deine Schwinge sei und nicht dein Hemmschuh.

635.

Ich mag die düsteren Duckmäuser und Molche nicht. Auch Irrlichtern bin ich gram und allem, was vom Sumpfe stammt. Ist denn das Leben ein Sumpf?

636.

Ich laufe flüchtig über euch hinweg, wie ein Blick über Schlamm —

637.

Zum Schmuck will ich mir das machen, was vom Tisch des Lebens abfällt: und mit Gräten und Muscheln und Stachelblättern will ich geschmückter sein als ihr!

638.

Mein Schild „Schönheit“ schützt mich vor euch und euren Händen.

639.

Recept: lang wollen, keine Lüsternheit, schweigen lernen, Einsamkeit lernen, tiefes Misstrauen lernen.

640.

Werde nothwendig! Werde hell! Werde schön! Werde heil! — Dieser liebt den Vogel in seinem Fluge und jener sieht nur Morgenröthen und Meere.

641.

Wie arm ist der Mensch! Man sagt mir, er selber liebe sich: ach, wie arm ist auch diese Liebe noch!

642.

An's Leben zu denken soll Sache der Erholung sein: sonst soll man nur an Aufgaben denken.

643.

Ach, ihr wolltet es besser als gut haben! Das ist eure Thorheit.

644.

Wenn Unwetter heraufziehen, sollst du deine Beschlüsse schlafen legen.

645.

Haltet euch die Seele frisch und kühl und rauh! Die laue Luft der Gefühlvollen, die matte schwüle Luft der Sentimentalen sei ferne von euch!

646.

Will ich denn Lammseelen und schwärmerische Jungfräulein schaffen? Löwen will ich und Ungeheuer an Kraft und Liebe.

647.

Unsere Selbstmörder machen den Selbstmord verrufen, — nicht umgekehrt!

648.

Man soll aus seinem Tode ein Fest machen, und sei es auch nur aus Bosheit gegen das Leben: gegen dieses Weib, das uns verlassen will — uns!

649.

Die Gerechtigkeit trat vor mich hin: da zerbrach ich meine Götzen und schämte mich. Einer Busse unterwarf ich mich und zwang mein Auge dorthin zu sehen, wohin es ungern sah: und Liebe dorthin zu tragen.

650.

Ihr sagt: „das ist dunkel“. Und in Wahrheit: ich stellte euch eine Wolke vor die Sonne. Aber seht ihr nicht, wie die Ränder der Wolke schon glühen und licht werden?

651.

Ein neuer Frühling quillt in allen meinen Ästen, der heisst Genesung. Ich höre die Stimme des Südwinds und schäme mich: nach dunklen dichten Blättern begehrt die Scham meines jungen Glückes.

652.

Ich sehne mich und schaue in die Ferne: auf dich, mein Adler, lege ich die Hand; nun sage mir, was das Fernste war, das Adler-Augen sahen!

653.

Brand und Verbrennung ist mein Leben: und länger als das Opfer lebt der Weihrauch seiner Opferung. Weit über das Meer fliegt sein Duft: er erschüttert den einsam Schiffenden.

654.

Hier ist Herbst und Ernte und Überfluss und Nachmittag und ferne Meere: aber jetzt gerade muss ich Vogel sein und über euch fort nach Mittag fliegen: aus eurem Herbste heraus wahrsage ich euch einen Winter und eine eisige Armuth.

655.

Sie werden ihres Hassens und Wüthens satt und haben auf einsamer Strasse Licht-Gesichte, die ihnen zureden: „warum nicht endlich lieben!“ —

Es giebt eine so süsse Wuth der Liebe!

656.

Ich habe mich enthüllt und schäme mich nicht, so nackt dazustehen. Scham heisst der Unhold, der sich zu den Menschen gesellte, als es sie über die Thiere hinaus gelüstete.

657.

Meine Gedanken sind Farben: meine Farben sind Gesänge.

658.

Auch ich bin Erz vom ehernen Schicksale: so empfand ich immer, wenn ihr das Schicksal nanntet.

659.

— Ein kleines Lied, aber ein grosser Trost für den, der es singen kann: und wahrlich, ein guter Singvogel muss es sein!

660.

— Und ob schon mein Sinn und Sehnen auf Weniges geht und auf Langes: heute will ich auch über kleine kurze Schönheiten nicht scheel sehen.

661.

Schon laufen die Stunden leichten Fusses über unsere Herzen.

662.

Im Dunkeln fühlt man die Zeit anders als im Hellen.

663.

Bei bedecktem Himmel, wenn man Pfeile und tödtende Gedanken nach seinen Feinden schiesst —

664.

Seht doch diesen reinen Himmel an! Hat er nicht alle Sterne in sich hinein geschluckt und aufgetrunken — und doch hat er seine Unschuld wieder gefunden.

665.

Steht nicht die Welt eben still? Wie mit dunklen Zweigen und Blättern umwindet mich diese Stille.

666.

— Einst —: ach wie fern dies Einst! Wie süss das Wort schon „Einst", verirrten Glockenschlägen gleich in dichten Wäldern —

667.

Man muss auch die Jugend in sich überwinden, wenn man wieder Kind werden will.

668.

Was alle wissen, wird von allen vergessen; und gäbe es keine Nacht, wer wüsste noch, was Licht wäre!

669.

Sich widerstreben ist auch süss und das Haar buschlicher Gefühle zurückzukämmen.

670.

Nahe dem Quelle mit bescheidener Hand: so füllt er sie dir am leichtesten.

671.

Alle gut verfolgten Dinge hatten bisher Erfolg.

Nachträge zum Zarathustra.

(1882—1886.)

I.

Bemerkungen über einige Hauptgedanken des Zarathustra.

(1882—1884).

1. Der Übermensch.

672.

Alle Ziele sind vernichtet. Die Menschen müssen sich eins geben. Es war ein Irrthum, dass sie eins hätten: sie haben sie sich alle gegeben. Aber die Voraussetzungen für alle früheren Ziele sind vernichtet.

Die Wissenschaft zeigt den Fluss, aber nicht das Ziel: sie giebt aber Voraussetzungen, denen das neue Ziel entsprechen muss.

673.

„Gut zu etwas", „schlimm für etwas": ursprünglich sind alle moralischen Urtheile Urtheile über Mittel zu Zwecken. Aber man vergass allmählich die Zwecke, und „gut", „schlecht" blieb übrig — als ob es an sich etwas Gutes geben könnte. Man lobte und tadelte immer in Hinsicht auf einen Zweck: endlich aber leugnete man den Zweck, um ganz voll loben und tadeln zu können, als nämlich Gefühle wie Verehrung, Liebe oder Ekel sofort bei diesen Mitteln empfunden wurden!

Der Affect also ist es, der das „Gute an sich“ geschaffen hat und das „Böse an sich“.

Wie es nun auch stehen möge mit diesen einverleibten „moralischen Gefühlen“ — aus der Geschichte der moralischen Gefühle ergiebt sich, dass keine Gütertafel, kein letzter Zweck stehen geblieben ist, — alles ist widerlegt.

Wir haben eine ungeheure Kraft moralischer Gefühle in uns, aber keinen Zweck für alle. Unter sich sind sie im Widerspruch: sie stammen aus verschiedenen Gütertafeln.

Es giebt eine ungeheure moralische Kraft, aber es giebt kein Ziel mehr, in dem alle Kraft verwendet werden könnte.

674.

Die Auflösung der Moral führt in der practischen Consequenz zum atomistischen Individuum und dann noch zur Zertheilung des Individuums in Mehrheiten — absoluter Fluss.

Deshalb ist jetzt mehr als je ein Ziel nöthig und Liebe, eine neue Liebe.

675.

Ich sehe etwas Furchtbares voraus. Chaos am nächsten, alles Fluss.

1. Nichts, was an sich Werth hat; nichts, was befiehlt „du sollst“.
2. Es ist nicht auszuhalten: wir müssen das Schaffen dem Anblick dieser Vernichtung entgegenstellen.

3. Diesen wandelnden Zielen müssen wir ein Ziel entgegenstellen, — es schaffen.
4. Als Stoff haben wir alles Einverleibte, darin sind wir nicht frei. Diesen Stoff fassen, begreifen (durch Wissenschaft).
5. Den Übermenschen schaffen, nachdem wir die ganze Natur auf uns hin gedacht, denkbar gemacht haben.
6. Wir können nur etwas uns ganz Verwandtes lieben: wir lieben am besten ein erdachtes Wesen. Gegen ein Werk und ein Kind braucht die Liebe nicht befohlen zu werden. Vortheil des Übermenschen.

Ich will das Leben nicht wieder. Wie habe ich's ertragen? Schaffend. Was macht mich den Anblick aushalten? Der Blick auf den Übermenschen, der das Leben bejaht. Ich habe versucht, es selber zu bejahen — ach!

676.

Geschichte ist Entwickelung der Zwecke in der Zeit: so dass immer höhere aus den niedrigeren wachsen. Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und Darwinisten eins, dass es geschieht. Aber das Ganze ist eine Hypothese, auf Grund der Werthschätzungen, — und zwar neuerer Werthschätzungen. Das Umgekehrte, dass alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch, und gerade der Weiseste, als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (das leidendste Wesen): bis hierher sinkt die Natur. Das Organische als Entartung.

677.

Die Gefahr der Umkehr zur Thierheit ist da. Wir schaffen allen Gestorbenen nachträglich Recht und geben ihrem Leben einen Sinn, wenn wir den Übermenschen aus diesem Stoff formen und der ganzen Vergangenheit ein Ziel geben.

678.

Die Vergangenheit in uns zu überwinden: die Triebe neu combiniren und alle zusammen richten auf ein Ziel: — sehr schwer! Es sind durchaus nicht nur die bösen Triebe, welche zu überwinden sind, — auch die sogenannten guten Triebe müssen überwältigt werden und neu geweiht!

679.

Das Machtgefühl. Wetteifer aller Ich's, den Gedanken zu finden, der über der Menschheit stehen bleibt, als ihr Stern. — Das Ich ein *primum mobile*.

680.

Je freier und fester das Individuum ist, um so anspruchsvoller wird seine Liebe: endlich sehnt es sich nach dem Übermenschen, weil alles andere seine Liebe nicht stillt.

681.

Hinweg von euch Menschen lockt mich alle Schönheit: aber auch hinweg von einem Gotte lockt mich alle Schönheit. So werfe ich Anker auf offenem Meere und sage: „hier sei einst die Insel des Übermenschen!“

682.

Mit Menschlichem wollen wir die Natur durchdringen und sie von göttlicher Mummerei erlösen. Wir wollen aus ihr nehmen, was wir brauchen, um über den Menschen hinaus zu träumen. Etwas, das grossartiger ist als Sturm und Gebirge und Meer soll noch entstehen — aber als Menschensohn!

683.

Alles Übermenschliche erscheint am Menschen als Krankheit und Wahnsinn.

684.

Es sind nicht unsere Perspectiven, in denen wir die Dinge sehen: aber es sind Perspectiven eines Wesens nach unserer Art, eines grösseren: in dessen Bilder wir hineinblicken.

685.

Das einzige Glück liegt im Schaffen: ihr alle sollt mitschaffen und in jeder Handlung noch dies Glück haben!

686.

Euer Blick nach fernen Meeren, eure Begierde, den Felsen und seine Spitze zu betasten — eine Sprache ist es nur für eure Sehnsucht. Menschen sucht nur euer Blick und eure Begierde, und das, was mehr ist als Mensch

687.

„Wir wollen ein Wesen erschaffen“, wir wollen alle daran Theil haben, es lieben, wir wollen schwanger sein alle — und uns ehren und achten deshalb.

Wir müssen ein Ziel haben, um dessentwillen wir uns alle einander lieb haben! Alle sonstigen Ziele sind vernichtenswerth!

688.

Die Menschheit muss ihr Ziel über sich hinaus legen — aber nicht in eine falsche Welt, sondern in ihre eigene Fortsetzung.

689.

Schwanger geht die Menschheit, wunderlich sind ihre Schmerzen.

690.

Der Mensch sei ein Anlass zu etwas, das nicht Mensch mehr ist.

691.

Der Mensch ist etwas Flüssiges und Bildsames - man kann aus ihm machen, was man will.

692.

Ich konnte nichts entbehren, als ich den Übermenschen schuf. Alles euer Böses und Falsches, eure Lüge und eure Unwissenheit — alles ist in seinem Samen.

693.

Als ich den Übermenschen geschaffen hatte, ordnete ich um ihn den grossen Schleier des Werdens und liess die Sonne über ihm stehen im Mittage.

694.

Nicht um das Recht kämpft ihr alle, ihr Gerechten, sondern darum, dass euer Bild vom Menschen siege. Und dass an meinem Bild vom Übermenschen alle eure Bilder vom Menschen zerbrechen: siehe, das ist Zarathustra's Wille zum Rechte.

2. Der Herrscher und Gesetzgeber.

695.

Der Schenkende, der Schaffende, der Lehrende — das sind Vorspiele des Herrschenden.

696.

Neue Taxation des Menschen: voran die Frage:
wieviel Macht ist in ihm?
wieviel Vielheit von Trieben?
wieviel Fähigkeit, mitzutheilen und aufzunehmen?
Der Herrschende als höchster Typus.

697.

Die ungeheure Aufgabe des Herrschenden, der sich selber erzieht; — die Art Menschen und Volk, über welche er herrschen will, muss in ihm vorgebildet sein: da muss er erst Herr geworden sein!

698.

Wenn die Mitmenschen nur eine Art von unseren Empfindungen sind: so ist folglich Herrschaft nur eine Art von Selbst-Beherrschung: und der Wille,

Herr zu sein, ist gleich der höchsten Besiegung von eigener Furcht und Mitleid, und Verwandlung des Andern in unsere Function, — also Herstellung eines Organismus.

699.

Alle Tugend und Selbstüberwindung hat nur Sinn als Vorbereitung des Herrschenden!

700.

Jedes Opfer, das der Herrschende bringt, wird hundertfach aufgewogen.

701.

Wie viel opfert der Feldherr, Fürst, der Sich-selber-Verantwortliche, — das ist hoch zu ehren!

702.

Gegen alle bloss Geniessenden! Auch die Einsamkeit als Selbstgenuss, selbst die des Selbstquälers.

703.

Gerade jene zum Wettkampfe um Macht aufrufen, welche sich gerne verstecken und für sich leben möchten, — auch die Weisen, Frommen, Stillen im Lande! Hohn über ihre geniessende Einsamkeit!

704.

Alle schöpferischen Naturen ringen um Einfluss, auch wenn sie allein leben, — „Nachruhm“ ist nur ein falscher Ausdruck für das, was sie wollen.

705.

Die Rechte, die ich mir erobert habe, werde ich dem Andern nicht geben: sondern er soll sie sich rauben! gleich mir — und mag sie nehmen und mir abzwingen! Insofern muss ein Gesetz da sein, welches von mir ausgeht, als ob es alle zu meinem Ebenbilde machen wolle: damit der Einzelne sich im Widerspruch mit ihm entdecke und stärke.

706.

Herrschen? Meinen Typus andern aufnöthigen? Grässlich! Ist mein Glück nicht gerade das Anschauen vieler anderer? Problem.

707.

Typus des Gesetzgebers, seine Entwickelung und sein Leiden. Welchen Sinn hat es überhaupt, Gesetze zu geben?

Zarathustra ist der Herold, der viele Gesetzgeber aufruft.

708.

General-Einsicht vielleicht: das Organische selber ist das Gesetz, wir können gar nicht anders — Determinismus absolut. Die vielen Möglichkeiten, die wir sehen, verwirren uns.

709.

Forderung: das neue Gesetz muss erfüllbar sein — und aus der Erfüllung muss die Überwindung und das höhere Gesetz wachsen. Zarathustra giebt die Stellung zum Gesetz, indem er das „Gesetz der Gesetze“, die Moral aufhebt.

Gesetze als Rückgrat.

An ihnen arbeiten und schaffen, indem man sie vollzieht. Bisheriger Sclavensinn vor dem Gesetze!

710.

Die Moral bisher aus Schwäche: man wollte Autorität und erdichtete sich die Rückenlehnen.

Der Widerspruch der Güte und des Schöpferischen: dies ist das Problem der Weisheit.

Auch die Triebe der zukünftigen Menschheit sind schon da und verlangen ihre Befriedigung — ob wir sie gleich noch nicht bewusst kennen. So giebt es auch im grossen Individuum eine anscheinende Sorge für noch nicht vorhandene Bedürfnisse.

711.

Der Conflict des Herrschenden ist die Liebe zu den Fernen in ihrem Kampf mit der Liebe zu den Nächsten.

Schöpfer-sein und Güte sind nicht Gegensätze, sondern ein- und dasselbe, aber mit fernen oder nahen Perspectiven.

712.

Maass und Mitte zu finden im Streben über die Menschheit hinaus: es muss die höchste und kraftvollste Art des Menschen gefunden werden! Die höchste Tendenz fortwährend im Kleinen darstellen: — Vollkommenheit, Reife, rothbäckige Gesundheit, mildes Ausströmen von Macht. Wie ein Künstler an dem Tagewerk arbeiten, an jedem Werke uns zur Voll-

kommenheit bringen. Die Ehrlichkeit in dem Motive-sich-Eingestehen, wie es dem Mächtigen geziemt.

713.

Die körperliche Stärke soll auf der Seite des grössten Gedankens sein — so lange muss Krieg sein zwischen den verschiedenen Gedanken!

714.

Thatsächlich versuchen die Menschen immer, die grossen Einzelnen sich entbehrlich zu machen, durch Körperschaften u. s. w. Aber sie hängen ganz ab von jenen Vorbildern.

715.

Die Institutionen als Nachwirkungen grosser Einzelner und als Mittel, die grossen Einzelnen einzusenken und einzuwurzeln — bis endlich Früchte entstehen.

716.

Die eudämonistisch-socialen Ideale führen die Menschen zurück, — sie erzielen vielleicht eine sehr nützliche Arbeiter-Species, — sie erfinden den idealen Sclaven der Zukunft, die niedere Kaste, die nicht fehlen darf!

717.

Die tiefe Unfruchtbarkeit des 19. Jahrhunderts. Ich bin keinem Menschen begegnet, der wirklich ein neues Ideal gebracht hätte. Am längsten hat mich

der Charakter der deutschen Musik zu hoffen verleitet. Ein stärkerer Typus, in dem unsere Kräfte synthetisch gebunden sind — mein Glaube.

Anscheinend ist alles *décadence*. Man muss das Zu-Grunde-gehen so leiten, dass es den Stärksten eine neue Existenzform ermöglicht.

718.

Einsamkeit für eine Zeit nothwendig, damit das Wesen ganz und durchdrungen werde — ausgeheilt und hart.

Neue Form der Gemeinschaft: sich kriegerisch behauptend. Sonst wird der Geist matt. Keine „Gärten“ und blosses „Ausweichen vor den Massen“. Krieg (aber ohne Pulver!) zwischen verschiedenen Gedanken! und deren Heeren!

Neuer Adel, durch Züchtung. Die Gründungs-Feste von Familien.

Der Tag neu eingetheilt; die körperlichen Übungen für alle Lebensalter. Der Wettkampf als Princip.

Die Geschlechtsliebe als der Wettkampf um das Princip im Werdenden, Kommenden. — Das „Herrschen“ wird gelehrt, geübt, die Härte ebenso wie die Milde. Sobald ein Zustand meisterlich gekonnt wird, muss ein neuer erstrebt werden.

Sich durch die Bösen belehren lassen und auch ihnen Gelegenheit geben zu Wettkämpfen. Die Entartenden zu benutzen. — Das soll das Recht der Strafe sein, dass der Frevler benutzt werden darf, als Experiment-Object (zu neuer Ernährung): dies ist die Weihe der Strafe, dass hier zum höchsten Nutzen der Kommenden einer verbraucht wird.

Wir schonen unsere neue Gemeinde, weil sie die Brücke zu unserem Ideale der Zukunft ist. Und für sie arbeiten wir und lassen die Anderen arbeiten.

3. Die ewige Wiederkunft.

719.

Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung.

Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen die, welche sie aushalten.

720.

Das Leben selber schuf diesen für das Leben schwersten Gedanken, es will über sein höchstes Hinderniss hinweg!

721.

Dass wir unsere Unsterblichkeit ertragen könnten — das wäre das Höchste.

722.

Man muss vergehen wollen, um wieder entstehen zu können, — von einem Tage zum anderen. Verwandlung durch hundert Seelen, — das sei dein Leben, dein Schicksal! Und dann zuletzt: diese ganze Reihe noch einmal wollen!

723.

Ich lehre euch die Erlösung vom ewigen Flusse: der Fluss fliesst immer wieder in sich zurück, und immer wieder steigt ihr in den gleichen Fluss, als die Gleichen.

724.

Wenn nur ein Augenblick der Welt wiederkehrte, — sagte der Blitz — so müssten alle wiederkehren.

725.

Wer ein einziges Erlebniss wieder haben will, muss alle sich wieder wünschen.

726.

— Weisst du das nicht? In jeder Handlung, die du thust, ist alles Geschehens Geschichte wiederholt und abgekürzt.

727.

Ein unendlicher Process kann gar nicht anders gedacht werden als periodisch.

728.

— Und ob ich von jetzt an rückwärts zähle oder vorwärts: ich halte den Streifen der Unendlichkeit in der Hand und — —

Die Thoren sagen: „aber da wäre ja eine Unendlichkeit schon vollendet“: doch man soll reinlich sein im Scheiden der Worte und nicht einmal Anfang nennen, was man das andere Mal Ende nennt.

729.

Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zu Grunde? Die schlechtesten nehmen sie an?

730.

Die Lehre der Wiederkunft wird zuerst das Gesindel anlächeln, das kalt und ohne viel innere Noth ist. Der gemeinste Lebenstrieb giebt zuerst seine Zustimmung. Eine grosse Wahrheit gewinnt sich zu allerletzt die höchsten Menschen: dies ist das Leiden der Wahrhaftigen.

731.

Unsterblich ist der Augenblick, wo ich die Wiederkunft zeugte. Um dieses Augenblickes willen ertrage ich die Wiederkunft.

II.

Nachträge zu den ausgeführten Theilen des Zarathustra.

1. Zum zweiten Theil.

(Frühling, Sommer 1883.)

„Du hast es gesagt, König: das Bild, das vor dem Volke hergeht, das Bild, an dem sie alle zu Bildnern werden: das Bild soll dem Volke der König sein!“

„Es ist nicht mehr die Zeit für Könige: die Völker sind es nicht mehr werth, Könige zu haben.“

„Vernichten, vernichten sollst du, oh König, die Menschen, vor denen kein Bild herläuft: das sind aller Menschheit schlimmste Feinde!“

„Und sind die Könige selber solche, so vernichte, oh König, die Könige, so du es vermagst!“

„Meine Richter und Fürsprecher des Rechts sind überein gekommen, einen schädlichen Menschen zu vernichten. sie fragen mich, ob ich dem Rechte seinen Lauf lassen wolle oder der Gnade vor dem Rechte.“

„Was ist das Schwerere zu wählen für einen König, die Gnade oder das Recht?“

„Das Recht“, antwortete der König, denn er war milden Sinnes.

„So wähle das Recht und lass die Gnade den Gewaltmenschen, als ihre eigene Überwältigung!“

„Ich erkenne Zarathustra“, sagte der König mit Lächeln: „wer verstünde wohl, gleich Zarathustra, auf eine stolze Weise zu erniedrigen? Aber das, was du aufhobst, war ein Todesurtheil.“

— und er las langsam daraus und mit halber Stimme, wie als ob er mit sich allein sei: „des Todes schuldig, — Zarathustra, des Volkes Verführer.“

„Tödte ihn, wenn du die Macht dazu hast“, — rief Zarathustra auf eine furchtbare Weise abermals; und sein Blick durchbohrte die Gedanken des Königs.

Und der König trat nachsinnend einige Schritte zurück, bis hinein in die Nische des Fensters; er sprach kein Wort und sah auch Zarathustra nicht an. Endlich wendete er sich zum Fenster.

Als er aber zum Fenster hinausblickte, da sah er etwas, darob die Farbe seines Angesichtes sich verwandelte. „Zarathustra“, sagte er mit der Höflichkeit eines Königs, „vergieb, dass ich dir nicht gleich antwortete. Du gabst mir einen Rath: und wahrhaftig, ich hörte gerne schon auf ihn! — Aber er kommt zu spät!“ —

Mit diesen Worten zerriss er das Pergament und warf es auf den Boden. Schweigend giengen sie von einander.

Was der König aber von seinem Fenster aus gesehen hatte, das war das Volk: das Volk wartete auf Zarathustra.

Höre mich eine kleine Weile, oh Zarathustra — sagte eines Tages ein Schüler — es geht mir etwas im Kopfe herum; oder fast möchte ich glauben, mein Kopf gehe um etwas herum, also dass er sich im Kreise dreht.

Was ist denn das, unser Nächster? Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewusst geworden sind: ein Bild ist unser Nächster.

Aber was sind wir selber? Sind wir selber nicht auch nur Bilder? Ein Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewusst geworden sind?

Unser Selbst, von dem wir wissen: ist nicht auch das nur ein Bild, ein Ausser-uns, Äusseres, Äusserliches? Immer rühren wir nur an das Bild, und nicht an uns selber.

Sind wir uns selber nicht eben so fremd und eben so nah, als der Nächste?

Wahrlich, wir haben ein Bild vom Menschen, — das machten wir aus uns. Und nun wenden wir's auf uns selber an, — uns zu verstehen! Ach ja, verstehen!

Schlimm, zum schlimmsten steht es mit unserem Selbstverständniss! Unsere stärksten Gefühle: so weit es Gefühle sind, sind sie ein Äusseres, Äusserliches, Bildliches: Gleichnisse sind sie.

Und was wir innere Welt sonst nannten: ach, arm und trügerisch und hohl und dichterisch ist sie am meisten!

Ach, wer war's, der mich einsam machte und wild und zum Höhlenbär der Wildniss?

Ach, wer verbannte mich unter lieblose Steine und Unwetter?

— Auf eure Liebe? Ach, nun kommt's mir zurück. das grässliche Wissen — wer war's, der mich in die Wildniss trieb und zum Wilde machte!

Umsonst! Umsonst! Ihr selber triebt ja den Wilden hinaus: zum Höhlenbär machte mich ja der Freundes-Wille.

Ach, und nun wächst mein Hunger nach ihnen, seit ich der Verbannte heisse: und dieser Wahnsinn von Liebe macht mich noch fremder und fürchterlicher.

Alle Bosheit meiner Seele will ich ausgiessen gegen meine Freunde: ob ich so vielleicht meine Feinde zu dem verführe, was mich führt.

Einsam bin ich wieder und verbannt. Durch meine Freunde bin ich verbannt in meine Einsamkeit und durch die, welche mich lieben. So will ich denn zu meinen Feinden reden.

Zu denen will ich reden, die mich hassen: ob ich sie vielleicht besser zu mir überrede als meine Freunde.

Und also gelüstet mich heute nach meinem Feinde, wie mich einst nach aller Wahrheit gelüstete.

Wahrheit hiess ich einst alles das, was mir weh und am wehsten that.

2. Zum dritten Theil.

(Herbst, Winter 1883.)

Eine kleine unschuldige Geschichte, die aber viel Unfug gestiftet hat: ich erzähle sie euch, — den Unfug mögt ihr euch selber erzählen!

Es gab einmal einen Knaben, dem sagte man mit Blicken und Reden: „Was dein Vater ist, das ist nicht dein rechter Vater!“

Das verdross das Kind und machte es nachdenken; und endlich sagte es sich zu seinem Herzen, ganz heimlich: „Es giebt wohl nichts Schöneres in der Welt als einen rechten Vater?“

Und als das Kind beten lernte, war seine erste Bitte: „Gott, gieb mir doch einen rechten Vater!“

Das Kind aber wuchs, und mit dem Kinde seine heimliche Liebe und sein Gebet: unter Frauen und Priestern erwuchs der Jüngling: —

ein Jüngling, unter Frauen und Priestern tief geworden, und scheu vor der Liebe und noch vor dem Worte „Liebe“ —

tief geworden und durstig nach dem Thau der Liebe, gleich dem Thymian in der Nacht —

durstig und zitternd vor seinem Durste, und der Nacht freund, weil die Nacht voller Scham und duftenden Weihrauchs ist.

Nach dem Weihrauche der Priester duftete selber seine Seele und nach der Unschuld der Frauen: sie schämte sich aber dieses Duftes noch.

Und wie sonst ein Jüngling betend begehrt, dass ein Weib ihn liebe, so begehrte er betend nach der Liebe eines Vaters und schämte sich auch seines Gebetes noch.

Da geschah es, dass sein Gebet einst in lichte Wolken zerfloss, und Worte aus lichten Wolken stiegen: „Siehe, das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“.

„Ist das möglich! sprach der Jüngling. Ich der liebe Sohn dessen, den ich eben um einen Vater bat? Gott mein Vater! Ist das möglich?

Dieser alte allmächtige Stirnrunzler und Lippen-Aufwerfer von Judengott — ist mein Vater! Kann das möglich sein?

Aber er sagt es selber und log noch nie: was kann ich thun! Ihm muss ich's glauben!

Bin ich aber sein Sohn, so bin ich Gott: bin ich aber Gott, wie bin ich Mensch? — Es ist nicht möglich, — aber ihm muss ich's glauben! —

Der Mensch an mir — das ist wohl nur seiner Liebe Nothdurft: denn wie ich nach dem Vater, so dürstete er wohl nach seinen Kindern.

Dass ich Mensch bin, das ist wohl der Menschen wegen: ich soll sie zu meinem Vater locken —

sie zur Liebe locken: oh diese Thoren, die man zur Liebe erst noch locken muss!

Sie sollen Gott lieben: das ist eine leichte Lehre und ein Wohlgefallen, — ein leichtes Joch wird uns Gottes-Kindern aufgelegt: wir sollen thun, was wir am liebsten thun.

Diese Lehre und Weisheit ist leicht zu fassen: auch die Armen am Geiste dürfen die Hände nach ihr ausstrecken.

Manches am Menschen ist wenig göttlich: wenn man Koth lässt, wie soll man dabei Gott sein?

Aber schlimmer noch ist's mit dem anderen Kothe, der Sünde heisst: den wollen die Menschen gar noch bei sich behalten und nicht von sich lassen.

Nun aber muss ich's glauben: man kann Gott sein und doch Koth lassen: so lehre ich sie, ihren Koth lassen und Götter werden "

Wie kamst du, oh Zarathustra, zu deiner Weisheit — so fragt ihr mich — auf dass wir die Kunst lernen, wie wir unsere Weisheit erreichen möchten?

Das Erste ist, dass ich niemanden je fragte, wie man zur Weisheit steigt. Ich fand den nicht, der Ohren für meinen Mund hatte.

Mein Schwerstes lernte ich im Verborgenen thun: wer hatte Augen dafür, als ich allein in furchtbare neue Meere mich einschiffte?

Und als ich allen geliebten Götzen den Rücken wandte, wer sah mich gehen! Ungesehen schritt ich hinaus in den Brand der Wüste.

Auf vielerlei Weg und Weise lernte ich steigen. Und selbst dem Thauwind war ich hold: denn er machte, dass mein Strom stieg und stieg und mein Eis sich thürmte.

Mit Eisschollen erstieg und erstürmte ich oft das Land, das mir verheissen: nicht jedermann ist vorbestimmt, also zu erobern.

Denn ein Eroberer war ich auf meinem Pfade der Wahrheit: meinen Namen schrieb meine Hand hin, wohin ich meinen Fuss setzte.

Meine Klugheit gieng von mir, diese spröde Katze: mein Stolz rauschte in die Lüfte! Der sucht sich Abenteuer.

Da sitze ich nun mit meiner Thorheit, — die Welt still wie ein Garten, die Luft müde von vielen Wohlgerüchen.

Welche liebe Noth macht mir meine Thorheit: sie will gar nicht still sitzen und purzelt immer vom Stuhle, — wird sie je ihrer selber müde werden?

Sie wird auch ihres Singens nicht müde: die Weise aber hat sie von den Kindern gelernt, Abends, wenn die purpurne Seligkeit am Himmel hängt.

Ich vergebe ihr, denn sie weiss nicht, was sie singt: und weil ich so allein bin, singe ich ihren Unsinn mit — verzweifelnd, wie oft sie dabei vom Stuhle fällt.

3. Zum vierten Theil.

(1884/85.)

„Wie gut doch, dass wir erst also nothschrieen: so mussten wir hinauf zu deinem Anblicke! Wie danken wir's nun allem Ekel, aller schweren Luft, dass sie uns fragen und suchen und steigen lehrten, —

— fragen lehrten am rechten Orte, in der rechten Höhe: „Lebt denn Zarathustra noch? Wie lebt Zarathustra noch?"

Einem guten Frager ist halb schon geantwortet. Und wahrlich eine ganze, gute Antwort ist das, was wir hier mit Augen sehen: Zarathustra lebt noch, und mehr als je, —

Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein göttlich Leichtfertiger,

— Zarathustra der Lachende, Zarathustra der Schweiger, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, einer der Sprünge und Seitensprünge liebt,

— der die Krone des Lachens trägt, eine Rosenkranz-Krone. Du selber nämlich, oh Zarathustra, setztest dir diese Krone auf's Haupt, kein anderer wäre heute stark genug dazu!

Und ob du gleich Schlimmeres schautest und Schwärzeres als irgend ein Schwarz-Seher, und durch deine Höllen noch kein Heiliger gegangen ist,

— ob du gleich neue Nächte um dich hülltest und gleich eisigem, düsterem Nebel hinein in neue Abgründe stiegest: immer wieder spanntest du endlich dein buntes Zelt über dich,

— dein Lachen spanntest du aus über Nacht und Hölle und Nebel-Abgrund; und wo dein hoher, starker Baum steht, da darf der Himmel nicht lange dunkel sein.“

Hier aber unterbrach Zarathustra die Rede des Königs, legte ihm die Finger auf den Mund und sagte: „Ja diese Könige! —

Sie verstehn sich auf's Huldigen und die grossen Worte: sie selber sind's gewohnt! Aber was soll dabei aus meinen Ohren werden!

Meine Ohren werden dabei klein und kleiner, seht ihr's nicht? Sie verkriechen sich nämlich vor allen grossen Prunkreden.

Und wahrlich, ihr Könige, mit solchem Loben könntet ihr den Stärksten umwerfen, einen solchen Becher Weins soll man niemandem zutrinken.“

— Also sprach der König, und alle traten auf Zarathustra zu und erwiesen ihm abermals ihre Ehrfurcht. Zarathustra aber schüttelte das Haupt und wehrte ihnen mit der Hand.

„Willkommen hier! sprach er zu seinen Gästen. Von Neuem heisse ich euch willkommen, ihr Wunderlichen! Auch meine Thiere grüssen euch voller Ehre

und voller Furcht: noch niemals nämlich sahen sie so hohe Gäste!

Doch seid ihr mir keine kleine Gefahr — so raunen mir meine Thiere zu: „Nimm dich in Acht vor diesen Verzweifelnden!“ spricht mir die Schlange am Busen; — vergebt ihrer Liebe zu mir diese scheue Vorsicht!

Von Ertrinkenden spricht mir heimlich meine Schlange: das Meer zieht sie hinab — da möchten sie sich gern an einen starken Schwimmer anklammern.

Und wahrlich, so blind und wild greifen Ertrinkende mit Armen und Beinen nach einem Retter und Gutwilligen, dass sie den Stärksten mit in ihre Tiefe hinabziehen. Seid ihr — solche Ertrinkende?

Den kleinen Finger streckte ich euch schon entgegen. Wehe mir! Was werdet ihr nun noch von mir nehmen und an euch reissen!“

Also sprach Zarathustra und lachte dabei voller Bosheit und Liebe, während er mit der Hand den Hals seines Adlers streichelte: der nämlich stand neben ihm, gesträubt, und wie als ob er Zarathustra gegen seine Besucher zu schützen hätte. Dann aber reichte er dem König zur Rechten die Hand, daß dieser sie küsse, und begann von Neuem, herzhafter noch als vorher — —

Es war um die Mitte dieses langen Abendmahles, welches schon des Nachmittags begonnen hatte: da sagte jemand: „hört, wie der Wind draussen saust und pfeift! Wer möchte jetzt gern draussen in der Welt sein! Es ist gut, dass wir in Zarathustra's Höhle sitzen.

Denn, ob sie schon eine Höhle ist, so ist sie doch, für Schiffe wie wir sind, ein guter sicherer Hafen. Wie gut; dass wir hier — im Hafen sind!“

Als diese Worte gesprochen waren, sagte niemand eine Antwort, alle aber sahen sich an. Zarathustra selber jedoch erhob sich von seinem Sitze, prüfte seine Gäste der Reihe nach mit einer leutseligen Neugierde und sprach endlich:

„Ich wundere mich über euch, meine neuen Freunde. Ihr seht wahrlich nicht aus wie Verzweifelnde. Wer glaubte es wohl, dass ihr kürzlich hier in dieser Höhle nothschrieet!“

Zarathustra gab Acht darauf, wie der Wahrsager tanzte, und zeigte mit dem Finger darnach. Dann aber entriss er sich mit einem Male dem Gedränge der Dankenden und Liebenden und kletterte einige Schritte an einer schroffen Klippe aufwärts, indem er sich im Steigen einige Rosen und Rosenranken abriss. Von dieser Höhe her und, wie eben gesagt, mit Rosen in den Händen, nahm er an jenem Abende zum letzten Male das Wort: hinabschauend auf diese Schaar von Verzweifelten, welche nicht mehr zweifelten, von Ertrinkenden, welche auf gutem, festem Lande standen, lachte er aus ganzem Herzen, wand die Rosen zum Kranze und sprach die Rede, welche man heisst: die Rosen-Rede.

„Hinaus, hinaus nun, du Wildfang und Unband! Von wem redest du doch? Fliege fern hinaus, du guter Brausewind! Wie ein Schrei und ein Jauchzen fliege über weite Meere, bis du die glückseligen Inseln findest! —

Grüsse meine Kinder auf ihren Inseln, bringe ihnen den Gruss eines Nachbarn der Sonne, eines Nachbarn des Schnees, eines Nachbarn des Adlers, bringe ihnen zum Gruss die Liebe ihres Vaters!

Meine Kinder, meine Wohl-Geborenen, meine neue schöne Art: was zögern meine Kinder auf ihren Inseln?

Ward es nicht Zeit und höchste Zeit — so blase ihnen in's Ohr, du guter Sturmgeist —, dass sie endlich zu ihrem Vater kommen? Warte ich nicht auf meine Kinder als einer, dess Haar weiss und grau ward?

Hinaus, hinaus, du unbändiger, guter Sturmgeist! Stürze hinab in's Meer aus deinen Berghöhlen, spute dich und segne vor Abend meine Kinder noch, —

segne sie mit meinem Glücke, mit diesem Rosenkranz-Glücke! Wirf diese Rosen über ihre Inseln hin, wie ein Fragezeichen, welches fragt: „Woher kam solch Glück?“

Bis sie fragen lernen: „Lebt unser Vater noch? Wie lebt unser Vater Zarathustra noch? Lebt unser alter Vater Zarathustra seine Kinder noch?“

Locke meine Kinder zu mir mit meinem besten Glücke! Ködere sie herauf zu meiner treulichen goldbraunen Vater-Sehnsucht! Träufle auf sie den Honig einer langen, langen Vaterherzens-Liebe!

Der Wind bläst, der Wind bläst, der Mond scheint, — oh meine fernen, fernen Kinder, was weilt ihr nicht hier, bei eurem Vater? Der Wind bläst, keine Wolke steht am Himmel, die Welt schläft. — Oh Glück! Oh Glück!“ — —

Kaum aber hatte Zarathustra diese Worte gesprochen, da erbebte er bis in die Wurzel seines Herzens: denn er merkte, als er zu seinen Füssen hinabblickte, dass er ganz allein war. Er hatte seine Gäste vergessen; —

hatten seine Gäste auch ihn vergessen? „Wo seid ihr? Wo seid ihr?“ rief Zarathustra in die Nacht hinaus: aber die Nacht schwieg.

„Wo seid ihr? Wo seid ihr, meine Thiere?“ rief Zarathustra abermals in die Nacht hinaus. Aber auch seine Thiere blieben stumm. — —

Um jene tiefe Nachtstunde war es, dass Zarathustra den grossen Rundgesang anstimmte, in welchen seine Gäste der Reihe nach einfielen; der Esel aber, der Adler und die Schlange horchten zu, ebenso wie die Höhle Zarathustra's, und die Nacht selber. Dieser Rundgesang aber lautete also:

„Erhebt eure Herzen, meine Brüder, hoch! höher! — aber vergesst mir auch die Beine nicht! Erhebt auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch, ihr steht auch auf eurem Kopfe!

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Wahrsager ein: „Es giebt auch im Glücke schweres Gethier, es giebt Plumpfüssler von Anbeginn. Wunderlich mühn sie sich ab, einem Elephanten gleich, der sich müht, auf dem Kopfe zu stehn.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der hässlichste Mensch ein: „Besser noch, plump tanzen, als auf lahmen Beinen gehn, besser, närrisch sein vor Glücke als Unglücke. Dies aber ist Zarathustra's beste Wahrheit: auch das schlimmste Ding hat zwei gute Kehrseiten.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Zauberer ein: „Nun verlernte ich das Trübsal-Blasen und alle Nachtwächter-Traurigkeit. Dem Winde will ich's gleich thun, der alle Himmel hell und alle Meere brausen macht: Zarathustra will ich's nunmehr gleich thun.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der König zur Rechten ein: „Schüttelt mich zusammen mit allen Erden-Thränen und Menschen-Jammer, immer wieder werde ich obenauf sein wie Öl auf Wasser. Das aber lernte ich diesem Zarathustra ab.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der König zur Linken ein: „Und muss ich der Erde einmal gram sein: des Himmels Sterne reisst da meine Bosheit noch herab zur Erde: das ist so die Art aller Zarathustra-Rache.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der gute Europäer ein: „Und wenn es auf Erden auch Moore und Trübsal giebt und ganze Meere schwarzen Schlamms: wer leichte Füsse hat, gleich Zarathustra, läuft über Schlamm noch dahin, schnell wie über gefegtem Eise.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der freiwillige Bettler ein: „Der Schritt verräth, ob einer schon auf seiner Bahn schreitet: seht Zarathustra gehn! Wer aber seinem Ziele nahe kommt, der — tanzt.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der Gewissenhafte des Geistes ein: „Krumm kommen alle guten Dinge ihrem Ziele nahe, gleich Katzen machen sie da Buckel, sie schnurren innewendig vor ihrem nahen Glücke, alle guten Dinge lachen.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!"

Da fiel der alte Papst ein: „Welches war hier auf Erden bisher die grösste Sünde? Das war das Wort dessen, der sprach: „Wehe denen, die hier lachen!“

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Die letzte Sünde.

1.

Aber was geschah damals mit Zarathustra selber? — Ja, wer möchte das errathen, was sich in jener Nacht mit ihm zutrug! — Er fiel nämlich, als er das Glück seiner höheren Menschen sah, mit einem Male nieder wie ein Eichbaum, der lange vielen Holzschlägern widerstanden hat, — schwer, plötzlich, zum Schrecken für die selber, welche ihn fällen wollten. Die Axt aber, die Zarathustra darniederschlug — Mitleiden hiess diese Axt, Mitleiden mit dem Glück dieser höheren Menschen.

2.

Die höheren Menschen stürzten hinzu, als er so zu Boden lag, dass sie ihm wieder aufhülfen: aber schon sprang er von selber empor, stiess alle von sich, die sich um ihn drängten und schrie: „Fort! Fort! Fort!“ „Lasst mich davon“, schrie er, so schmerzlich und schrecklich, dass seinen Freunden das Herz erstarrte; und ehe nur eine Hand sich ausstreckte, ihn zurückzuhalten, zog er sein Gewand über den Kopf, lief in die schwarze Nacht hinaus und war verschwunden.

Da nun standen seine Freunde eine lange Weile betäubt und stumm, denn sie waren in diesen Bergen fremd, und niemand hätte um diese Stunde auch nur hundert

Schritt weit einen Weg gefunden. Es gieng nämlich gegen Mitternacht. So traten sie, als sie sich nicht zu helfen und zu rathen wussten, endlich wieder in die Höhle Zarathustra's, ob sie ihnen gleich traurig und kalt dünkte, und ertrugen daselbst die Nacht, mit wenig Schlaf und vielen schlimmen Gedanken und Gespenstern.

Es geschah aber um die Stunde der ersten Früh-Dämmerung, dass jener Wanderer, welcher sich den Schatten Zarathustra's nannte, seine Gefährten heimlich verliess und vor der Höhle nach dem Verlorenen ausspähte. Und nicht lange darauf rief er in die Höhle hinein: „dort kommt Zarathustra!“ Da warfen sie alle den Schlaf und die schlimmen Gedanken von sich und sprangen auf, voller Hoffnung, dass es nun wieder Tag werde. Als sie aber mit einander ausspäheten — und auch der Esel war mit ihnen hinausgegangen und spähete nach Zarathustra —, siehe, da gewahrten sie in der Ferne ein seltsames Schauspiel. Zarathustra kam nämlich des Wegs herauf, langsam, langsam: bisweilen stand er still und blickte zurück: hinter ihm aber schritt ein mächtiges gelbes Thier, gleich Zarathustra selber zögernd, langsamen Ganges und oft zurückblickend. Immer aber, wenn Zarathustra den Kopf nach ihm umwandte, kam es einige Schritte schneller vorwärts, dann aber zögerte es wieder. „Was geschieht da!“ fragten sich da die höheren Menschen, und ihre Herzen klopften; denn sie argwöhnten, dass dieses mächtige gelbe Thier ein Löwe des Gebirges sei. Und siehe, plötzlich wurde der Löwe ihrer gewahr: da stiess er ein wildes Gebrüll aus und sprang auf die höheren Menschen los: also dass diese alle wie mit einem Munde aufschrieen und davon flohen. Und in Kürze war Zarathustra allein und stand staunend am Eingange seiner Höhle. „Was geschah mir doch!“

sagte er zu seinem Herzen, während der starke Löwe schüchtern sich an seine Kniee drängte. „Was hörte ich doch eben für einen Nothschrei!“ Da aber kam ihm die Erinnerung, und er begriff mit einem Male alles, was geschehen war. „Hier ist der Stein,“ sprach er frohlockend, „auf dem sass ich gestern am Morgen: da hörte ich den gleichen Schrei. Oh ihr höheren Menschen, es war ja euer Nothschrei!“

III.

Entwürfe und Gedanken zu den unausgeführten Theilen des Zarathustra.

1. Entwürfe und Gedanken zu einem abschliessenden (vierten) Theil, 1883: vor Abfassung des jetzigen dritten und vierten Theils.

1. Act. Zarathustra unter Thieren. Die Höhle. Das Kind mit dem Spiegel. (Es ist Zeit!)

Die verschiedenen Anfragen, sich steigernd. Zuletzt verführen ihn die Kinder mit Gesang.

2. Act. Die Stadt, Ausbruch der Pest. Aufzug Zarathustra's, Heilung des Weibes. Frühling.

3. Act. Mittag und Ewigkeit.

4. Act. Die Schiffer.

Scene am Vulcan. Zarathustra unter Kindern sterbend. Todtenfeier.

Zum dritten und vierten Act. — Zarathustra sah und hörte nichts, er war entzückt.

Dann schrittweise zurück in das furchtbarste Wissen. Die Empörung der Jünger, Fortgehen der Liebsten, Zarathustra sucht sie zu halten. Die Schlange züngelt nach ihm. Er widerruft, Übermaass des Mitleidens, der Adler

flieht. Jetzt die Scene des Weibes, an dem wieder die Pest ausbricht. Aus Mitleid tödtet er. Er umarmt den Leichnam.

Darauf das Schiff und die Erscheinung am Vulcan: „Zarathustra geht zur Hölle? Oder will er nun die Unterwelt erlösen?“ — So verbreitet sich das Gerücht, er sei auch der Böse.

Letzte Scene am Vulcan. Volle Seligkeit. Vergessen. Vision des Weibes (oder des Kindes mit dem Spiegel). Die Jünger schauen in das tiefe Grab. (Oder Zarathustra unter Kindern an Tempelresten.)

Die grösste aller Todtenfeiern macht den Schluss. Goldener Sarg in den Vulcan gestürzt.

Act I. Einsamkeit und Scham vor sich: ein unausgesprochener Gedanke, dem er sich zu schwach fühlt (zu wenig hart). Die Versuchungen, ihn darüber zu täuschen. Die Boten des ausgewählten Volkes laden ihn zum Feste des Lebens.

Act II. Er wohnt incognito dem Feste bei. Er verräth sich, als er sich zu geehrt findet.

Act III. Im Glück verkündet er den Übermenschen und dessen Lehre. Alle fallen ab. Er stirbt, als die Vision ihn verlässt, vor Schmerz darüber, welches Leid er geschaffen.

Todtenfeier. „Wir tödteten ihn“ — Mittag und Ewigkeit.

Plan zum 4. Zarathustra.

1. Der Siegeszug, die Pest-Stadt, der symbolische Scheiterhaufen.

2. Die Verkündungen der Zukunft: seine Schüler erzählen ihre Thaten.
3. Die letzte Rede mit Vorzeichen, Unterbrechungen, Regen, Tod.
4. Der Bund auf seinem Grabe — die Gelobenden — der grosse Mittag (ahnungsvoll, — heiter und schauerlich).

Plan zu Zarathustra IV.

1. Die Einladung.
2. Der Sieges-Zug. Die Peststadt. Der Scheiterhaufen (die alte Cultur verbrannt).
3. Das Frühlingsfest mit Chören.
4. Rechenschaft vor Zarathustra: „was thatet ihr?„ (erfandet ihr?) — Art der Gemeinschaft (wie in Corsica).
5. Wohn-Orte.
6. Kriege und Ringkämpfe.
7. Der neue Adel.
8. Die Versuche (mit den Bösen, „Strafen“ u. s. w.)
9. Das Weib im Weibe erlösen.
10. Die Sclaven (Bienenstöcke). Ruhe ertragen lernen. Mehr Maschinen. Umgestaltung der Maschine in's Schöne.
11. Die Zeit zur Einsamkeit. Eintheilung des Tages.
12. Die lange Jugend und die Verwandlungen. — Darauf die grossen Reden Zarathustra's, gleich Gebeten.
13. Die Heiligung des Lachens. Zukunft des Tanzes. Sieg über den Geist der Schwere.
14. Die Unschuld des Werdens.

15. Die Weihung des Kleinsten.
16. Das Zerbrechen der Tafeln.
17. Die Erlösung der Bösen.
18. Das Heraufbeschwören des Feindes.
19. Die neuen Könige; — als Vorbild: Lehrer.
20. Das ewige „Ich“ und seine Heiligung. Seligsprechung der Triebe. Determinismus und seine Lösung. Es giebt keine Moral und absolute Verantwortlichkeit; wir setzen sie für uns an.
21. Entscheidender Moment: Zarathustra fragt die ganze Masse am Feste: „Wollt ihr das Alles noch einmal?“ — Alles sagt „Ja!“ Er stirbt vor Glück dabei. — (Ahnungsvoll, heiter, schauerlich.) (Der Himmel heiter, tief; tiefste Stille; die Thiere um Zarathustra; er hat das Haupt verhüllt, die Arme über die Felsplatte gebreitet, — scheint zu schlafen. Der heulende Hund. Furchtbare Stille; etwas Leuchtendes geht ihnen allen über ihre Gedanken weg.) — Den Schluss bilden die Reden der Gelobenden an seiner Leiche.

    Die Gelobenden.

22. u. s. w. Der grosse Mittag als Wendepunkt, — die zwei Wege. Der Hammer zur Überwältigung des Menschen: höchste Entfaltung des Individuums, sodass es an sich zu Grunde gehen muss (und nicht, wie bisher, an Diätfehlern!). — Was Glück!

    Der Schaffende als der Selbst-Vernichter. Schöpfer aus Güte und Weisheit. Alle bisherige Moral überboten!

    Zuletzt die Gelöbnisse, — furchtbare Schwüre!

Zarathustra IV.

1. Die Einladung.
2. Der Siegeszug.
3. Danklied der Genesenden.
4. Der grosse Mittag.
5. Die neue Gemeinschaft. Ich fand den Menschen niedrig geworden, kleine Tugenden, kleine Schlechtigkeiten.
6. Wohin? (Die Wohnorte.)
7. Der neue Adel und seine Erziehung (Vielheit und Einheit) (die Mächtigen und die Kleinen).
8. Das Weib im Weibe.
9. Die Bienenstöcke und die Arbeiter. Die Kleinen und ihre Tugenden.
10. Eintheilung der Zeit und des Tages. Einsamkeit. Die Nahrung, Simplicität. „Arm und Reich“ überbrückt.
11. Die neuen Kriege. (Gegen die bloss Geniessenden.)
12. Strafe und die Bösen. Die neue Barmherzigkeit zu Gunsten der Kommenden. Die Bösen als Zerstörer ehrwürdig, denn Zerstören ist nöthig. Dann als Quelle von Kraft.
13. Das Leben als Versuch: das Glück im Errathen oder Versuchen. (Scepsis.) Der Tod und die Lust, sich selber als Hemmniss des Lebens weichen zu sehen.
14. Das Zerbrechen der Tafeln. Der idealische „Gesetzgeber“. Heroldsruf.
15. Das Ich geheiligt. „Selbst-Sucht und Herrschsucht“ vor allem. Alle Triebe, bisher verketzert, weil zu stark an falscher Stelle: rehabilitirt.
16. Die Erlösung der Vergangenen. Der grosse Mittag vollgestopft mit vereinigten Gegensätzen.

17. Lob der kühlen, dialectischen Vernunft. Das dankbare Auge. Abwehr des Ungeheuren.
18. Die Heiligung des Lachens und des Tanzes. (Der Leib als Zeuge des Wachsens.)
19. Die Ordnung der Feste.
20. Die Unschuld des Werdens. Der Kampf mit dem Zufalle. Die neue „Unsterblichkeit", „Wille zum Leiden".
21. Die grosse Frage.
22. Die Gelobenden

* * *

Besuche bei Zarathustra, man ruft ihn um Hülfe.

1. allgemeiner Sclaven-Aufstand.
2. die Verweichlichung der Herzen, Schwäche.
3. die Verdüsterung und die Verrücktheit.

Die Vorzeichen: der Brand der grossen Stadt.

Er weigert sich. Endlich durch die Kinderchöre in Thränen.

Zwei Könige führen den Esel.

Als der Zug nicht weiss, wohin sich wenden, kommen die Gesandten aus der Peststadt. Entscheidung. Schnee im Walde. Feuer auf dem Markt. Symbolische Reinigung. (Vernichtung der Grossstadt).

* * *

Der Mildeste muss der Härteste werden und daran zu Grunde gehen. Mild gegen den Menschen, hart um des Übermenschen willen. Collision. Anscheinende Schwäche.

Er vergisst sich und lehrt aus dem Übermenschen heraus die Wiederkehr: der Übermensch hält sie aus und züchtigt damit.

Bei der Rückkehr aus der Vision stirbt er dann.

Zuerst: Kritik alles bisher Gelehrten.

Das geringste Verschweigen lähmt seine ganze Kraft: er fühlt, dass er einem Gedanken bisher ausgewichen ist, — der stürzt nun mit ganzer Kraft über ihn her! Es ist ein Ringkampf: wer ist stark genug, Zarathustra oder der Gedanke?

Wozu Wahrheit! — Es ist der stärkste Trieb geworden, der Wille zur Wahrheit! Zarathustra kann nicht anders!

Die Versuchungen: auszuruhen in der vergangenen Welt-Betrachtung.

Die spöttische Scepsis und Selbstzersetzung: „was könntest du denn „schaffen"!"

„Du bist nicht stark genug! Überlass es Stärkeren! Geniesse deine Müdigkeit selber! Bewundre dich!"

„Überrede dich, dass dein Mitleiden die Tugend ist, und dass du dem Glück anderer deine Erkenntniss opferst."

„Gesteh dir doch ein, was dieser Wille zum Schaffen ist — Herrschsucht, welche sich nicht auf dem nächsten

Weg befriedigen kann. „Freunde?“ du willst Werkzeuge haben!“

„Und warum denn diese Wahrheit reden! Selbst wenn du glauben dürftest, dass es Wahrheit ist! Es giebt ja keine Verbindlichkeit mehr für dich! Keine „Pflicht zur Wahrheit“!

„Du verleidest allen den Genuss des Vorhandenen, du bist der Lehrer der grossen Müdigkeit selber!“

„Du entkräftest die Tugend und machst sie weniger gelobt, also weniger begehrt. Du selber raubst der Menschheit die Kraft, mit der sie nach dem Ziele laufen könnte!“

Seine schliessliche Beruhigung: es lässt sich die Wirkung nicht voraussehn! Der grösste Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!

Seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben?

Vielleicht ist er nicht wahr: — mögen andere mit ihm ringen!

„Der Mensch ist das, was überwunden werden muss. Hier halte ich den Hammer, der ihn überwindet!“

Dieser Gesichtspunkt beseligt Zarathustra am Schluss des III. Theiles, er wird dabei reif.

Die bisherigen Ausflüchte und Fluchtversuche vor dem grössten Gedanken:

1. Nirvana, der Gedanke an das Nichts beseligend;

2. die wunderhafte Umschaffung im Jenseits und dann ewiges Fortleben (im Christenthum);
3. die Verthierung, als *bien public* — Consequenz der Eudämonisten, Socialisten, Jesuiten;
4. die absolute Scepsis an unserm Geiste und practisches Sich-gehen-lassen. („Was weiss ich vom Handeln!“)

Der Determinismus: ich selber bin das Fatum und bedinge seit Ewigkeiten das Dasein.

Viele Triebe kämpfen in mir um die Oberherrschaft. Darin bin ich ein Abbild alles Lebendigen und kann es mir erklären.

Plötzlich öffnet sich die furchtbare Kammer der Wahrheit. Es giebt eine unbewusste Selbstbehütung, Vorsicht, Verschleierung, Schutz vor der schwersten Erkenntniss: so lebte ich bis jetzt. Ich verschwieg mir etwas; aber das rastlose Heraussagen und Wegwälzen von Steinen hat meinen Trieb übermächtig gemacht. Nun wälze ich den letzten Stein: die furchtbarste Wahrheit steht vor mir.

Beschwörung der Wahrheit aus dem Grabe: — wir schufen sie, wir weckten sie auf: höchste Äusserung des Muthes und des Machtgefühls. Hohn über allen bisherigen Pessimismus!

Wir ringen mit ihr, — wir entdecken, dass unser einziges Mittel, sie zu ertragen, das ist: ein Wesen zu schaffen, das sie erträgt —; es sei denn, dass wir uns freiwillig wieder blendeten und blind gegen sie machten. Aber das vermögen wir nicht mehr!

Wir schufen den schwersten Gedanken, — nun lasst uns das Wesen schaffen, dem er leicht und selig ist!

Um schaffen zu können, müssen wir selber uns grössere Freiheit geben, als je uns gegeben wurde; dazu Befreiung von der Moral und Erleichterung durch Feste (Ahnungen der Zukunft! Die Zukunft feiern, nicht die Vergangenheit! Den Mythus der Zukunft dichten! In der Hoffnung leben!). Selige Augenblicke! Und dann wieder den Vorhang zuhängen und die Gedanken zu festen, nächsten Zielen wenden!

Es ist nicht genug, eine Lehre zu bringen: man muss auch noch die Menschen gewaltsam verändern, dass sie dieselbe annehmen! — Das begreift endlich Zarathustra.

* * *

Erst die Gesetzgebung. Dann, nachdem durch dieselbe die Aussicht auf Erzeugung des Übermenschen gegeben ist — grosser schauerlicher Augenblick! Zarathustra verkündet die Lehre der Wiederkunft, — die jetzt erst erträglich ist, ihm selber zum ersten Male!

Alles warnt Zarathustra, weiter zu reden: Vorzeichen. Er wird unterbrochen. Einer tödtet sich, einer wird wahnsinnig. Stimmung eines göttlichen Übermuths im

Künstler —: es muss an's Licht. Als er zugleich die Wahrheit der Wiederkehr und den Übermenschen gezeigt hat, überwältigt ihn das Mitleiden.

Bei ihm zunehmende Erhebung (bei dieser Erhebung macht er alle Stufen des Bösen durch, — aber um seines Zieles willen. Er ist da der Lehrer des Bösen, der Härte u. s. w.) und „Alpenglühen", — bei seinen Zuhörern zunehmende Verdüsterung. Zuletzt Regen u. s. w.

Ein Gewitter murrte am Himmel, unsichtbar noch. Da erscholl ein Donner: und darauf kam eine Stille, — wie mit furchtbaren Ringeln umwand und band uns diese Stille: die Welt stand still.

Dann verkündet das Weib das Kommen von Adler und Schlange. Das Zeichen. Allgemeine Flucht. Die Pest.

Sie zog den Arm Zarathustra's an ihre Brust.

Und wiederum geschah das Athmen des Abgrundes: er stöhnte und brüllte sein Feuer herauf.

. . . Darauf erzählt Zarathustra aus dem Glück des Übermenschen heraus das Geheimniss, dass alles wiederkehrt.

Zuerst wenden sich alle von Zarathustra ab. (Das schrittweise zu schildern.) Zarathustra entzückt, merkt nichts. Pana will ihn tödten. Im Augenblick, wo sie

den Dolch führt, versteht Zarathustra alles und stirbt am Schmerz über dieses Mitleiden. Dies ist deutlich zu machen!

„Du weisst es doch, Pana mein Kind, mein Sternlein, mein Goldohr, — du weisst es doch, dass auch ich dich lieb habe?“

„Die Liebe zu mir hat dich überredet, ich sehe es: aber noch verstehe ich den Willen deiner Liebe nicht, Pana!“

„Und was soll ich mit deinem Messer thun, Pana? Soll ich dir gelbe Trauben vom Weinstocke schneiden? Siehe, welche Fülle um mich ist!“

Mit seiner Linken drängte er den Adler zurück, der gegen ihn mit dem Ungestüm seiner Flügel schlug: er schrie wie einer, der zur Flucht räth; gern hätte er ihn davon getragen.

Als er aber seine Schlange gegen sich züngeln sah, da verwandelte sich langsam, langsam sein Gesicht: widerwillig sprang ihm das Thor der Erkenntniss auf: wie ein Blitz flog es hinein in die Tiefen seines Auges, und wieder wie ein Blitz — es fehlte noch ein Augenblick, und er hätte gewusst — —

Als das Weib diese Verwandlung sah, schrie es auf wie aus der höchsten Noth: „Stirb Zarathustra!“ —

Als er Pana erräth, stirbt Zarathustra vor Mitleid mit ihrem Mitleid. Vorher der Augenblick der grossen Verachtung (höchste Seligkeit!)

Alles muss in Erfüllung gehn, namentlich alles aus der Vorrede.

„Aus Liebe that ich das grösste Leid: nun schmelze ich weg an dem Leide, das ich that“ —

Als alle fort sind, streckt Zarathustra nach der Schlange die Hand aus: „Was räth mir meine Klugheit?“ — sie sticht ihn. Der Adler zerreisst sie, der Löwe stürzt sich über den Adler. Als Zarathustra den Kampf seiner Thiere sah, starb er.

Im vierten Theil stirbt Zarathustra, als er den Schmerz seiner Freunde merkt: und sie ihn verlassen. — Aber nach seinem Tode kommt sein Geist über sie.

Der Bund der sich Opfernden auf Zarathustra's Grabe. Vorher sind sie geflohen: jetzt, als sie ihn gestorben finden, werden sie die Erben seiner Seele und heben sich auf seine Höhe.

(Dies die letzte Scene im vierten Theil — „der grosse Mittag“ — heiter — tiefer Himmel.)

2. Entwürfe und Gedanken zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra, 1884: vor Abfassung des jetzigen vierten Theils.

Die ewige Wiederkunft.
Eine Wahrsagung.

Erstes Hauptstück:
„Es ist Zeit!“

Zweites Hauptstück:
Der grosse Mittag.

Drittes Hauptstück:
Die Gelobenden.

---

1. Herolds-Rufe.
2. Am grossen Mittage.
3. Von der Heuchelei der Guten.
4. Die Gelobenden.

Mittag und Ewigkeit.

Erster Theil: die Versuchung Zarathustra's.
Zweiter Theil: die Heroldsrufe.
Dritter Theil: der Namenlose segnet.

Erster Theil. Alle Arten höherer Menschen und deren Bedrängniss und Verkümmerung (einzelne Beispiele, zum

Beispiel Dühring, zu Grunde gerichtet durch Isolation) — im Ganzen das Schicksal der höheren Menschen in der Gegenwart, die Art, wie sie zum Aussterben verurtheilt erscheinen: wie ein grosser Hülfeschrei kommt es zu den Ohren Zarathustra's. Alle Art von wahnsinniger Entartung höherer Naturen (zum Beispiel Nihilismus) kommt an ihn heran.

Zweiter Theil. — „Die Lehre der ewigen Wiederkehr" — zunächst zerdrückend für die Edleren, scheinbar das Mittel, sie auszurotten, — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig? „Man muss diese Lehre unterdrücken und Zarathustra tödten."

Dritter Theil. „Ich gab euch den schwersten Gedanken: vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde, vielleicht erhebt sie sich, dadurch dass die überwundenen lebensfeindlichen Elemente ausscheiden." „Nicht dem Leben zu zürnen, sondern euch!" — Bestimmung des höheren Menschen als des Schaffenden. Organisation der höheren Menschen, Erziehung der zukünftigen Herrschenden als Thema von Z. 3. „Eure Übermacht muss ihrer selber froh werden im Herrschen und Gestalten." „Nicht nur der Mensch, auch der Übermensch kehrt ewig wieder!"

Z. 1. Zarathustra unter Thieren, zu denen redend, die ihn besuchen — Theorie der Moral nach zoologischen Gesichtspunkten.

Z. 2. Höchster Fatalismus doch identisch mit dem Zufalle und dem Schöpferischen. (Keine Werthordnung in den Dingen! sondern erst zu schaffen!)

---

1. Zarathustra wartend: Anzeichen der grössten Verneinung. „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“
2. Er verkündet seine ewige Wiederkunft. Unwille, Klage — bis zum Attentat. Zarathustra lacht, ist glücklich, denn er bringt die grosse Krisis.
3. Die Weltmüden ziehn davon, die Schaar wird kleiner. Ihr theilt er seine Lehre mit, um zum Übermenschen den Weg zu finden und doch guter Dinge zu sein.

Heiter wie im Feldlager. Festzüge u. s. w.

* * *

I. Theil. Der Berg zuletzt umdampft von Trübsal und Noth; alle Arten Unmöglicher flüchten zu ihm — „ein Haus von Narren um mich!“

Zu I. Die Verzweiflung und Unsicherheit in allen Formen kommt an Zarathustra heran — er giebt die Erklärung. „Du bist ein Sclave“ sagt er zum Könige. Auch zum Philosophen.

„Wer soll der Erde Herr sein?“ Das ist der Refrain meiner practischen Philosophie.

„Was ist da zu verwundern? Ihr habt den Sclaven zum Herrn gemacht!“ Refrain.

„Der kleinste Mensch.“

„Wo geschahen mehr Thorheiten als bei den Mitleidigen“ sagt Zarathustra zum Weibe.

Im ersten Theil ist der Verfall und seine Nothwendigkeit klar zu machen. In wiefern der Sclave Herr geworden ist, ohne die Tugenden der Herren zu haben. Der Adel ohne das Fundament der Abkunft und Reinhaltung. Die Monarchen, ohne die ersten Menschen zu sein.

Erster Theil. — Das Kleinwerden und Schämen der Mächtigen.

Der Mangel, erhebende Menschen zu sehen.

Die Hässlichkeit der Plebejer.

Der Neid und die Kleinlichkeit des Plebejers.

Der Sieg der moralischen Tartüfferie.

Die Gefahr, dass die Weltregierung in die Hände der Mittelmässigen fällt.

Das Ersticken aller höheren Naturen.

Eine unbeschreiblich milde, feste, entschlossene und herzliche Betrachtung aller Dinge im I. Zarathustra.

„Ich bin so übervoll des Glückes und habe niemanden, dem ich abgeben, und nicht einmal den, dem ich danken könnte. So lasst mich euch, meinen Thieren, Dank darbringen.“

1. Zarathustra seinen Thieren dankend und sie auf Gäste vorbereitend. Heimliche Geduld des Wartenden und tiefe Zuversicht auf seine Freunde.

2. Die Gäste als Versuchungen, die Einsamkeit aufzugeben. „Ich bin nicht gekommen, den Leidenden zu helfen u. s. w.“

3. Der Einsiedler-Heilige, Fromme.

4. Zarathustra sendet seine Thiere aus auf Kundschaft. Allein, ohne Gebet, und ohne die Thiere. Höchste Spannung!

5. „Sie kommen!“ Als der Adler und die Schlange reden, kommt der Löwe hinzu; — er weint. Abschied für immer von der Höhle.

Eine Art Festzug. Er geht mit den vier Thieren entgegen, bis zur Stadt — — —

* * *

Letzte Rede: „Hier der Hammer, der die Menschen überwindet. Ist der Mensch missrathen? Wohlan, erproben wir's, ob er diesen Hammer aushält!“

Dies ist der grosse Mittag.

Der Untergehende segnet sich.

Er wahrsagt vom Untergang zahlloser Einzelner und Rassen.

„Ich bin das Fatum.“

„Ich habe das Mitleiden überwunden“: Jauchzen des Künstlers beim Geschrei des Marmors.

„Die Thiere und die Pflanzen ertragen diesen Gedanken“ (er wendet sich an seine Thiere.)

„Fort von mir!“ — lachend geht er davon.

Zarathustra zerbricht sein Herz gegen seine Freunde,
gegen seine Thiere,
gegen alles, was er
geliebt hat:
ganz Wille zum Mittag.
Schluss: dithyrambisches Zerbrechen
seines Herzens.

Ich mache die grosse Probe: wer hält den Gedanken der ewigen Wiederkunft aus? — Wer zu vernichten ist mit dem Satze „es giebt keine Erlösung", der soll aussterben. Ich will Kriege, bei denen die Lebensmuthigen die Anderen vertreiben: diese Frage soll alle Bande auflösen und die Weltmüden hinaustreiben — ihr sollt sie ausstossen, mit jeder Verachtung überschütten, oder in Irrenhäuser sperren, sie zur Verzweiflung treiben u. s. w.

Im zweiten Theil der grosse Gedanke als Medusenhaupt: alle Züge der Welt werden starr, ein gefrorener Todeskampf.

---

2. Z. Grosse kosmische Rede: „Ich bin die Grausamkeit," „ich bin die List" u. s. w. Hohn auf die Scheu, die Schuld auf sich zu nehmen (— Hohn des Schaffenden —) und alle Leiden, — böser, als je einer böse war u. s. w. Höchste Form der Zufriedenheit mit seinem Werk: — er zerbricht es, um es immer wieder zusammenzufügen. Neue Überwindung des Todes, des Leidens und der Vernichtung.

Zarathustra im zweiten Theil als Richter. Die grandiose Form und Offenbarung der Gerechtigkeit, welche gestaltet, baut und folglich vernichten muss (sich selber dabei entdeckend; überrascht, plötzlich das Wesen des Richtenden zu erkennen).

„Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."

Zarathustra: „ich nahm euch alles, den Gott, die Pflicht, — nun müsst ihr die grösste Probe einer edlen Art geben. Denn hier ist die Bahn der Ruchlosen offen — seht hin!"

— Das Ringen um die Herrschaft, am Schluss die Heerde mehr Heerde und der Tyrann mehr Tyrann als je.

— Kein Geheimbund! Die Folgen eurer Lehre müssen fürchterlich wüthen: aber es sollen an ihr Unzählige zu Grunde gehen.

— Wir machen einen Versuch mit der Wahrheit! Vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde! Wohlan!

Zarathustra muss seine Jünger zur Erd-Eroberung aufreizen: — höchste Gefährlichkeit, höchste Art von Sieg: ihre ganze Moral eine Moral des Kriegs; — unbedingt siegen wollen.

Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten — Grundsatz für Zarathustra —; aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden. — Den Menschen nach seinem Bilde umschaffen: das will er, das ist seine Ehrlichkeit.

Einzelne Werkzeuge.

1. Die Befehlenden, Mächtigen — welche nicht lieben, es sei denn die Bilder, nach denen sie schaffen. Die Vollen, Vielfachen, Unbedingten, welche das Vorhandene überwinden.
2. Die Gehorsamen, „Freigelassenen“ — Liebe und Verehrung ist ihr Glück, Sinn für das Höhere (Aufhebung ihrer Unvollständigkeit im Anblick.)
3. Die Sclaven, „Knechtsart“ —: Behagen ihnen zu schaffen, Mitleiden unter einander.

„Könnt ihr schwören? Seid ihr eurer gewiss genug dazu?“ fragt Zarathustra.

Das Princip, vermöge dessen der Mensch über die Thiere Herr geworden ist, wird auch wohl das Princip sein, welches „den höchsten Menschen“ festsetzt: Macht, Klugheit, Warten-können, Verabredung, Strenge, Krieger-Affecte.

Zarathustra, nachdem seine Jünger erschreckt sich abgewendet haben und er lachend übermenschlich-sicher seine Mission ausgedrückt hat: — — mit tiefster Zärtlichkeit sie zu sich rufend, gleichsam zurückkehrend aus der höchsten Entfremdung und Ferne: väterlich.

* * *

Z. 3. Die grosse Weihung des neuen Arzt-Priester-Lehrer-Wesens, welches dem Übermenschen vorangeht.

Im letzten Theil. Die grosse Synthesis des Schaffenden, Liebenden, Vernichtenden.

Im letzten Theile wird Zarathustra immer fremder, ferner, stiller in seinen Reden. Endlich versinkt er in das tiefste Schweigen, — sieben Tage lang. Währenddem entsteht die Empörung, der stumme Druck bei den Jüngern.

Ihre Loslösung, das Auseinanderfliehen, Gewitter und Sturm. Das Weib will ihn tödten, als seine letzten Jünger entschlossen sind, ihm ihr Nein zu sagen.

Du bist jünger als diese Kinder. Ist das die zweite Kindheit, von der man mir sprach?

Der sterbende Zarathustra hält die Erde umarmt. —

Und obgleich es niemand ihnen gesagt hatte, wussten sie alle, dass Zarathustra todt war.

---

3. Entwürfe und Gedanken zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra, 1885/86: nach Abfassung des jetzigen vierten Theils.

a) Aus dem Jahre 1885.

Mittag und Ewigkeit.
Wahrsagungen eines Zukünftigen.

Erster Theil:
Von der Rangordnung.

Zweiter Theil:
Von den Herren der Erde.

Dritter Theil:
Vom Ring der Ringe.

Vierter Theil:
Vom neuen Sterben.

I. Zarathustra kann nur beglücken, nachdem die Rangordnung hergestellt ist. Zunächst wird diese gelehrt.

II. Die Rangordnung, durchgeführt in einem System der Erdregierung: die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epicurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins.

III. Die übermenschliche Auffassung der Welt. Dionysos.

IV. Von dieser grössten Entfremdung liebend zurückkehrend zum Engsten und Kleinsten, — Zarathustra alle seine Erlebnisse segnend und als Segnender sterbend.

Es muss viele Übermenschen geben: alle Güte entwickelt sich nur unter ihres Gleichen. Ein Gott wäre immer ein Teufel! Eine herrschende Rasse. — Zu „die Herren der Erde".

Z. 1. Die Ansätze der Differenzirung.

Alles „Glück" nur als Cur oder Ausruhen erlaubt. Gegen die „Glücklichen" und „Guten" und die Heerdenthiere.

Z. 2. Die „Selbst-Überwindung" des Menschen.

Grösster aller Kämpfe und längste Züchtung. Als Mittel die „Versucher" heraufbeschworen.

Z. 3. Vom Ringe.

Der Urwald, alles in furchtbarer Grösse.

---

1) Zarathustra gefangen — Anklagerede gegen ihn als Verführer. Zarathustra preist die Entronnenen (grosse Krisis bei ihm). Er überredet die Väter zu einem Gedächtniss-Feste.

Hinzuströmen aller Aristokraten von allen Enden der Erde. Zuletzt kommen die Kinder selber.

2) Die Rangordnung der Menschen, er scheidet die Hinzuströmenden nach Gruppen von sich ab, er bezeichnet zugleich damit die Grade der Erziehung des Menschen (durch Generationen).

3) Vor der kleinsten Auswahl: die Gesetzgeber der Zukunft, mit den grossen Tugenden (Verantwortlichkeit), der Hammer.

4) Der Abschied: die Wiederkunft als Religion der Religionen: tröstlich.

Mittag und Ewigkeit.

Erster Theil:
Die Heroldsrufe.

Zweiter Theil:
Die Verkündigung.

Dritter Theil:
Die Gelobenden.

Vierter Theil:
Aufgang und Untergang.

* * *

1. Grosser Trompeten-Herolds-Lärm. Glück der lauten Töne!

Ich bin jener prädestinirte Mensch, der die Werthe für Jahrtausende bestimmt. Ein Verborgener, ein überallhin Gedrungener, ein Mensch ohne Freude, der jede Heimat, jedes Ausruhen von sich gestossen hat. Was den grossen Stil macht: Herr werden über sein Glück wie sein Unglück: —

2. Mein Geschenk ist erst zu empfangen, wenn die Empfänger da sind: dazu Rangordnung. Die grössten

Ereignisse werden am spätesten begriffen. — Insofern muss ich Gesetzgeber sein.

3. Die Zeit seines Auftretens: die gefährlichste Mitte, wo es hingehen kann zum „letzten Menschen“, aber auch — — —; charakterisirt durch das grösste Ereigniss: Gott ist todt. Nur merken die Menschen noch nichts davon, dass sie nur von ererbten Werthen zehren. Die allgemeine Nachlässigkeit und Vergeudung.

4. — Grundeinsicht: „gut“ und „böse“ wird jetzt als vom Auge des „Heerdenthieres“ betrachtet. Gleichheit der Menschen als Ziel. Der eine Gott als Vorbereitung der Heerden-Moral! Dagegen ich: der Lehrer von der Rangordnung.

5. Führer, Heerden und Isolirte. Die Versucher.
6. Vollständige Menschen und Bruchstücke.
7. Gerathene und Missrathene.
8. Schaffende und Gestaltete. Kraft-Verschiedenheit.
9. Die Künstler als die kleinen Vollender.
10. Die wissenschaftlichen Menschen als Beschreiber und umfänglichste Organe.
11. Die herrschaftlichen Menschen als Versuche der Züchtung.
12. Die Religionsstifter, als Versuche neuer allgemeiner Werthsetzungen.
13. Das Gefühl der Unvollkommenheit: die Bussfertigen.
14. Der Drang nach einem Vollkommenen hin: die Frommen, die schönen Seelen, die grosse Sehnsucht.
15. Die Kraft, irgend worin Vollkommenes zu thun: (Handwerks-Meister, Künstler, Beamte, Gelehrte u.s.w.)
16. Die Erde jetzt als Marmor-Werkstätte daliegend: es ist eine herrschende Rasse nöthig, mit unbedingter Gewalt!

1. Die Trommeln der Herolde.

(Zarathustra auf einer alten Festung. Kriegerisch im höchsten Grade. — Zarathustra der gottlose Einsiedler, der erste Einsame, der nicht betet. „Seid ihr jetzt stark genug für meine Wahrheit?“)

2. Des Nachts wie am Rialto. (Finale.)

3. Das Rosenfest.

4. Was ist vornehm? („Wer gehört zu mir?“)

5. Die Rangordnung. „Seid ihr Solche?“ — als Refrain —; „und ihr müsst alles in euch haben, um herrschen zu können, aber auch unter euch!“ Refrain: „und wenn ihr nicht sprechen dürft: „wir ehren sie, doch sind wir höherer Art“ — so seid ihr nicht von meiner Art.“

---

1. Zarathustra auf der alten Festung erwachend, hört die Trommeln der Herolde.

2. Die Prüfung: „Gehört ihr zu mir?“

3. Der Rosenfest-Zug.

4. Die Lehre von der Rangordnung.

5. Nachts an der Brücke.

Zarathustra glücklich darüber, dass der Kampf der Stände vorüber ist, und jetzt endlich Zeit ist für eine Rangordnung der Individuen. Hass auf das demokratische Nivellirungs-System ist nur im Vordergrund: eigentlich ist er sehr froh, dass dies so weit ist. Nun kann er seine Aufgabe lösen. —

Seine Lehren waren bisher nur an die zukünftige Herrscher-Kaste gerichtet. Diese Herren der

Erde sollen nun Gott ersetzen, und das tiefe unbedingte Vertrauen der Beherrschten sich schaffen. Vorerst: ihre neue Heiligkeit, ihre Verzichtleistung auf Glück und Behagen. Sie geben den Niedrigsten die Anwartschaft auf Glück, nicht sich. Sie erlösen die Missrathenen durch die Lehre vom „schnellen Tode", sie bieten Religionen und Systeme an, je nach der Rangordnung.

Er führt seine Freunde immer höher, auch an seine Höhle und endlich auf den hohen Berg: da stirbt er, segnend die Gräberinsel und Höhle.

Die Stationen: und jedesmal Reden.

— Er bewegte und schloss wieder die Lippen und blickte wie einer, der noch etwas zu sagen hat und zögert es zu sagen. Und es dünkte denen, welche ihm zusahen, dass sein Gesicht dabei leise erröthet sei. Dies dauerte eine kleine Weile: dann aber, mit einem Male, schüttelte er den Kopf, schloss freiwillig die Augen — und starb. —

Also geschah es, dass Zarathustra untergieng.

Aus dem Jahre 1886.

Mittag und Ewigkeit.

I. Das Todtenfest.
II. Die neue Rangordnung.
III. Von den Herren der Erde.
IV. Vom Ring der Wiederkunft.

Die ewige Wiederkunft.

Zarathustrische Tänze und Umzüge.

1. Gottes Todtenfest.
2. Am grossen Mittag.
3. „Wo ist die Hand für diesen Hammer?“
4. Wir Gelobenden.

I.

Die Peststadt. Er wird gewarnt, er fürchtet sich nicht und geht hinein, verhüllt. Alle Arten des Pessimismus ziehen vorbei. Der Wahrsager deutet jeden Zug. Die Sucht zum Anders, die Sucht zum Nein, endlich die Sucht zum Nichts folgen sich.

Zuletzt giebt Zarathustra die Erklärung: Gott ist todt, dies ist die Ursache der grössten Gefahr: wie? sie könnte auch die Ursache des grössten Muthes sein! (Der Tod Gottes, für den Wahrsager das furchtbarste Ereigniss, ist das glücklichste und hoffnungsreichste für Zarathustra.)

II.

Das Erscheinen der Freunde.

Der Genuss der Untergehenden an dem Vollkommenen: Abziehenden.

Die Rechenschaft der Freunde.

Festzüge. Die entscheidende Zeit, der grosse Mittag.

Das grosse Dank- und Todtenopfer an den todten Gott.

III.

Die neue Aufgabe.
Das Mittel der Aufgabe.
Die Freunde verlassen ihn.
Zarathustra stirbt.

IV.

Wir Gelobenden.

Nachbericht und Anmerkungen.

Diese Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's
wird im Auftrage seiner Schwester veranstaltet.

Nachbericht.

Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/82.)

Der Haupttheil der Vorarbeiten zur Fröhlichen Wissenschaft fällt in das Jahr 1881. Erhalten sind an Manuscripten fünf grössere Hefte und zwei Notizbücher, die sich folgendermaassen gruppiren. Den Anfang macht ein voll beschriebenes, ziemlich starkes Grossoktavheft (M IX), das in den Sommer und den Herbstanfang 1881 gehört, wie zwei darin enthaltene Daten beweisen. Nur der kleinere Theil seines sehr reichen Inhalts ist in die Fröhliche Wissenschaft übernommen; wir haben die zahlreichsten und wichtigsten der im ersten Theil dieses Bandes veröffentlichten Gedanken aus diesem Heft geschöpft. Nietzsche hat, vermuthlich gleichzeitig, ein Verzeichniss der Aphorismen dieses Heftes begonnen, das 55 Nummern enthält und vielleicht für eine systematische Gruppirung derselben bestimmt war. Leider konnte unsere Ausgabe keinen Nutzen daraus ziehen, da das Verzeichniss in den ersten Anfängen stehen geblieben ist. Es steht in einem sonst fast ganz leer gebliebenen Heft mit blauem Papier (M XII). — Im Herbst 1881 wurde dann ein Notizbuch (N XXIX) für die erste Skizzirung weiterer Gedanken verwendet, von denen ein grösserer

Theil, stilistisch und inhaltlich vervollkommnet, in einer vorläufigen Reinschrift (M XIV) sich wiederfindet. Diese Reinschrift ist fortgesetzt in zwei anderen Heften (M XI und M VII), welche die unmittelbare Vorlage des Druckmanuscriptes bilden. — Einmal hat Nietzsche auch einen Band von Emerson's Essays benutzt, vermuthlich weil er gerade kein Schreibpapier zur Hand hatte. Auf die leeren Anfangs- und Schlussseiten wie auch an den Rand der Textseiten sind eine Anzahl Aphorismen geschrieben.

Die Fröhliche Wissenschaft wurde im Sommer 1882 gedruckt. Währenddem nahm der Autor noch ein paar Gedanken aus einem in den Sommer und Herbst 1882 gehörigen Notizbuch (N XXX) mit hinein, von dem weiter unten noch die Rede ist. Der Titel „die fröhliche Wissenschaft" findet sich in mehreren Heften, so zum Beispiel in der Reinschrift M VII. Dabei steht das Datum „Genova Januar 1882", der Zusatz „Fortsetzung der Morgenröthe" und eine Art Widmung: „Meinen Freunden als Gruss und Geschenk". Die italienische Version „Gaya Scienza", die bei der zweiten vermehrten Ausgabe im Jahre 1887 hinzugefügt wurde, findet sich ebenfalls in einem Manuscripte des Jahres 1881.

In N XXX steht folgende Zusammenfassung der letzten Werke des Autors:

„Die Pflugschar.
Ein Werkzeug zur Befreiung des Geistes.
Erste Gesammtausgabe
in 2 Bänden.
Inhalt:
Menschliches, Allzumenschliches. Mit Anhang:
Vermischte Meinungen und Sprüche.
Der Wanderer und sein Schatten.
Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile.
Die fröhliche Wissenschaft."

Statt „die Pflugschar" heisst der Gesammttitel an einer anderen Stelle „Vademecum, Vadetecum".

Mehrere Planskizzen dieser Zeit beziehen sich auf die Lehre von der ewigen Wiederkunft, deren Conception in den Sommer 1881 fällt. Eine erschöpfende Darstellung der Lehre, die einen hervorragenden Platz in Nietzsche's Philosophie einnimmt, ist er uns schuldig geblieben. Pläne existiren in grosser Zahl von 1881 an bis in das letzte Jahr von Nietzsche's Schaffen. Gleich von Anfang an treten dabei zwei verschiedene Absichten neben einander auf. Die eine zielt auf eine theoretische Darstellung der Lehre, die andere auf eine poetische Behandlung. Die Zeit der Fröhlichen Wissenschaft bringt zwei vorläufige Skizzen für die erste und eine für die zweite dieser beiden Ideen. Die Entwürfe für die Prosabehandlung lauten:

„Die Wiederkunft des Gleichen.

Entwurf.

1. Die Einverleibung der Grundirrthümer.
2. Die Einverleibung der Leidenschaften.
3. Die Einverleibung des Wissens und des verzichtenden Wissens. (Leidenschaft der Erkenntniss.)
4. Der Unschuldige. Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens, Erniedrigung, Abschwächung — Übergang.
5. Das neue Schwergewicht: die ewige Wiederkunft des Gleichen. Unendliche Wichtigkeit unseres Wissens, Irrens, unserer Gewohnheiten, Lebensweisen für alles Kommende. Was machen wir mit dem Reste unseres Lebens, — wir, die wir den grössten Theil desselben in der wesentlichsten Unwissenheit verbracht haben? Wir lehren die Lehre, — es ist das stärkste Mittel, sie uns selber einzuverleiben. Unsre Art Seligkeit, als Lehrer der grössten Lehre.

Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen! —"

„1. Die mächtigste Erkenntniss.
2. Die Meinungen und Irrthümer verwandeln den Menschen und geben ihm die Triebe, oder: die einverleibten Irrthümer.
3. Die Nothwendigkeit und die Unschuld.
4. Das Spiel des Lebens.“

Die Skizze der poetischen Idee stellt sich dar als ein erster Ansatz zum Zarathustra. Der Titel lautet:

„Mittag und Ewigkeit.
Fingerzeige zu einem neuen Leben.“

Darunter steht:

„Zarathustra, geboren am See Urmi, verliess im dreissigsten Jahre seine Heimath, gieng in die Provinz Aria und verfasste in den zehn Jahren seiner Einsamkeit im Gebirge den *Zend-Avesta.*

Die Sonne der Erkenntniss steht wieder einmal im Mittag: und geringelt liegt die Schlange der Ewigkeit in ihrem Lichte — —: es ist eure Zeit, ihr Mittagsbrüder!“

Hierzu gehören folgende Bemerkungen:

„Zum „Entwurf einer neuen Art zu leben.“

Erstes Buch: Im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. *Chaos sive natura:* „Von der Entmenschlichung der Natur.“ Prometheus wird an den Kaukasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des κράτος, „der Macht.“

Zweites Buch: Flüchtig-skeptisch-mephistophelisch. „Von der Einverleibung der Erfahrungen.“ Erkenntniss = Irrthum, der organisch wird und organisirt.

Drittes Buch: Das Innigste und über den Himmeln Schwebendste, was je geschrieben wird: „Vom letzten Glück des Einsamen“, — das ist der, welcher aus dem „Zugehörigen“ zum „Selbsteignen“ des höchsten Grades geworden ist: das

vollkommene *ego*: nur erst dies *ego* hat Liebe; auf der früheren Stufe, wo die höchste Einsamkeit und Selbstherrlichkeit nicht erreicht ist, giebt es etwas anderes als Liebe.

Viertes Buch: Dithyrambisch-umfassend: „*Annulus aeternitatis.*“ Begierde, alles noch einmal und ewige Male zu erleben.

Die unablässige Verwandlung —: du musst in einem kurzen Zeitraume durch viele Individuen hindurch. Das Mittel ist der unablässige Kampf.

Sils-Maria. 26. August 1881.“

„Wir wollen ein Kunstwerk immer wieder erleben! So soll man sein Leben gestalten, dass man vor seinen einzelnen Theilen denselben Wunsch hat! Dies der Hauptgedanke! Erst am Ende wird dann die Lehre von der Wiederholung alles Dagewesenen vorgetragen, nachdem die Tendenz zuerst eingepflanzt ist, etwas zu schaffen, welches unter dem Sonnenschein dieser Lehre hundertfach kräftiger gedeihen kann!“

„Zu erwägen: die verschiedenen erhabenen Zustände, die ich habe, als Grundlage der verschiedenen Capitel und deren Materien, — als Regulator des in jedem Capitel waltenden Ausdrucks, Vortrags, Pathos, — so eine Abbildung meines Ideals gewinnen, gleichsam durch Addition. Und dann höher hinauf!“

In dem Notizbuch N XXX, welches hauptsächlich Vorstudien zum ersten Theil des Zarathustra und, wie oben bemerkt, noch einige Aphorismen zur Fröhlichen Wissenschaft enthält, giebt es folgenden Entwurf, der ebenfalls hier mitgetheilt sein mag:

„1. Die weibliche Beurtheilung der Affecte, der einzelnen Tugenden und Laster von Mann und Weib.
Weib und Arbeit.
Weib und Staat.
Weib und Ruhm.

2. Das weibliche Urtheil und der Glaube des Weibes in Betreff seines Urtheils.
3. Die verhehlte Wirklichkeit und
4. die Unwirklichkeit, welche ein Weib sich verpflichtet fühlt als wahr zu behaupten.
5. Die Verführung der Andern zur guten Meinung über uns, und das Sich-Beugen vor dieser Meinung als einer Autorität.
6. Tempo der weiblichen Affecte.
7. Schwangerschaft als der Cardinalzustand, welcher allmählich das Wesen des Weibes überhaupt gestaltet hat. Relation aller weiblichen Denk- und Handlungsweisen dazu.
8. Die Pflege der Kinder — theils zurückbildend, theils allzu sehr entkindlichend. Weiblicher Rationalismus.
9. Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Herrschsucht.
10. Das weibliche Gefühl der Vollkommenheit — im Dienen und Gehorchen.
11. Was als unweiblich empfunden wird. Geschichte.
12. Verneinen, zerstören, hassen, sich rächen: warum das Weib darin barbarischer ist als der Mann.
13. Sinnlichkeit von Mann und Frau verschieden.“

Weitere Pläne und Gedanken, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1882 aufgezeichnet sind, zeigen den ersten Versuch zu einer umfassenden Darstellung von Nietzsche's philosophischen Hauptgedanken. Dieselben sind für den folgenden Band zurückgelegt worden.

— Schliesslich sind noch einige Themata zu nennen, die Nietzsche sich für eine eventuelle Bearbeitung notirt hat: „Musiker, Dichter, Denker *et hoc genus omne.* Gelegenheiten, Beobachtungen und Fragen.“ — „An die Moralgläubigen.“ — „Die Erziehung des Genius.“

Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.)

Nietzsche hat sich zwei Spruchsammlungen angelegt, eine im Jahre 1882, eine andere etwas später, wahrscheinlich im Jahre darauf. Die erstere (M VIII) enthält 445 nummerirte Sentenzen, von denen ein grosser Theil für den ersten und zweiten Zarathustra und für die „Sprüche und Zwischenspiele“ im Jenseits von Gut und Böse benutzt ist. Am Anfang steht ein Titel: „Jenseits von gut und böse. Sentenzenbuch“ und das Motto: „*il sait goûter sa vie en paresseux sensé qui pond sur ses plaisirs. (Duc de Nevers.)*“ Am Ende stehen zwei andere Titel: „Auf hoher See. Ein Sentenzenbuch“ und „Schweigsame Reden. Ein Sentenzenbuch.“ Dazu als Motto eine Vorstufe des Gedichts „Nach neuen Meeren“, das später in den Anhang zur Fröhlichen Wissenschaft verwiesen worden ist. Ausserdem ist durch Ziffern neben einer Reihe von Sentenzen eine Ordnung derselben in 5 Capitel angedeutet. Im ersten sollte es sich hauptsächlich um die Erkenntniss handeln, im zweiten um die Moral, im dritten um die Religion, in das vierte sollten Bemerkungen über die Geschlechter und die Ehe, in das fünfte psychologische Bemerkungen kommen. Doch ist diese Eintheilung nicht auf alle Sentenzen ausgedehnt und scheint einer bald wieder aufgegebenen Idee ihr Dasein zu verdanken.

Die zweite Sammlung steht in einem Entwurfheft zum zweiten Theil des Zarathustra (Z IV). Sie trägt den Titel: „Böse Weisheit. Sprüche und Sprüchwörtliches.“ Noch ein zweiter findet sich: „Pfeile. Sprüche und Sprüchwörtliches.“ Etwa ein Drittel der darin vereinigten 200 Nummern ist aus den früheren Aphorismenbüchern ausgezogen. Die neu geschaffenen sind theils in den Zarathustra oder die Sprüche des Jenseits, theils erst in unseren Band aufgenommen worden.

Wie bereits im Vorwort gesagt worden ist, haben wir für unsere „Sprüche und Sentenzen“ nicht nur aus diesen beiden Sammlungen, sondern auch aus den Manuscripten zum Zarathustra geschöpft, über die man im Folgenden nachlesen möge.

Nachträge zum Zarathustra. (1882—1886.)

Die erste Aufzeichnung zum Zarathustra, die wir besitzen, ist der oben (S. 426) mitgetheilte Entwurf „Mittag und Ewigkeit," der dem August des Jahres 1881 angehört. In den Manuscripten zur Fröhlichen Wissenschaft finden sich mehrere Anzeichen davon, dass in der Stille weitere Gedanken und Pläne zu dem Werk keimen. Die Ausführung wurde im Herbst 1882 in Angriff genommen. Der erste Theil entstand im Winter 1882/83, der zweite im Sommer 1883, der dritte im Winter 1883/84 und der vierte nach einer etwas längeren Pause im Winter 1884/85. Die Vorarbeiten sind fast vollständig vorhanden und bieten eine überreiche Fülle von Gedanken, Plänen, Sprüchen und ausgeführten Partien, die nur theilweise verwerthet sind. Zum ersten Theil gehören 3 Notizbücher (N XXX—XXXII) und ein Quartheft (Z II), zum zweiten wiederum 3 Notizbücher (N XXXIII—XXXV) und 2 grössere Hefte (Z III, Z IV), zum dritten 5 Notizbücher (N XXXVI—XL) und 3 Hefte (Z I, Z V, Z VI) und zum vierten ein Notizbuch (N XLI) und 5 Hefte (Z VII—X, G II). Dazu kommen noch einige lose Blätter, die in einer Mappe vereinigt sind.

Die wichtigsten der auf die Hauptideen des Zarathustra sich beziehenden Bemerkungen bringen wir im ersten Capitel unserer Nachträge. Die einzeln stehenden Sprüche haben wir zu den „Sprüchen und Sentenzen" gezogen. Zurückgebliebene Partieen bilden unser zweites Capitel. Die Aufzeichnungen zu weiteren, nicht ausgeführten Theilen des Zarathustra endlich sind im dritten Capitel zusammengestellt. Zum besseren Verständniss derselben mögen folgende Erläuterungen beitragen:

In den Manuscripten zum zweiten und zum dritten Theil finden sich Pläne und Bemerkungen zu einem vierten, abschliessenden Theil des Zarathustra; dieser ist nicht identisch mit dem jetzigen vierten Theil, der damals noch nicht in Aussicht genommen war. — Nach Vollendung des dritten Theils ändert Nietzsche seine Absichten. Er betrachtet das Buch „Also sprach Zarathustra" als abgeschlossen und plant ein neues,

daran anschliessendes Werk. Der Titel schwankt zwischen „Mittag und Ewigkeit“ und „die ewige Wiederkunft.“ Dies Werk sollte ebenfalls die Figur des Zarathustra als Mittelpunkt haben und im Wesentlichen den Stoff des früheren letzten Theils in sich aufnehmen. Drei Theile sind in der Regel in Aussicht genommen, der erste ungefähr mit dem Inhalt des heutigen vierten Theils, der zweite mit der Schilderung des „grossen Mittags“, der dritte mit der Erzählung von Zarathustra's Tod und dessen Wirkung. Jedoch ist der Plan keineswegs fest. Die Schwankungen und Widersprüche im Einzelnen wie im Ganzen sind sehr gross. Die Bezeichnungen „Zar. 1., Z. 2.“ u. s. w. bei den Bemerkungen im Text sind für die Theile dieses Werkes zu verstehen. Die Aufzeichnungen in dem 2. Abschnitt des 3. Capitels unserer Nachträge sind aus den Manuscripten des Jahres 1884 geschöpft, die hauptsächlich prosaische Arbeiten enthalten (W II, W VI, G I), und ausserdem aus den Heften zum 4. Zarathustra. — Als dann Nietzsche im Herbst 84 an die Ausführung ging, liess er seine Idee wieder fallen und kehrte zu dem älteren Plan zurück: das Werk „Also sprach Zarathustra“ zu beenden. Dabei hielt er an der neuen Zahl der Theile fest, so dass an die 3 ersten sich 3 weitere: 4, 5 und 6 anschliessen sollten. In diesem Sinne ist der vierte Theil ausgeführt worden. Nach dessen Beendigung, im Jahre 1885, tritt wiederum der Plan eines neuen Zarathustra-Werkes auf, der noch schwankender ist als der des voraufgehenden Jahres (Manuscripte W III, N XLIII, N XLIV). Ebenso giebt es im Jahre 1886 einige Pläne zu einer selbständigen Fortsetzung des Zarathustra (W I). Vgl. III, 3, a) und b) im Text. — Die Nummerirung der unausgeführten Zarathustra-Theile ist also eine verschiedene. Einmal nennt sie Nietzsche 4, 5, 6 und setzt so die Zählung der ausgeführten Theile fort; ein anderes Mal fängt er eine neue Zählung an und sagt: 1, 2, 3. Um Verwirrungen vorzubeugen, haben wir diese Buchbezeichnungen bei den Notizen aus den Jahren 1884—1886, falls sie die Zählung: 4, 5, 6 hatten, in 1, 2, 3 geändert oder, wo kein Irrthum möglich war, weggelassen. Diese Änderungen sind in den Anmerkungen verzeichnet.

Anmerkungen.

(Abkürzungen: FrW = Die fröhliche Wissenschaft; Z = Also sprach Zarathustra; JGB = Jenseits von Gut und Böse (— die Zahlen dahinter bedeuten die Aphorismennummern —); N. = Nietzsche; Ms. = Manuscript; Z. = Zeile; Aph. = Aphorismus; (?) = nicht sicher lesbar; (!) = den Buchstaben nach sicher, dem Sinne nach auffällig.)

Aus der Zeit der Fröhlichen Wissenschaft. (1881/1882.)

Aphorismus

No. 6. — Ist Theil einer Vorstufe von FrW 337.

No. 14. — Steht auf einem losen Blatt, das nicht sicher datirbar ist. Vielleicht erst nach Z.

No. 18. — Zu den ersten Zeilen vgl. JGB 24.

— Im Ms. stehen auf derselben Seite wie der Aph. noch folgende in den gedanklichen, aber nicht den stilistischen Zusammenhang passende Worte:

„ : sie sublimirt das Böse zu Tugenden."

No. 21. — Im Ms. vor dem Aph.: „Zu 4". Bezieht sich auf den Entwurf „die Wiederkunft des Gleichen" der auf derselben Seite des Heftes steht. Vgl. Nachbericht S. 425.

— Z. 19. „die" fehlt im Ms.

No. 25. — Z. 18. „Lust an Erfolgen in einer": im Ms. „Lust, die Erfolge einer" (?).

No. 37. — Fraglich, ob der Aph. abgeschlossen ist. Der Punkt am Schluss fehlt.

No. 66. — Z. 5. „das" fehlt im Ms.

— Z. 7. „Für" fehlt im Ms.

— Z. 8. „sind" fehlt im Ms.

— Z. 14. „auf": im Ms. „in".

No. 67. — Z. 6. „Bewegung der Verwitterung" (!).

No. 69. — Vgl. JGB 192.

No. 72. — Über dem Aph. mit Bleistift: „v. Analysis d. W." Gemeint ist das Buch „Zur Analysis der Wirklichkeit" von O. Liebmann.

No. 77. — Z. 21. „sonst": im Ms.: „sondern".

No. 81. — Z. 52. „geniessende" (!).

No. 83. — Z. 5. „sehen": im Ms. „sein".

— Z. 12 f. N. schreibt „vertausendfach", „vertausendfache".

No. 93. — Vgl. FrW 109.

No. 94. — Aph. ist später als der andere Text in das Ms.-Heft (M IX) hineingeschrieben, zu gleicher Zeit als der auf der Gegenseite stehende Aph. 104 überarbeitet wurde. Vielleicht erst nach Z.

No. 105. — Am Schluss Citat: „(cf. Vogt p. 90)." J. G. Vogt: Die Kraft. Eine real-monistische Weltanschauung. 1878.

No. 107. — Aph. schliesst im Ms. an eine Vorstufe von FrW 109.

No. 113. — Z. 2. „frohe" (?).

No. 131. — Z. 1. „wollen wir" (?).

No. 140. — J. R. Mayer: Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel, 1845. Nicht wörtliche Citate; vgl. z. B. S. 104.

No. 151. — Die beiden letzten Worte „Oder Beides?" sind später mit Bleistift hinzugefügt.

No. 156. — Letzte Z. „Mazzini" (?).

No. 161. — Z. 9. „weise" (?).

No. 166. — Z. 2. „Weisen" (?).

No. 167. — Z. 11 f. „sich zu scheinen" (!). Vielleicht verschrieben statt „selbst"?

No. 169. — Z. 3. „feinhörigsten". Zunächst hiess es „fruchtbarsten". Bei einer Überarbeitung ist dieser Satz sehr verändert worden; der zweite Theil des Wortes „fruchtbarsten" ist durchstrichen und darüber steht „hörigsten".

No. 171. — Z. 2, 4. „sind": im Ms. beide Male „ist".

No. 185. — Über der 1. Z. steht im Ms. mit Bleistift geschrieben: „so hat jede Gemeinde geurtheilt."

No. 207. — An den Aph. schliesst eine Vorstufe von JGB 194.

No. 213. — Z. 5. Im Ms. „da sie".

No. 242. — Z. 1. Im Ms. stehen hinter „der Einsamen" die Worte „wir Menschen", die im Zusammenhang nicht verständlich sind.

No. 244. — Z. 18. Im Ms. steht vor der Anführung: „Sp. p. 302." — Spencer: die Thatsachen der Ethik, übersetzt von B. Vetter, 1879.

No. 253. — Z. 33. „mit allen Handlungen der Gottheit" (!). Vielleicht verschrieben statt „aller Handlungen mit der Gottheit"?

No. 265. — Letzte Z. Hinter „redet" im Ms. noch die Worte: „das ist gemein."

No. 283. — Z. 10. „auf" fehlt im Ms.

No. 306. — Z. 20. „Anleitung": im Ms. „Einleitung".

No. 308. — Z. 1. Im Ms. „Das Ich- nicht".

No. 325. — Z. 8. „selten Freie" (?).

No. 330. — Z. 5. „für" fehlt im Ms.

No. 340. — Z. 1 ff. Vgl. FrW 37.

No. 365. — Aph. schliesst nicht ab: „Nothbehelf und“ oder „— eines“.
No. 384. — Z. 3. „vieles“ fehlt im Ms.
No. 385. — Z. 10. „innere“ (?); vielleicht „neue“.
No. 387. — Letzte Z. Hinter „Gedanken“ noch ein paar Zeichen: „etc.“?
No. 400. — Aph. bricht ab. Am Schluss ein Komma.
No. 401. — Z. 18. „aufgezehrt“: ursprünglicher, nicht durchstrichener Text: „vernichtet“.
No. 402. — Letzte Z. Es folgen im Ms. noch die Worte: „Weil der Staat nicht mehr nöthig ist“.
No. 403. — Z. 3. „so üblichen“ (?).
No. 411. — Z. 5. „an“ fehlt im Ms.
— Z. 14. „Grosse eben“ (?).
No. 415. — Vgl. Z Th. III, „Von alten und neuen Tafeln“, 11.
No. 418. — Z. 2. Hinter „wegen“ im Ms. folgender Satz: „Übung und Ausbildung der Kunst des —.“ Das letzte Wort (vielleicht ein griechisches) ist unleserlich.
No. 421. — Den ersten Theil dieser Aufzeichnung s. „Leben Friedrich Nietzsche's“ von E. Förster-Nietzsche, Bd. I, S. 10 f.
No. 423. — Im Ms. von Z. 15 bis zum Schluss durchstrichen.
No. 427. — Vgl. zu den ersten Zeilen Bd. XI d. A. „Aus der Zeit der Morgenröthe“ No. 544.
— Z. 15. „auch“: steht im Ms. vor „die Deutschen“.
— Z. 28. „zurücklassen“: im Ms. „zurückzulassen“.
— An den Aph. schliesst im Ms. eine Vorstufe von FrW 105.
No. 428. — Z. 3. „um“ fehlt im Ms.
No. 434. — Z. 4. Im Ms. vor „möglichst“: „sondern“.
No. 441. — Am Schluss statt Ausrufungszeichen vielleicht Fragezeichen.
No. 445. — Z. 11. „*Juvenilia*“ (?).
No. 455. — Z. 9 ff. Vgl. Z Theil 3, „Geist der Schwere“.
No. 463. — Am Schluss stehen im Ms. noch die Worte „(zum Beispiel die Behandlung der Verbrecher.)“.
No. 475. — Z. 5. „Vergnügen“ (?)
No. 481. — Vgl. JGB 193.
No. 492. — Z. 3. „verläuft“: im Ms. „verlaufen“.
No. 495. — Z. 25. „uns“ fehlt im Ms.
No. 499. — Aph. steht auf einem losen Blatt, das nicht sicher datirbar ist. Vielleicht erst nach Z.
— Z. 2. „Horch! jetzt hört die Zeit auf!“ Diese Worte nur zum Theil lesbar; Rand des Blattes zerrissen.
No. 508. — Vgl. „Scherz, List und Rache“ No. 24.

Sprüche und Sentenzen. (1882—1884.)

No. 21. — Z. 1. „dem Erkennen“: im Ms. „der Erkenntniss“.
— Z. 3. „daran“: im Ms. „darin“
No. 36. — Z. 4. „Neuigkeiten“ (?).
No. 53. — Steht in einem Entwurfheft zum zweiten Zarathustra. Dabei: „(Idealisten)“.
No. 56. — Z. 2. „ein“: vielleicht verschrieben statt „etwas“.
No. 63. — In einem Entwurfheft zum zweiten Zarathustra. Dabei: „(Erkennende)“.
No. 330. — Vgl. „Lou Andreas-Salomé, Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ S. 25. Eine Vorstufe der dortigen Fassung (N XXX) hat die letzten 5 Worte unterstrichen.
No. 332. — Vgl. Lou Andreas-Salomé a. a. O. Unsere Fassung ist später als die dortige.
No. 333. — Vgl. Lou Andreas-Salomé a. a. O. In einer Vorstufe der dortigen Fassung (N XXX) lautet der Schluss: „Ideal für grundgute Menschen. (Zum Beispiel Goethe.)“
No. 345. — Der Nebensatz lautete ursprünglich: „wie Schopenhauer einer war“.
No. 501. — Z. 1. „Leib“ (?).
No. 511. — Von „hinein“ an im Ms. später mit Bleistift durchstrichen.
No. 561. — Z. 7. Statt „Schriftstellerei“ vielleicht „Schriftstellern“.
No. 562. — Vgl. Lou Andreas-Salomé a. a. O. 125 f. Anm. Eine Vorstufe der dortigen Fassung (N XXX) hat folgende Varianten:
— Überschrift: „Stil.“
— Z. 3. „soll jedes Mal dir“.
— Z. 5. Das in der Klammer Stehende fehlt.
— Z. 7. „vortragen“ nicht unterstrichen.
— Z. 8. Statt „muss“: „soll nur“.
— Z. 9. „Mittel“ nicht unterstrichen.
— Z. 11. Statt „ausdrucksvolle“: „ausdrucksreiche“.
— Z. 12. „nothwendig schon“.
— Z. 15. „und“ fehlt.
— Z. 19. Statt „vor der“: „gegen die“.
— Z. 21. Statt „Bei den“: „Für die“.
— Z. 24. Statt „nicht“: „nie“.
— Z. 27. „in — Mittel“ fehlt.
— Z. 29. Nach „überzutreten“ noch folgender Satz: „Ohne das feinste Gefühl und Vermögen im Poetischen selber kann man diesen Tact nicht haben.“
— Z. 31 f. „und klug“.
— Z. 32. Statt „zu überlassen“: „es übrig zu lassen.“
— Z. 33. Die letzten Worte nicht unterstrichen.
— Sentenz No. 8. Vgl. JGB 128.

No. 575. — Z. 3. „gar kein Gefühl mehr“: im Ms. „gar nicht mehr Gefühl“. Ursprünglich lautete der Schluss: „und gar nicht fühlt, was der Andere fühlt.“

No. 613. — Z. 1. Über „Wie lange“ steht im Ms. „Wie viel Jahrhunderte“.

No. 656. — In einem Heft zum 1. Zarathustra. Dabei steht: „(Rede an die Thiere)“.

Nachträge zum Zarathustra. (1882—1886.)

No. 675. — Vor unserem Anfang im Ms.: „Mit der Todtenfeier zu beginnen“. Sollte für Z. verwandt werden. Wohl Gottes Todtenfest gemeint.

No. 676. — Z. 7. „neuerer“ (?).

No. 688. — Z. 2. Hinter „falsche“ ist im Ms. eine Lücke für ein zweites Adjectivum gelassen, die nicht ausgefüllt worden ist.

No. 712. — Z. 8. Hinter „bringen“ im Ms. die Worte „ , der beste Bruder sein“. Nicht verständlich.

No. 730. — Z. 1. Im Ms. „dem Gesindel“.

Seite

374. — Z. 15. „Und der König trat“: im Ms. „—trat er“.

376. — Letzte Z. „mögt“: im Ms. „möcht“.

377. — Z. 20. „Weihrauchs“ im Ms. durchstrichen, ebenso wie zwei andere darübergeschriebene Worte: „Blumen“, „Herzen“.

388. — Z. 29f. Das Ms. hat hier folgende zwei nicht zusammengearbeitete Fassungen: „da stiess er ein wildes Gebrüll aus und sprang auf sie los“. — „siehe, da sprang der Löwe mit einem wilden Gebrülle auf die höheren Menschen los“.

391. — Z. 6. v. u. „Zum dritten und vierten Act“: im Ms. „Zu 3“.

393. — Plan zu Zarathustra IV, No. 4. Im Ms. am Rande folgende Bemerkung: „einige absonderliche Heilige kommen auch als Jünger; auch ein Narr (Epicur?)“.

394. — No. 22 u. s. w. Am Rande die Worte: „(wie der Tod in die Welt kam!)“.

396. — Z. 1. Hinter „Vernunft“ folgende unsichere Worte: „als königlich-stark dem Gefühl“.

— Z. 3 v. u. „Schnee“ (?).

397. — Z. 7. „züchtigt (!). Verschrieben statt „züchtet“?

400. — „Erst die Gesetzgebung“. Davor „Zu 4.“

402. — Mitte, „Mit seiner Linken“. Am Schluss noch ein angefangener Satz: „Zu seiner Rechten auf dem Tische der Felsplatte —“

Seite

409. — Dritter Abschnitt. „Im zweiten Theil“: im Ms. „In Z. 4.“

410. — Z. 2 v. u. „umschaffen“: im Ms. „umzuschaffen“.

412. — Zweiter Abschnitt. „Im letzten Theil“: im Ms. „In Z. 6.“

414. — Zweiter Abschnitt. „Es muss viele Übermenschen“: im Ms. „müssen“. — „ihres Gleichen“: im Ms. „seines“.

415. — Zu dem Abschnitt: „1) Zarathustra gefangen —“ gehört folgender Satz im Ms.: „grosser Gegensatz zwischen der ungeheuren Unsicherheit und den kleinen Menschen“.

— Über dem ersten Abschnitt: „1. Grosser Trompeten-Herolds-Lärm“ steht im Ms. „Z. 5.“ Vor dem zweiten Absatz steht „Z. 1.“

417. — Über dem ersten Abschnitt im Ms. „Z. 5.“

Die Herausgeber des Nietzsche-Archives.

206793

Philos.
N677
1917

Author Nietzsche, Friedrich

Title Werke. Vol.12

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU